50.

Jahresbericht

des

Altmärkiſchen Vereins

für

vaterländiſche Geſchichte

zu Salzwedel

Im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben

von

Paul Pflanz

Salzwedel

Druck: Salzwedeler Wochenblatt

Graphiſche Anſtalt, G. m. b. H.

1936

Bibliothek Kreismuseum Salzwedel

Der Vorstand des Vereins:

Vorsitzender: Professor **Dr. Fehse, Salzwedel.**
Stellvertreter: Erbhofbauer **Schulze-Stapen.**
Schriftführer: Pfarrer **Pflanz, Kloster-Neuendorf.**
Stellvertreter: Pfarrer **Sültmann, Mehrin.**
Syndikus: Rechtsanwalt und Notar **Looff, Salzwedel.**
Kassenführer: Rektor **Borchers, Salzwedel.**
Museumsverwalter: Eisenbahning. a. D. **Bohnstedt, Salzwedel.**
Bibliothekar: Studienrat **Kromphardt, Salzwedel.**
Beisitzer: Lehrer **Ehlies, Lüdelsen.**
Lehrer i. R. **Kredel, Salzwedel.**
Kaufmann **Dr. Fr. W. Meyer, Salzwedel.**
Dentist **Schramm, Salzwedel.**
Oberstleutnant a. D. **Graf v. d. Schulenburg, Tylsen.**
Sanitätsrat **Dr. Schulze, Diesdorf.**
Bezirksschornsteinfegermeister **Stemmle, Calbe a. d. M.**

Ehrenvorsitzender:
Studiendirektor i. R. **Dr. Adler, Salzwedel.**

Ehrenmitglieder:
Pfarrer i. R. **Daume, Hamburg.**
Regierungsrat **Dr. Thiemer, Liegnitz.**

Zuschriften in Vereinsangelegenheiten sind an den Vorsitzenden oder den Schriftführer zu richten, in Museumsangelegenheiten an den Museumsverwalter.

Der Jahresbeitrag (für Einzelpersonen 3 RM., für Vereine und öffentliche Körperschaften mindestens 10 RM.) ist bis zum 1. 4. jeden Jahres an das Konto des Vereins Nr. 275 bei der Stadt- und Kreissparkasse zu Salzwedel einzuzahlen. Später wird der Beitrag durch Nachnahme erhoben.

Hundert Jahre Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.

Von Wilhelm Fehse, Salzwedel.

Der Altmärkische Verein für vaterländische Geschichte feiert das Fest seines 100jährigen Bestehens an einem Zeitpunkt, der fast alle Ziele, die seinen Begründern einst vorschwebten, der höchsten Erfüllung nahe zeigt. Und so könnte es scheinen, als dürfe der Tonfall stolzer Genugtuung den Hütern seiner Ueberlieferungen heute nicht verübelt werden. Und doch sind wir weit entfernt davon, Triumph zu rufen. Gerade die Macht, in deren Dienst wir stehen, die Geschichte, versagt uns das Recht dazu. Denn wir wissen nur zu genau, daß der Sieg der großen Idee, in deren Banne vor hundert Jahren Johann Friedrich Danneil und seine Helfer sich ihre Aufgaben suchten, erst der allerjüngsten Vergangenheit zu verdanken ist und daß die treuen Diener unseres Vereins bei allem guten Willen und bei aller Hingabe an die selbstgewählte Arbeit doch nur einen recht bescheidenen Anteil an diesem Siege haben. Wir haben es erlebt, wie die Sache, der wir in bösen Jahren mit fast mutloser Hoffnungslosigkeit dienten, mit einem Schlage zur Sache des gesamten Volkes emporwuchs, wie unsere Aufgaben, die jahrzehntelang nur gar zu vielen als die Spielerei einiger gegenwartsfremder Sonderlinge erschienen, plötzlich in den Blickpunkt des Tages gerückt und rückhaltlos als Lebensnotwendigkeiten anerkannt wurden. Manche von uns mögen diesen Augenblick mit ihrer Sehnsucht vorweggenommen haben; aber auch unter diesen werden wenige gewesen sein, die nicht durch den Glanz der Erfüllung geblendet wurden. Und es ist nur verständlich, wenn diese Blendung, dieses Herausreißen aus der Stille der selbstvergessenen Hingabe an liebgewordene Arbeit in das laute Fordern des Tages, manchen von uns zaghaft gemacht hat vor den unentrinnbaren Fragen nach den neuen Arbeitswegen, die jetzt notwendig geworden sind. Es sind ja zum größten Teil wissenschaftliche Aufgaben, die uns beschäftigen, gebunden an die Einsamkeit der Studierstube, unansehnlich oft für jene, die handelnd und richtunggebend das Leben der Zeit bestimmen, deren Erfüllung aber Stücklein für Stücklein unentbehrliche Bausteine liefern für einen Bau, der der Zukunft angehört. Und dieser Bau heißt heute wie vor 100 Jahren deutsche Selbsterkenntnis.

Weil aber dieser Ruf nach deutscher Selbsterkenntnis heute Ruf unseres gesamten Volkes geworden ist, darum ist es unvermeidlich, daß das zweite Jahrhundert unseres Vereins, das wir jetzt beginnen, ein wesentlich anderes Gesicht tragen muß und wird wie das erste, auf das wir mit Dank und Ehrfurcht zurückblicken, und wir wissen uns des Segens seiner Gründer auch zu den neuen Wegen gewiß.

In diesem Augenblick der Zeitwende aber liegt die Verpflichtung im Rahmen unserer Aufgaben, aus der Geschichte unseres Vereins selbst heraus die große Wandlung zu deuten, deren Anfänge wir heute durchleben und die erst in den Geschlechtern, die nach uns kommen, ihre Vollendung finden wird.

Als im Jahre 1836 Johann Friedrich Danneil den Plan zur Gründung des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie faßte, da konnte er sich schon auf zahlreiche Vorbilder berufen, die fast alle erst wenige Jahre vorher in den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes in das Leben getreten waren. Und es ist kein Zufall, daß gerade in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die Idee, von der alle diese Gründungen getragen waren, einen fruchtbaren Boden fand. Nach den dumpfen Jahren der Enttäuschung, die auf den ruhmvollen und hoffnungsreichen Aufschwung der Freiheitskriege gefolgt waren, hatte das Nachzittern der französischen Julirevolution des Jahres 1830 auf deutschem Boden eine politische Erregung gezeitigt, die durch alle Machtmittel nicht zu ersticken war. Letzten Endes handelte es sich darum, daß den Ideen der ersten französischen Revolution des 18. Jahrhunderts, den schönen, mit so viel Blut getauften Lehren von den Menschenrechten, weit die Tore des deutschen Geisteslebens geöffnet wurden. Damit trat die Selbstsucht der Fürsten, die auf dem Wiener Kongreß hohnlachend über die deutsche Einheitssehnsucht der Kämpfer von Leipzig und Belle Alliance hinweggeschritten waren und alle völkischen Bestrebungen, die auf dieses Ziel gerichtet waren, als Aufruhrverbrechen verfolgten, in eine besonders grelle Beleuchtung. Unter jüdischer Führung gewannen die undeutschen Volksbeglückungsideen des Westens eine Macht, die der Zeit ein verändertes Gesicht gab. Die buntschillernden Schleier, die die Romantik um die harten Umrisse der Wirklichkeit gezogen hatte, zerrissen. In grimmiger Ehrlichkeit zeigten die Dinge und Verhältnisse ihre beklemmende Unzulänglichkeit. Die in mittelalterliche Fernen, in das Reich der Märchen und Sagen oder in die Heimlichkeit des deutschen Waldes geflüchtete Poesie kehrte gar sehr ernüchtert auf die Gassen und Märkte der Städte zurück und sang politische Lieder, die den besorgten Vormündern des Volkes recht mißtönig in die Ohren klangen. Die Zeit des Jungen Deutschland brach an.

Aber wenn die Romantik auch von dem lärmenden Gehabe des Tages in den Winkel gescheucht wurde, sie war nicht tot. Sie hatte ja nicht nur ihrem Drang nach Unendlichkeit mit der Erweckung versunkener Welten und der Schaffung überwirklicher Reiche Genüge getan, sie hatte auch die bleibenden Grundlagen der deutschen Wissenschaft gelegt. Nicht nur deutsche Märchen und Sagen hatten die Brüder Grimm gesammelt und zu unverlierbarem Besitz ihrem Volke wiedergeschenkt, sie hatten mit ihrer Ergründung der deutschen Sprache, der deutschen Mythologie, des deutschen Rechtes so manches verschüttete Kleinod unseres Volkstums wieder ausgegraben und in seinem ursprünglichen Glanze gezeigt. Und gerade in diesen Leistungen sollte die Romantik trotz des Hohnes eines Zeitgeistes, der sich im ohnmächtigen Ringen mit den politischen Tagesfragen erschöpfte, ihre unzerstörbare Fruchtbarkeit offenbaren.

Und hier knüpften jene Kreise des gebildeten Bürgertums an, denen der politische Gassenlärm der berufenen und noch öfter unbe-

rufenen Volkstribunen gleichfalls ein widerlich Getön war, auch wenn sie die Sehnsüchte, von denen der große Freiheitskampf getragen worden war, als Heiligtum in ihrem Busen wahrten. War ihnen der Weg zu politischer Betätigung verbaut, so machten sie aus dieser Not eine Tugend. Schien ihnen das große, geeinte Vaterland ein ferner Traum, so klammerten sie sich mit um so heißerem Herzen an ihre engere Heimat und schufen sich in der Ergründung und Förderung ihrer Werte in Vergangenheit und Gegenwart einen bescheidenen, aber beglückenden Beruf.

Wie mit Kinderaugen, die noch nicht durch lange Gewöhnung stumpf geworden sind, entdeckten sie die Wunder der Heimat neu. Da gab es nichts Geringes und Unbedeutendes für sie. Gar manche Sache, die der rasche Tag zu dem alten Eisen oder auf den Kehrichthaufen geworfen hatte, war ihnen wertvoll und redete zu ihnen in einer Sprache, die sie verstanden. So sachlich kühl und pedantisch genau sie sein konnten, wenn ihnen bloße Phantasterei ins Handwerk zu pfuschen drohte, darin waren sie echte Romantiker, denen Eichendorffs Verse kein bloßes Märchen erzählten:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu klingen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Ihr Zauberwort hieß Heimat, und mit ihm erlösten sie die Dinge von dem Rost der Unansehnlichkeit. Sie nahmen sie an ihr Herz und wurden nicht müde, den Liedern zu lauschen, die ihnen dabei aufklangen. Es waren ja immer Lieder von deutscher Art und deutscher Arbeit, von deutscher Kunst und von deutschem Schicksal. Und es machte nur einen unwesentlichen Unterschied, ob es sich um eine Pergamenturkunde, die von längst überlebten Dingen der Heimat erzählte, um ein anspruchsloses Werkstück heimischer Handwerkskunst, um einen sinnvollen Erntebrauch oder um einen Urnenscherben handelte, den der Pflug auf dem Acker bloßgelegt. Alles sprach ihnen eine vertraute Sprache, und alles wob sich ihnen in ein Bild vom Leben ihres Volkes ein. Natürlich war dies vorerst ein sehr lückenhaftes Bild. Aber das beirrte sie keinen Augenblick. Ihr Forschen und Sammeln sollte ja nicht im Dienste des Tages stehen. Sie waren sich bewußt, Schatzgräber im Dienste der Zukunft zu sein. Keiner war sich klarer darüber als der Gründer unseres Vereins Johann Friedrich Danneil, den unsere Gegenwart als einen der Väter der Vorgeschichtsforschung feiert. Er verdankt ja diesen Ehrennamen nicht zuletzt der Entsagung auf Gegenwartsgeltung, die er sich bei seiner Arbeit zur Pflicht machte, und er brachte dies schon in seinem ersten Vereinsbericht als grundsätzliche Forderung zum Ausdruck:

„Hunderte von vollständigen Urnen und Kostbarkeiten aus dem edelsten Metall haben für den Forscher gar keinen Wert, wenn er von ihnen weiter nichts weiß, als daß sie da sind, während ein Stück verrostetes Eisen, eine einzige Gefäßscherbe, wenn die näheren Umstände, unter denen und die Art und Weise, wie es gefunden ist, bekannt sind, wichtige Resultate geben können. Auf der anderen Seite läßt sich nicht leugnen, daß die Resultate, welche wir aus den Altertümern ziehen können, noch nicht sehr

groß sind und daß nicht wenige Freunde des Altertums dem wissenschaftlichen Streben durch zu übereilte Schlüsse aus diesen Altertümern mehr geschadet als genutzt haben. Der Nutzen, den die Wissenschaft von den Ausgrabungen haben wird, kann erst allmählich sich zeigen; wir können nur Materialien zu dem von unseren Nachkommen aufzuführenden Gebäude zuführen, indem erst dann, wenn in allen deutschen Gauen und angrenzenden Ländern hinreichende Ausgrabungen mit genauer Beachtung aller näheren Umstände vorgenommen sind und die Resultate vorliegen, ein vollständiger Gewinn für die Geschichte daraus hervorgehen kann.

Lassen wir uns aber dadurch nicht abhalten, tätig zu sein, wenn wir auch das Ganze noch nicht überschauen können; wir arbeiten ja in so vielen Dingen für unsere Nachwelt, und auch der Greis freut sich am Ende seiner Tage, wenn er ein junges Bäumchen pflanzt, an dem erst Kinder und Enkel die Frucht sehen werden."

Wir sehen: neben dem hoheitsvollen Verzicht auf Gegenwartsgeltung kommt hier auch das Bewußtsein des allzu engen Rahmens, in dem die Arbeit verläuft, klar genug zum Ausdruck. So rückhaltlos dieser Zwang bejaht wurde, er hinderte doch die Väter unseres Vereins von Anfang an nicht, ihre Hände in die Weite zu strecken. Schon in dem für die Statuten festgelegten Arbeitsplan werden die „Korrespondenzen" nachdrücklich genannt. Es galt ja auf vielen Einzelgebieten Neuland zu beackern; da war ein Austausch der Erfahrungen auch mit weit entfernt wohnenden Arbeitsgenossen unbedingt notwendig. Besonders fruchtbar aber wurde die Zusammenarbeit mit der Ferne erst, als zu den Korrespondenzen der Austausch der Veröffentlichungen trat. Ein weitgespanntes Netz wurde nicht nur mit gleichstrebenden Vereinen, sondern auch mit hochberühmten wissenschaftlichen Instituten des In- und Auslandes geknüpft. Das erwies sich besonders für die junge vorgeschichtliche Forschung als sehr bedeutsam, aber es erlöste auch auf allen anderen Gebieten den einsamen Sammler und Forscher von dem beklemmenden Bewußtsein seiner Enge. Wir stehen noch heute in dem reichen Genuß des Erbes, das uns damit vermacht wurde. Jahr für Jahr finden über hundert z. T. recht umfangreiche und kostbare Veröffentlichungen aus allen Gauen Deutschlands und aus Oesterreich, Böhmen, Polen und Schweden auf dem Wege des Austauschs gegen unsere bescheidenen Jahresberichte den Weg in unsere Bibliothek. Wie reich und tief diese damals angeknüpften Beziehungen sich nicht nur im Dienste der Wissenschaft, sondern vor allem auch im Dienste der Idee deutscher und germanischer Selbsterkenntnis ausgewirkt haben, wie wertvolle Gemeinschaftsfäden sie über alles Trennende hinweg gezogen haben, ist gar nicht abzuschätzen.

Aber eine Gefahr war doch von Anfang an sichtbar, und sie verschärfte sich unter dem Einfluß des sich immer „realistischer" gebärdenden Zeitgeistes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die Fähigkeit, dem Liede zu lauschen, das in den Dingen schläft, ist nicht immer mit jener vereint, dieses Lied nun auch anderen, denen solche feinen Ohren nicht geschenkt wurden, hörbar zu machen. Johann Friedrich Danneil kannte diesen Mangel nicht. Er war nicht umsonst ein Schulmeister von Gottes Gnaden, für den eine Wissenschaft um ihrer selbst willen ein

Widerspruch in sich selbst war. Der leidenschaftlich erzieherische Drang, der in diesem rastlos tätigen Manne lebte, machte ihn sogar zum Zeitungsgründer, und seine Schöpfung, das „Salzwedeler Wochenblatt", wurde und blieb ein getreuer Helfer seines Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. Er drückte ihm den Stempel seines eigenen Wesens auf und stellte es in den Dienst der Heimatforschung und der völkischen Selbsterkenntnis. Aber er selbst befürchtete doch auch schon bei der Gründung seines Vereins, daß die Beschäftigung mit den geschichtlichen Grundlagen der Heimat allein keinen tragfähigen Boden abgeben würde, und so verband er damit die Förderung der wirtschaftlichen Gegenwartsinteressen der Heimat. Die Fürsorge für den Fortschritt in Gewerbe und Landwirtschaft wurde in die Arbeit des Vereins einbezogen. Es war ein im tiefsten Sinne romantischer Gedanke, der ihn dabei leitete. Die beiden verschiedenartigen Betätigungen des Vereins sollten sich gegenseitig befruchten und durchdringen. Der willkürliche Trennungsstrich, den der Mensch immer wieder zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem zieht, sollte seine Anmaßung verlieren. Vielleicht stand auch er, der so unbefangen seine Arbeit in eine ferne Zukunft warf, im Banne jenes Wortes des tiefsinnigen Görlitzer Schusters und Philosophen Jakob Böhme, das die Romantiker so sehr liebten:

„Wem ist Zeit wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie diese Zeit,
Der ist befreit von allem Streit."

Der Bauer sollte zukunftsoffen und modern im besten Sinne sein, aber er sollte doch nie ohne das Bewußtsein über seine Scholle wandeln, daß er nur ein Glied der endlosen Kette sei, die unabsehbare Vergangenheit mit unabsehbarer Zukunft verknüpft.

Verheißungsvoll genug waren die Anfänge der Arbeit auch auf diesem anderen Gebiet. Der Altmärkische Verein für vaterländische Geschichte und Industrie veranstaltete die ersten landwirtschaftlichen Ausstellungen, er stellte sich in den Dienst der Tierzucht und begründete die berühmten Gardeleger Pferderennen.

Es war nicht Danneils Schuld, daß seine große Idee der Verschmelzung von geschichtlicher Ehrfurcht und klaräugigem Gegenwartsschaffen nicht die Früchte zeitigte, die er erhofft hatte. Mit Riesenschritten entfernte sich die Zeit von der Unendlichkeitssehnsucht der Romantik. Sehr reale Forderungen machten sich überall im Volkskörper recht rücksichtslos geltend. Alle Bindungen an geschichtliche Ueberlieferungen gewannen einen sehr niedrigen Kurswert in einer Zeit, die von dem Schrei nach neuen politischen Formen durchgellt war. Im Schicksalsjahr 1848 mußte Danneil erkennen, daß sein Plan, wie er sich ihm im Jahre 1836 gestaltet hatte, gescheitert war. In der Generalversammlung vom 17. Februar 1848 wurde die Teilung des Vereins in einen geschichtlichen und einen landwirtschaftlichen Zweig beschlossen und durchgeführt. Der Sitz des ersten blieb in Salzwedel, der Sitz des zweiten, der einen selbständigen Vorstand erhielt, wurde Stendal. So beschränkte sich der Zusammenhalt auf wenig mehr als auf den Namen. Vier Wochen später machte der Ausbruch der Märzrevolution jede Vereinstätigkeit auf lange Zeit unmöglich. Fast zehn Jahre vergingen, bis man den Mut zu einem neuen Anfang fand. Erst am 15.

Juli 1857 wurde eine neue Generalversammlung berufen, zu der 5 ehemalige Mitglieder und 7 neue Freunde vaterländischer Geschichte sich einfanden, die das Weiterbestehen des Vereins beschlossen. Danneils letzte Leistung für den Verein war der Jahresbericht von 1848. Bei der Neugründung nahm er kein Vorstandsamt wieder an.

Dieser Zusammenbruch des Vereins gerade im „tollen Jahr" 1848 ist im höchsten Grade bezeichnend und von starker Sinnbildlichkeit für die Wege, die das deutsche Schicksal ging.

Die Revolutionsideen, die im Jahre 1830 den entscheidenden Durchbruch gewonnen hatten, hatten auf der ganzen Linie gesiegt. Sie hatten sich mit der Einheitssehnsucht des Volkes verbündet und dadurch ihre Stoßkraft verstärkt. Auch weiten Kreisen des Bürgertums dünkte jetzt der Weg des politischen Kampfes der schnellere und sicherere zur Erlangung der Einheit. Verlassen und vergessen wurde jener andere Weg der völkischen Selbstbesinnung, der mit der glaubensvollen Berufung auf die Ursprünglichkeit des deutschen Wesens und die Kraftquellen der deutschen Kultur zu einem vielleicht langsamen, aber organischen Zusammenwachsen all dessen führen sollte, was deutsch fühlte. Es ist ja leider nur zu häufig so, daß die Ungeduld der Menschen von Dingen, bei denen die hoheitsvolle Gelassenheit der Natur keinen Einfluß hat, die Frucht vor der Blüte verlangt.

Auch als die im Jahre 1848 für einen Augenblick ins Wanken geratene Macht der Staaten sich wieder gesammelt und die Revolution niedergeschlagen hatte, war jener innere Weg still schaffender deutscher Selbsterkenntnis, wie er Männern wie Johann Friedrich Danneil vorschwebte, nicht mehr gangbar. Zu deutlich hatte das Frankfurter Parlament dem gesamten Volke die Schranken der Heimatenge zu Bewußtsein gebracht. Wohl wurde die alte Arbeit wieder aufgenommen, wohl wurde geforscht und gesammelt wie vorher. Aber die Illusion, daß damit wirkungsvoller Dienst an der Zukunft geleistet wurde, war zerronnen. Und sie lebte auch nicht wieder auf, als endlich zum Erstaunen des deutschen Pfahlbürgers die Einheitssehnsucht auf einem dritten, ungeahnten Wege durch den stählernen Willen eines unerbittlich kühl rechnenden Realpolitikers die Erfüllung fand. Die Tätigkeit der Geschichtsvereine wurde in steigendem Maße Wissenschaft um der Wissenschaft oder doch um der Liebhaberei willen. Sie leistete auch so keine unnütze Arbeit. Wir würden auf manchem Gebiete, das heute wieder im Brennpunkt der völkischen Interessen steht, die schmerzlichsten Lücken zu beklagen haben, wenn sie, enttäuscht durch die Wandlung der Verhältnisse, die Arbeit eingestellt hätten. Aber der Zusammenhang mit den breiten Schichten der Bevölkerung, wie er Danneil bei der Gründung seines Vereins als unerläßlich vorgeschwebt hatte, war und blieb zerrissen. Auch im neuen Kaiserreich änderte sich nichts daran. Dieses Reich zeigte nur zu bald die Schwächen, die es seiner Entstehung aus politischem Machtwillen heraus verdankte. Während es immer unaufhaltsamer in den Strudel der Weltpolitik hineingerissen wurde, wuchsen in seinem Innern bedrohlich genug die steilen Schranken partikularistischer und sozialer Gegensätze empor. Und die Regierungen hatten viel zu viel mit ihren wachsenden Gegenwartssorgen zu tun, als daß sie

Johann Friedrich Danneil

(nach einem Aquarell vom Jahre 1823, im Besitz von Superintendent i. R. D. Danneil, Magdeburg

sich viel darum kümmern konnten, das Neuerrungene in dem Boden einer tausendjährigen Ueberlieferung zu verwurzeln. Jedenfalls sahen sie das Zusammenwachsen des gesamten Volkes zu einer einzigen großen Volksgemeinschaft nicht als ihre vordringlichste Arbeit an. Oder sie sahen in der patriotischen Phrase und in dem Hinweis auf die äußere Machtstellung des Reiches ausreichende Mittel dazu. Wie schmählich diese Mittel versagten, wissen wir heute. Ein hemmungsloser Materialismus durchdrang alle Volksschichten, durchseuchte selbst weite Gebiete des Geistigen und entseelte erbarmungswürdig das Leben. Die Interessen, die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts Männern wie Danneil eines Lebensopfers würdig erschienen waren, erhielten endgültig den fragwürdigen Schein einer wissenschaftlichen Spielerei. Wer das für eine Uebertreibung hält, der erinnere sich an die hoffnungslosen Kämpfe des Altmeisters der deutschen Vorgeschichte Kossinna um die Anerkennung seiner Wissenschaft. Während das Reich mit den Millionen nicht sparte, um in Griechenland, Kleinasien und Mesopotamien deutsche Ausgrabungen zu ermöglichen oder den Einfluß der Römer auf deutschem Boden wissenschaftlich klar zu stellen, war für die Aufdeckung der germanischen Grundlagen unserer deutschen Volkskultur kein Geld vorhanden. Wer auf diesem Gebiete arbeitete, mußte bereit sein, nicht nur das Opfer an eigener Zeit und Kraft, sondern auch an eigenen Mitteln zur Verfügung zu stellen. Und wie im Großen, so war es im Kleinen. Erst im vierten Jahre vor der Feier seines 100jährigen Bestehens wurde es dem Altmärkischen Verein für vaterländische Geschichte ermöglicht, seine reichen Sammlungen, die anschaulicher als alles andere von seiner Arbeit zeugen und die seit Jahrzehnten schon in den wissenschaftlichen Kreisen des In- und Auslandes einen guten Ruf hatten, aus beständig gefährdeter Notbehausung hervorzuziehen und in würdigen Räumen der breiten Oeffentlichkeit zu zeigen. Seit vier Jahren erst wirken unsere z. T. hochberühmten vorgeschichtlichen Funde, die durch ihr Dasein allein das traurige Märchen von der Barbarenkultur unserer Vorfahren der Lächerlichkeit preisgeben, auf unsere heranwachsende Jugend. Es war erst der bittere Weg durch schwerste äußere und innere Not, der unserem Volke den Zwang zu völkischer Selbsterkenntnis unentrinnbar machte.

Diese beschämende Feststellung sichert uns heute vor jeder Ueberheblichkeit und jedem billigen Selbstruhm. Sie öffnet uns aber auch die Augen für die Bedeutung des großen Wunders, in dessen Entfaltung wir stehen. Das Jahrzehnte hindurch fast ängstlich umhegte Wissen weniger gelehrter Leute und begeisterter Liebhaber, heute flutet es durch alle deutschen Schulen als eine Saat von unübersehbarer Keimkraft. Wir aber neigen uns in Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Zauber, der das Lied, das in allen deutschen Dingen schlummert, machtvoll erlöst und einem ganzen Volke als gewaltigen Hochgesang zu Gehör gebracht hat.

Dem Manne, der in seiner deutschen Seele das Zauberwort fand, nicht uns wird es zu verdanken sein, wenn das zweite Jahrhundert des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte ein anderes Gesicht tragen wird und muß wie das erste. Wohl wird auch künftig nicht den Hütern seiner Ueberlieferungen und seiner Schätze die ent-

sagungsvolle Arbeit des Sammelns, des Auswertens und des Forschens im stillen Studierstübchen erspart bleiben. Aber das Gespenst der Einsamkeit, das sie heimsuchte, ist für immer gebannt. Jetzt sind auch sie eingespannt in den großen Arbeitsprozeß unseres ganzen Volkes, der bei aller Mannigfaltigkeit nur ein Ziel kennt. Und vor allem, es steht vor ihnen eine fordernde Jugend, die Wahrheit von ihnen über das heilige Erbe der Ahnen verlangt. Darum muß Verjüngung das Losungswort ihres seelischen Wandels sein. Nicht blitzartig kann sich dieser Wandel bei allen vollziehen. Aber eines duldet keinen Verzug: weit müssen die Pforten aufgestoßen werden, die zu ihrem Arbeitsreich führen, und es darf nur ein Ruf gelten: „Kommt ihr alle!“

„Der wahre Werth der deutschen Alterthümer wird noch immer nicht nach Verdienst gewürdigt. — Daher sieht auch Mancher mit Lächeln auf diese der Erde enthobenen Gefäße und Geräthe als auf Dinge hin, denen es mangelt, was wir an Italiens und Griechenlands Geräthen bewundern. Aber müssen wir darum, weil der Kunstwerth derselben geringer ist, ihren Werth für die Geschichte und die Sitten unserer Vorfahren aufgeben? Geht nicht der klassische Archäolog zu den rohen und steifen Formen ägyptischer Bildung zurück, als den Uranfänger der griechischen Kunst, warum will man an dem Deutschen es tadeln, wenn er zu den Erzeugnissen des Uranfangs deutscher Kunst ebenfalls zurückgeht? Oder hat das alte Germanische weniger Werth, weil es in unsrer heimischen Erde sich findet und uns zu Füßen liegt? Lassen Sie uns das Flämmchen, das über den Gräbern unsrer Altvordern noch matt herüberleuchtet, nicht weniger schätzen, als das aus dem fernen Afrika! — Sammeln wir aber diese Alterthümer blos als Seltenheiten und sind wir zufrieden mit dem Besitz derselben, so ist es allerdings nicht vielmehr, als Spielerei. Aber eine höhere Absicht leitet unser Streben. Was die Schriftsteller über unsre Vorfahren erzählen ist mangelhaft, unbestimmt, oft widersprechend, lauter und besser als diese unvollkommenen Andeutungen der Alten reden die im Schooße der Erde verborgenen Gefäße, Hausgeräthe, Waffen, Schmucksachen und dergl. von den Sitten, Gewohnheiten und von der Stufe der Bildung, auf der sie standen.“

J. Fr. Danneil (im 1. Jahresbericht des A. V.

Johann Friedrich Danneil: Lebenserinnerungen.*)

Meine geliebten Kinder!

Indem ich Euren am Morgen des 1. Juli 1852 gegen mich ausgesprochenen Wunsch, einige Momente aus meinem Leben in dies Buch zu tragen, zu erfüllen anfange, bevorworte ich, daß wohl längere Zeit darüber hingehen wird, bevor ich damit zu Ende kommen werde, weil, ungeachtet der Muße, das Auge, wie Ihr wißt, seine Dienste versagt und daher nur in kurzen Absätzen geschrieben werden darf. Im Dictiren habe ich keine Uebung, so daß ich mich nicht gut fremder Hülfe bedienen kann; überdies ist es Euch auch gewiß lieber, wenn ich das Zu-Sagende mit eigener Hand eintrage.

Ob ich zu Ende komme? Das kann nur Gott wissen!

Daß ich am 18. März 1783 zu Calbe geboren bin, wißt Ihr. Weniger ist Euch von meinen Eltern, wie ich glaube, bekannt; daher hier einiges.

Mein Vater Johann Friedrich Danehl — so schrieb er sich, bis die Furcht vor Lösener's Stock mir den fremden Namen „Danneil“ octroyirte — war der Sohn eines Calbeschen Bürgers und Leinwebers, der früh geheiratet und 3 Kinder erzeugt hatte, als ihm die Frau nach der Entbindung mit dem 3. Kinde starb. Diese Geschwister waren:

1. die Mutter des jetzt hier noch lebenden Kaufmanns Rießling,
2. Mein Vater
3. eine bei der Rießling unverehlicht im Alter verstorbene Tante, die ich nur unter dem Namen Marieken gekannt habe.

*) Die Erlaubnis zum Abdruck verdankt der Altmärkische Geschichtsverein dem Vorsitzenden des Familienverbandes Danneil, Herrn Superintendent i. R. D. Heinrich Danneil, Magdeburg, einem Enkel des Verfassers. Der Abdruck ist bis auf zwei ganz kleine, unbedingt nur für die Familie bestimmte Sätzchen vollständig und unverändert. Nur an ganz wenigen Stellen sind offensichtliche formale Versehen behutsam berichtigt. Rechtschreibung und Zeichensetzung, die übrigens in der Handschrift sehr schwanken, sind im allgemeinen nicht beibehalten. Für den Stammbaum verdanken wir Herrn D. Danneil mancherlei Ergänzungen aus einer im Besitze der Familie befindlichen großen Stammtafel. Ebenso möchte ich ihm für mehrere Berichtigungen mir zunächst unleserlicher Worte danken.

Helmut Kromphardt.

Da mein Großvater phlegmatischen Temperaments, wie fast alle Weber, gewesen zu sein scheint, sich daher um die Kinder wenig bekümmerte, so waren diese in eine beklagenswerte Lage versetzt, die sich durch die zweite Verheiratung des Großvaters nicht änderte. Die Kinder wuchsen wild auf und hatten vor der Stiefmutter weder Furcht noch Achtung, sondern nannten sie laut und im geheimen kaum anders als „Sirupslickersche", da sie große Neigung zum Naschen gehabt haben soll. Ich habe diese Stiefmutter meines Vaters bei einem Besuch, den sie hier in Salzwedel dem Vater machte, kennen gelernt und konnte als Knabe das eigentümliche Verhältnis, das zwischen ihr und meinem Vater stattfand, nicht begreifen.

Daß unter solchen Umständen das Hauswesen des Großvaters nicht gedeihen konnte, ist begreiflich, so daß mit dem frühen Tode desselben, als mein Vater noch unter 20 Jahr alt war, das Vermögen gleich Null war; wenigstens erinnere ich mich, von meinem Vater gehört zu haben, daß bei der Erbteilung mein Vater die liegenden Gründe mit allen Passivis erhielt, jeder der beiden Schwestern aber nur 25 — oder höchstens 50 — Thaler als Elterngut ausgesetzt werden konnten.

Mein Vater hatte Anfangs das Sattler-Handwerk gewählt, lief aber aus der Lehre, die Gründe davon kenne ich nicht; er entschloß sich darauf, Glaser zu werden. Zu dem Ende ging er nach Salzwedel bei einem wackern Bürger, dem Glaser Rüdiger, einem Großvater der jetzt hier lebenden Gebrüder Zehler. Kaum waren die Lehrjahre beendigt, als der Vater gezwungen ward, die Wirtschaft zu übernehmen. Dies war allerdings ein Unglück für ihn; denn es wäre gerade für ihn in jeder Hinsicht von sehr großem Nutzen gewesen, wenn er nach den damaligen Gesetzen 3 Jahr als Geselle hätte wandern müssen. Es war natürlich, daß er sich bald nach einer Frau umsah. Nach langem vergeblichen Bemühen ward ihm meine Mutter in Vorschlag gebracht, die in seinen Antrag willigte und ihn, ich weiß nicht, in welchem Jahre, heiratete Von ihr unten mehr.

Die Sitte, genealogische Nachrichten von der Familie zu sammeln und einen Stammbaum aufzustellen, findet in der Regel nur bei den höhern Ständen statt. Allein nach meiner Meinung sollte auch der Bürgerliche eben so viel darauf geben, als der Adeliche, wenn er auch gleich seine Ahnen nicht so weit in das Altertum hinaufführen kann. Ihr kennt meine Vorliebe für dergleichen genealogische Forschungen und werdet es dieser Liebhaberei zu Gute halten, wenn ich hier das, was Du, mein lieber Wilhelm, aus den Calbeschen Kirchenbüchern gesammelt und mir mitgeteilt hast, zusammenstelle.

Unser nachweislicher Ahn stammt aus dem Dorfe Wiepke bei Zichtau; er begab sich nach Calbe, wo dessen Nachkommen in ununterbrochener Folge bis zu meinem Vater hin gehaust haben, und wohin ein Enkel desselben durch einen eigentümlichen Zufall, wiewohl mit verändertem Namen, wieder zurückgekehrt ist.

Das genealogische Bruchstück folge umstehend!

Meine Mutter, Engel Maria Wille, war die jüngste Tochter eines wohlhabenden Ackermanns in Vielbaum bei Seehausen. Sie ward in zarter Jugend verwaist. Ihre älteste Schwester, etwa 20 Jahre älter als sie, erhielt den Hof, da der einzige Bruder als Jüngling verstorben

war, und heiratete einen Storbeck, den Großvater des am Paradeplatz hier wohnenden Tischlers Storbeck. Der Schwager scheint sich gegen meine Mutter nicht pflichtmäßig benommen zu haben, wenigstens waren die Erinnerungen an ihn im Munde meiner Eltern nicht erfreulich. Noch vor der Confirmation der Mutter nahm der Prediger Breslau in Crüden, wohin Vielbaum eingepfarrt ist, die Mutter zur Beaufsichtigung der Kinder zu sich, der einen wesentlichen Einfluß auf ihre religiöse Bildung gehabt hat. Bis zu ihrem Tode sprach sie von ihm mit der größten Verehrung, und auch bei vielen noch Lebenden in und bei Crüden ist sein Andenken im Segen. Das warme, tiefe religiöse Gefühl, das sich, dem Beispiel des Erziehers folgend, zur herrnhutischen Anschauung der Religion bei der Mutter hinneigte, ohne wirklich zu dieser Gemeinde zu gehören, hat mich oft erfreuet und gerührt; ihr Glaube war beneidenswert fest und innig. — Herangewachsen und zu körperlichen Arbeiten gekräftigt kam sie in den Dienst des Bäckers Lindenberg in Seehausen, des Schwiegervaters des Pastors Breslau, wo sie mehrere Jahre gewesen zu sein scheint. Auch hier muß sie sich sehr glücklich gefühlt haben, da sie noch oft von dieser ihrer Lebensperiode mit Liebe sprach. Zuletzt kam sie zu einem alten Fräulein v. Voß in Vielbaum, wo mein Vater sie kennen lernte und wahrscheinlich 1776 heiratete. Mit ihrem religiösen Glauben verband sie ein durchaus bescheidenes, sanftes und Liebe erweckendes Wesen, das mit einem in diesem Stande seltenen richtigen Takt im Urteilen und Handeln verbunden war, so daß sie von Allen, die sie kannten, geschätzt und geliebt ward. Man konnte von ihr sagen: sie hatte keinen Feind. Sie hätte ein glücklicheres Los verdient, als es ihr an der Seite meines Vaters leider zu Teil ward. Mit seltener Geduld ertrug sie, ungeachtet ihres lebhaften Temperaments, die Launen und die Härte des Mannes, und ermüdete nicht, alle Mittel aufzubieten, um Frieden und Eintracht in der Häuslichkeit zu befördern und zu erhalten. Nur in sehr wenigen Punkten stimmten die Eltern überein, zunächst in ihrem religiösen Glauben, der beim Vater durch die Mutter geweckt und genährt zu sein schien, aber doch bei letzterm nicht so unerschütterlich fest, als bei der Mutter war; dann in dem Streben, ihre bedrängte ökonomische Lage nach Kräften zu verbessern. Das Vermögen der Mutter, durch den Schwager Storbeck auf mancherlei Weise verkürzt, reichte nicht hin, die Schulden des Vaters zu decken und die Eltern strengten daher alle Kräfte an, um vorwärts zu kommen. Der Vater, ein überaus kräftiger Körper, ertrug die körperlichen Anstrengungen leichter, als die zartgebauete Mutter, die überdies unaufhörlich die schweren Mutterpflichten zu erfüllen hatte und 9 Kinder schnell hintereinander geboren hat; ihre Kräfte würden unfehlbar in Calbe bald erlegen sein. Nach einer 7jährigen Ehe entschloß sich mein Vater, seinen Geburtsort mit Salzwedel zu vertauschen, um hier allein seinem Handwerk sich widmen zu können, während in Calbe die Viehzucht, ein ausgedehnter Hopfenbau und die Bienenzucht die Kräfte der Eltern zu sehr in Anspruch nahmen und überschwengliche Arbeiten mit sich führten, zumal die Eltern den Grundsatz: Alles mit eigenen Händen, ohne Tagelöhner und Gesinde, zu verrichten, nicht aufgaben. Die Uebersiedelung nach Salzwedel war für die Mutter wohltätig. Sie kränkelte freilich sehr viel, und besonders litt sie an einem stets offenen Fuß und an Magenschwäche, die in eine Magenauszehrung — so nannte der Arzt die Krankheit — ausartete; aber sie war doch von den

schweren Feldarbeiten frei und brachte ihr Leben, ungeachtet sie nie ein Dienstmädchen hatte, noch auf 53 Jahre. Nach langem Siechtum und traurigem Krankenlager starb sie im Februar 1805.

Nur wenige Wochen nach ihrem Tode verheiratete sich der Vater wieder; die Ehe war eine unglückliche.

Nach diesen Bemerkungen über meine Eltern wende ich mich zu mir selbst. Ich war das 5. Kind meiner Eltern, zwei Schwestern waren jung gestorben, zwei Knaben waren tot geboren, so daß ich also das einzige Kind war. Groß war besonders des Vaters Freude über den ersten lebenden Sohn; Töchter waren ihm nicht erwünscht, daher die große Verstimmung des Vaters über die Geburt des ersten Kindes, eines Mädchen, womit der Anfang des häuslichen Unfriedens nach den Erzählungen meiner Mutter gelegt ward. Meine frühesten Kinderjahre waren unerfreulich; vom zweiten Lebensjahre an entwickelten sich die Skropheln in einem hohen Grade, so daß ich bis zum 4. oder 5. Lebensjahre großenteils auf dem Krankenbette gelegen haben soll. Dann zeigte sich, als ich spät zu gehen anfing, ein gekrümmtes Bein, indem sich der rechte Fuß im Kniegelenk ganz nach innen bog und das linke Bein beim Stehen und Gehen berührte. Diese Krümmung verlor sich erst allmählich und war erst im 13. oder 14. Jahre fast ganz gehoben; jedoch hatte sich der Fuß verwöhnt, und ich ging mit dem rechten einwärts, worüber ich nie ganz Herr geworden bin.

Die erste dunkle Erinnerung aus meinen Kinderjahren fällt in das Jahr 1786, in dem ich von dem Trauergeläute um Friedrichs des Gr. Tod noch eine dunkle Erinnerung habe; dann schwebt mir noch vor ein großer Streit mit den schwarzen Männern, welche um dieselbe Zeit einen jüngern verstorbenen Bruder zu Grabe tragen wollten, was ich schlechterdings nicht hatte zugeben wollen. Von den nach mir geborenen 3 Brüdern und einer Schwester blieb nur einer, Carl, 6 Jahr jünger als ich, am Leben. Anfangs war ich Liebling des Vaters; ich konnte machen, was ich wollte, je toller je besser, auf Ermahnungen der Mutter, die vielfachen Fehler der Erziehung zu vermeiden, achtete der Vater nicht, äußerte vielmehr seine Freude, wenn ich recht ungezogen war und andere, selbst die Mutter, neckte, wozu leider der Vater stets neue Anleitung gab. Mit seltener Geduld ertrug dies die Mutter im Beisein des Vaters, in des letztern Abwesenheit suchte sie durch vernünftige Vorstellungen auf das Schlechte eines solchen Kindesbetragens aufmerksam zu machen und bestrafte mit Consequenz vorkommende Unarten. Konnten diese mütterlichen Ermahnungen wohl fruchten, wenn ich hören mußte, daß die Mutter vom Vater hart getadelt ward, daß ich von ihr bestraft sei? Als aber mein Bruder Carl heranwuchs, trat dieser allmählig in die Stelle des Lieblings und ward, wie ich früher, zum Necken der Mutter mehr noch des Bruders angeregt. Damals entstand ein schlechtes Verhältnis zwischen uns Brüdern, wodurch meine Lage sich immer mehr verschlechterte. Rächte ich mich für die Neckereien am Bruder, so klagte derselbe beim Vater und dieser kannte nur ein Erziehungsmittel: den Stock. Von nun an waren Prügel mein tägliches Brot, gegen die mich die Mutter nicht schützen konnte und durfte. Wäre meine Mutter nicht ein Frau von so richtigen Grundsätzen gewesen, so würde sie, wie dies in tausend Fällen der Fall ist, mich verzogen haben. Aber ungeachtet ihres tiefen Schmerzes über

das unpassende Verfahren des Vaters ließ sie gegen mich nie ein tadelndes Wort fallen, sondern ermunterte mich zum Frieden und zur Eintracht mit Carl. Da die körperliche Züchtigung für jeden Fehler, den ich machte, erfolgte, so machte dies mich nach und nach verstockt und ich ward selbst gegen die Schläge gleichgültig; ich wußte ja doch, daß kein Tag hinging, an dem nicht einigemal für unschuldige Handlungen dieses Correctionsmittel ergriffen ward. Die strengen Gesetze des Vaters, wodurch mir jede Freiheit geraubt ward, suchte ich nun oft absichtlich, größtenteils aus Leichtsinn, zu übertreten. So z. B. der Befehl, das Haus unter keiner Bedingung zu verlassen. Dagegen sündigte ich auf eine doppelte Weise. Da wir kein Mädchen hatten, so ward ich natürlich zum Ausschicken gebraucht. Die jedesmalige Erinnerung: schnell wieder zurückzukehren, ward nicht immer befolgt, fand sich ein Spielgenosse, so ward Topf oder Bierflasche bei Seite gesetzt und Kurzweil getrieben. Daß dann manche Bierflasche und anderes zerbrechliche Gerät verloren ging, war natürlich und der Vater schaffte eine zinnerne Bierflasche an, weil ich zu viel zerschlug. Ward mir diese zinnerne Flasche zu schwer, so ward sie auf die Erde gelegt und mit den Füßen auf dem Straßenpflaster weiter gerollt, worüber die Zuschauer sich amüsierten, wohl die Fenster öffneten und zusahen. Ein zweiter Weg, mich frei bewegen zu können, bestand in dem Versäumen der Schule. Ich eilte ins Freie, suchte Vogelnester oder spielte mit Genossen, die nicht besser waren, als ich. Daß beiderlei Uebertretungen auf die herkömmliche Weise geahndet wurden, lag in der Natur der Sache. Am unangenehmsten war dem Vater das Scholaterngehen, weil er aus Mangel an häuslicher Aufsicht in der Jugend es eben so gemacht und zu seinem großen Leidwesen nicht sonderlich weit in seiner Ausbildung gekommen war. Den Sohn wollte er daher anhalten, daß er sich besser ausbilde. Daher faßte der Vater den Entschluß, mich auf die sogenannte „große Schule“ (Gymnasium) zu schicken. Dies geschah Johannis 1791. Damit war ich sehr zufrieden; denn ich fand ja eine große Anzahl gleich munterer Spielgenossen. Nur die Anforderungen, welche an mich mit dem Memoriren lateinischer Paradigmen und Vokabeln gemacht wurden, gefielen mir nicht, so daß auch Lösener bald zu demselben Mittel schritt, das zu Hause gebraucht ward, der Vater secundirte zu Hause fleißig. Namentlich war der Sonntag Nachmittag für mich eine schlimme Zeit. Der Vater wußte, daß am Montage die lateinischen Vokabeln abgefragt wurden; er hatte es sich zum Gesetz gemacht, Nachmittags, wenn er aus der Postille eine Predigt vorgelesen hatte, mir die Vokabeln abzufragen. Ich bestand jedesmal schlecht, teils aus Furcht vor dem Correctionsmittel, das bereits auf dem Tische bereitlag, teils weil ich nur obenhin memoriert hatte, teils auch und besonders, weil der Vater die lateinischen Wörter falsch aussprach und meine Antwort, auch wenn sie richtig war, für falsch erklärte. Das jedesmalige Resultat war das Herkömmliche.

Aus dem Mitgeteilten könnte man folgern, daß mein Vater überall und zu jeder Zeit hart mit mir verfuhr. Dem war aber nicht so. In mancher Hinsicht war er nachsichtig gegen mich und selbst gefällig; dann war alles vergessen, was vorausgegangen war. Vielleicht hätte ich ein gutes Los gezogen, wenn ich mich in allen Stücken ganz in seinem Willen hätte fügen können, dem es freilich nicht selten an rationellen Gründen fehlte. Die Mutter suchte auch stets dahin zu

wirken, mich in den Willen des Vaters zu fügen, ich fühlte es aber wohl, daß ihren Worten die innere Ueberzeugung der Möglichkeit fehlte, da der Vater nur zu sehr nach Launen handelte. Doch ich wollte etwas über die Lichtseiten meiner Jugend, dem Vater gegenüber, mitteilen. Brachte ich z. B. von einer Excursion, selbst wenn ich ohne Erlaubnis weggelaufen war, ein Nest junger Vögel mit zu Hause, um sie zu ätzen, so nahm der Vater sich nicht selten derselben an, ja ätzte sie selbst; er tadelte mich nicht, wenn ich allerlei Naturkörper, besonders Vogeleier und Schmetterlinge, nach Hause brachte, duldete es, daß ich Fische angelte und Angelschnüre legte, wozu mir die Jeetze hinter dem elterlichen Hause Gelegenheit bot, war mir selbst bei Anfertigung der Angelschnüre behülflich und untersuchte des Morgens, wenn ich die Zeit verschlief, die Schnüre selbst. Andere, für mich nicht unbedeutende Vergnügungen hatte ich besonders im Herbst. Der Vatter hatte in dieser Zeit öfter Geschäfte auf dem Lande als Glaser, gewöhnlich war ein ganzer Tag zu der Arbeit erforderlich. Nie schlug mir der Vater die Bitte ab, ihn begleiten zu dürfen. Das waren für mich festliche Tage, wenn ich den ganzen Tag mit Bauernknaben oder allein durch Wald und Busch streichen konnte und meine Freude an den Vögeln fand, auch durch allerlei Mittel ihnen nachstellte, Rotkehlchen in Sprenkeln fing, Meisen in schnell gefertigten Hollunderkästchen oder im Baumgarten reifes Obst naschte; auch wohl die Pferde auf die Weide treiben half. Auch der Winter hatte für mich seine Freuden; der Vater fertigte mir einen Eisschlitten, erlaubte in späteren Jahren, daß ich mir Schlittschuhe von dem Gelde, das ich durch Privatstunden verdiente, und sonst dem Vater abliefern mußte, anschaffte und begleitete den Vater bei seinen vielfachen Wanderungen in die Stadtforst, teils um Holz zu fällen, oder Hopfen, der vielfach in dem Holze wild wächst, zu pflücken, der nicht selten zu bedeutenden Preisen verwertet ward. Die Schulversäumnis kam hierbei nicht in Anschlag, Controlle fand in der Schule nicht statt; wer nicht da war, dem ward nach Bode's Aeußerung der Kopf nicht gewaschen.

Dies führt mich auf meine geistige Ausbildung. Der Zustand unserer Schule war damaliger Zeit höchst traurig. Der ganze Coetus war in zwei Hälften geteilt in Ober- und Unterklassen, die als ganz getrennte Institute, als zwei Schulen in einem Gebäude zu betrachten waren. Lehrer und Schüler blieben stets abgesondert. Die Lehrer der untern Klassen avancirten nie zu obern Lehrern, da die 3 Lehrer der untern Klassen zugleich Kirchendiener waren, so kam mehr ihr Wissen in der Musik und im Gesange zur Sprache, als ihre geistige Ausbildung. Für jede der 5 Klassen war ein Lehrer, so daß eine Menge Combinationen in allen Klassen stattfanden, der Lectionsplan, wie er bei der Combination der Schule 1744 entworfen war, blieb unverändert, besonders für die Unterklassen. Meine Lehrer in den drei untern Klassen waren: Lösener in Quinta, Hauptlehrer, ein junger Mann von trefflichen Anlagen, aber ohne Eifer für die Schule. Er hielt seine Stunden höchst unregelmäßig, kam stets eine halbe, wohl ¾ Stunde zu spät zur Klasse und fühlte sich nur im geselligen Kreis außer der Schule glücklich. An seinen ältern Collegen fand er keinen Trost, fand keinen Beistand, wenn er auch Anfangs gern von dem herkömmlichen Schlendrian abweichen wollte. Er war cholerischen Temperaments und strafte daher nicht selten zu hart. Das

einzige Erziehungsmittel, das er anwandte, war der Stock. Ein ansehnlicher Vorrat von diesem instrumentum pacis lag auf dem Katheder, stärkere und schwächere, die nach Umständen und Launen ausgewählt wurden. Dazu kam ein stets gespanntes Verhältnis mit seinen beiden Collegen. Der Rector der Anstalt bekümmerte sich um die untern Klassen gar nicht, nur einmal halbjährlich kam er in die Klasse und nahm die lateinischen Probearbeiten durch und bestimmte nach ihnen die Translocanden. Lehrer der Quarta war der Cantor Bode. Er hatte die meiste Auctorität, strafte überaus selten oder gar nicht auf die gewöhnliche Weise mit dem Stock, gebrauchte aber desto mehr Schimpfwörter. Von einem methodischen Unterricht hatte er keine Ahnung und war im Ganzen unwissend. Seine häusliche Lage war kläglich, seine Frau, ehemalige Gouvernante aus der französischen Schweiz, verstand nichts von der Wirtschaft, sodaß er bei einem Einkommen von noch nicht 300 Th. jährlich nicht selten Hunger litt mit den Seinen. Wohlhabende Einwohner ließen ihm mancherlei zufließen. Dies machte ihn mürrisch und neidisch gegen seine beiden Collegen, die teils besser wirtschafteten, teils unverheiratet waren. Collegialität kannte er nicht. Hauptlehrer von Tertia war Cantor Leiß, ein gutmütiger alter Mann, der wohl empfänglich für collegialisches Wirken gewesen wäre, wenn er Kenntnisse und Methoden des Unterrichts gehabt hätte. Beides ging ihm gänzlich ab; die Disciplin zu handhaben verstand er garnicht und er war die Zielscheibe des Uebermuts der Knaben, die tausenderlei Kurzweil in seinen Stunden trieben; viele Bogen könnte ich von den Streichen der Knaben aufzählen, die sämtlich den Anstrich des Komischen durch Schuld des alten Mannes trugen. Es gab vielleicht im ganzen Lande keinen zweiten Lehrer, der bei aller Gutmütigkeit so taktlos handelte als Leiß.

Dies waren meine Lehrer in den Unterklassen. Daß unter ihrer Leitung die Bildung des Geistes ganz vernachlässigt ward, lag in der Natur der Sache. Die Anforderungen an uns waren gering. Wöchentlich wurde eine bestimmte Zahl Vokabeln memorirt, einige Bibelsprüche, ein oder ein paar Verse aus dem Gesangbuch und in Quinta die Declinationen und Conjugationen; endlich allwöchentlich ein kleines lateinisches Exercitium. Vorbereitungen auf die Lehrgegenstände und Wiederholung derselben ward nicht gefordert, etymologische und syntactische Regeln kamen nie oder sehr selten zur Sprache. Da den Lehrern Auctorität und Methode fehlten, so war die Aufmerksamkeit geringe und die Fortschritte, die wir machten, höchst unbedeutend. Nur wer in der Klasse etwas aufmerksam war, kam vorwärts, das ich eben von mir nicht sagen konnte. Daher verweilten wir lange in diesen Klassen. In Quinta saß ich 1¾ Jahr, in Quarta 2 Jahr, eben so lange in Tertia, so daß ich Ostern 1797 nach Secunda versetzt ward. Traurig war es mit mir und meinen Kameraden bestellt. Im Lateinischen, denn nur dies kam in Betracht, alles Uebrige war Nebensache, hatten wir mit Bestimmtheit keine einzige grammatische Regel inne, höchstens einige Bruchstücke des Gewöhnlichsten, im Griechischen hatten wir zwar in Tertia wöchentlich 2 Stunden Unterricht bei dem Cantor Leiß gehabt, dieser aber bestand nur darin, daß wir notdürftig lesen lernten und die Paradigmen in der Klasse lasen, an ein Memoriren ward nicht gedacht, auch nicht gefordert. In Secunda begann nun der höhere Unterricht, wir sollten mit diesen

geringen Vorkenntnissen vereinigt mit den Primanern den Horaz und Sallust lesen, und verstanden den Eutrop noch nicht, getrennt ward Caesar und Ovid gelesen. Vieles hätte bei einer guten Methode nachgeholt werden können, wenn der Hauptlehrer von Secunda, der jetzt noch in Tangermünde lebende emeritierte Pastor Pohlmann, unser Conrector, Lust zum Lehrfach gehabt hätte. Dem war aber nicht so. Wäre derselbe so klug gewesen und hätte die lateinische und griechische Grammatik von vorn an mit uns durchgenommen, so hätte er sich um uns sehr verdient gemacht. Aber die Frage: ob und in wie weit wir die Paradigmen in den Grammatiken memoriert hätten, kam nie zur Sprache. Es ward nur übersetzt, selten ward ein Wort zur Erklärung beigebracht. Im Griechischen fand zwar eine Erklärung statt, aber sie bestand nur darin, daß anzugeben war, welche grammatische Form das vorliegende Wort sei. Als Beispiel unserer Unwissenheit diene, daß in den Hundstagsferien 1797 ich mit einem meiner Klassengenossen das Paradigma typto aus Langeweile memorirten, ohne die Declinationen inne zu haben; die Folge davon war daß wir bei der Michaelisversetzung eine ganze Bank hinaufrückten. Die lateinische Stilbildung war eben so unmethodisch. Allwöchentlich ward ein kurzes Exercitium mit vielen Winken dictirt, 8 Tage darauf ward es aus dem Diarium in der Klasse vorgelesen, abgegeben ward keine einzige Arbeit. Daß die Mehrzahl eine Viertelstunde vorher das Exercitium von einem andern abschrieb, war in der Ordnung.

Um diese Zeit kam im elterlichen Hause auch die Frage zur Sprache, was aus mir werden sollte? Ich hatte bis dahin nie darüber nachgedacht, es war mir ganz gleichgültig, was der Vater über mich bestimmen würde; denn wählen konnte ich ja doch nicht, des Vaters Wille war unabänderliches Gesetz. Als ich aber des Vaters Wort vernahm: du sollst studieren! da erschrak ich gewaltig, ich hatte nie daran gedacht, sondern vorausgesetzt, daß ich ein Handwerker werden würde. Des Vaters Befehl hatte besonders darum so Erschreckendes für mich, weil die Hoffnung, des Vaters Stock entgehen zu können, wenn ich bei einem Meister in die Lehre käme, dadurch vereitelt ward. Da eine Gegenvorstellung zu machen unerlaubt war, so fügte ich mich mit Tränen in den Willen des Vaters, hoffte jedoch, daß irgend ein Zufall seinen Entschluß ändern würde. Unglücklicherweise hatte unser Rector Wolterstorff, mein nachheriger Schwiegervater, der so viel Schülern als möglich zu den Studien zuredete, meinen Vater in seinem Wunsche bestärkt, ihm sogar zugeredet; er schlug mein Wissen und meine Anlagen viel zu hoch an. Da durch Vermittlung des Rectors die nötigen Lexica vom Vater angekauft wurden, so sah ich wohl ein, daß es mit des Vaters Willen Ernst war. Ich sollte aber Theologie studieren und hatte das Hebräische noch nicht angefangen, ich versuchte hieraus einen Grund herzunehmen, daß der Entschluß des Vaters zu spät käme, aber eine Rücksprache mit dem Rector hob auch diese Schwierigkeit. Ganz wider Erwarten und ohne im Geringsten dazu befähigt zu sein, ward ich Ostern 1798, also nach einem Aufenthalt von einem Jahr in Secunda, nach Prima gesetzt und nun wollte mir der Uebergang zu einem Handwerk auch nicht mehr passend erscheinen; ich fing also an, eifrig zu arbeiten und das Hebräische in Secunda mit zu nehmen. Aber nun begann eine schlimme Zeit für mich. Der Rector überzeugte sich bald, daß er einen großen Fehlgriff getan und mich mit dem so höchst unvollkommenen Wissen nach Prima

genommen hatte; er wollte nun mit Gewalt mich weiter bringen, fing aber auch die Sache beim unrechten Ende an. Er hätte mir aufgeben sollen, mich mit dem etymologischen und syntaktischen Teil der Grammatik bekannt zu machen, um einen Grund in mein Wissen zu bringen; statt dessen setzte er dies alles bei mir voraus und verlangte die Anwendung. Nie ward ich auf die Grammatik verwiesen. Keine leitende Hand machte mich aufmerksam, worin der Fehler liege, ich selbst fand die Quelle eben so wenig, und so stand ich ratlos da. Das Schlimmste für mich waren die lateinischen Exercitien; der Rector gab sich sehr viel Mühe mit der Correctur, rief mich zu sich auf die Stube, und ging die Arbeit mit mir durch, wobei es denn nicht selten Ohrfeigen regnete. Auf die Grammatik aber ward ich nicht verwiesen. Nur in der hebräischen Sprache legte ich einen besseren Grund; der gründliche Unterricht des Rectors in Secunda verursachte dies und dies ward der Grund, daß ich bei ihm allmählich wieder in bessern Credit kam. Besonders trug dazu ein zufälliger Umstand bei. Beim Durchgehen der Verba gutturalia kamen wir auf das Patach gnubbah; keiner der Schüler konnte sich darin finden, alle lasen schalachat, ich rief, mehr ratend, schalaacht, und von dem Augenblick an war der Rector mein Freund. Nun war ich in seinen Augen ein tüchtiger Hebräer und da er dies laut aussprach, glaubte ich es bald selbst. Zeigten sich im Lateinischen und Griechischen wieder die gewöhnlichen Blößen und wollte der Rector nach seinem cholerischen Temperamente wieder auffahren und mir stimmlich meine Unwissenheit anstreichen, so besann er sich plötzlich und sagte: Nu, er hat mir schalaacht lesen können; sein ganzes Gesicht erheiterte sich, ich war gerettet.

Von nun an faßte ich Vertrauen zu mir selbst, hervorgerufen durch die wenigen, nicht einmal verdienten, Worte der Billigung des Rectors. Sie wirkten darum so mächtig auf mich ein, je weniger ich dergleichen gewohnt war. Denkt Euch meine Lage und Ihr werdet Euch nicht über meine Behauptung wundern. Ich hatte ja bis dahin weder vom Vater noch von einem Lehrer ein Wort der Anerkennung vernommen, nur Tadel hörte ich, höchstens schwieg man. Die Mutter mied es absichtlich aus Furcht vor dem Vater. Eine ähnliche Wirkung hatte ein lobendes Wort in meinen späteren Jahren. In den ersten Wochen meiner hiesigen amtlichen Tätigkeit besuchte mich der damalige Ephorus Oldecop. Ich hatte Religionsstunde und nach einigen Fragen desselben über das Materielle und Formelle des Unterrichts sprach er, ohne meine Methode zu kennen, zur Klasse lobend über meine Leistungen, die er höher anschlug, als sie in der Tat waren. Einerseits erfreute mich dies Lob, andernseits spornte es mich an, das zu leisten, was mir Oldecop beilegte. Ich fing an mit Eifer über das Methodische aller meiner Unterrichtsgegenstände nachzudenken und mehrere in das Methodische einschlagende Schriften emsig zu studieren. Der Nutzen dieses Studiums war für mich sehr erheblich und hat mich durch mein ganzes Lehrerleben begleitet. Was ich in der Folge geleistet, verdanke ich diesem Studium, wodurch ich auf manche neue Ideen geführt ward, besonders wenn ich praktisch die theoretischen Behauptungen der gelesenen Schriften versuchte. Dadurch gewann ich eine Sicherheit im Unterricht, die bald erkannt ward und mir viel Freunde und Gönner erwarb und die Ursache meiner raschen Beförderung an unserer Schule ward. Mein Wissen war nicht von der Art, daß ich die höheren Lehrerstellen ausfüllen konnte. So war ein ein-

faches anerkennendes oder vielmehr lobendes, nicht verdientes Lob Oldecops die Ursache meines künftigen Glücks. Auch habe ich als Lehrer hie und da ein ähnliches Mittel, besonders bei Schülern, bei denen ich eine moralische Kraft wahrnahm, um sie von Irrwegen zurückzuführen, gewählt und meistenteils glückliche Resultate erzielt. Doch ich greife der Zeit vor und kehre zu der letzten Zeit meiner Schuljahre zurück.

Allmählich fand ich mich in Prima zurecht und leistete, was gefordert ward. Wie dies möglich war, weiß ich selbst nicht, denn die sehr bedeutenden grammatischen Lücken wurden durch Selbststudium von mir nicht ausgefüllt, weil mich niemand darauf aufmerksam machte. Mit meinen Mitschülern muß es wohl nicht besser gestanden haben, denn sie leisteten nicht mehr als ich; ich galt sogar später in manchen Stücken als ein Stern erster Größe!

Mit Michaelis 1799 ging eine wesentliche Veränderung mit unsrer Schule vor. Unsere beiden Lehrer, der Rector Wolterstorff und der Conrector Pohlmann gingen zu gleicher Zeit ins Predigtamt über, jener als Diaconus an der hiesigen Marienkirche, dieser als Pastor nach Hilmsen. An ihre Stelle traten Heinzelmann, Sohn des damaligen Inspectors von der hiesigen Catharinenkirche und Mitephorus der Schule, als Rector, und Wolterstorff, Bruder des abgehenden Rectors, als Conrector. Mit ihrem Eintritt ward der Lectionsplan geändert und wesentlich verbessert. Im Lateinischen blieb es im Ganzen beim Alten, nur ward eine größere Sorgfalt auf das Lateinschreiben verwendet. Die Correctur machte dem abgegangenen Wolterstorff, weil er viel Zeit zum mechanischen Schreiben gebrauchte, viel Not, daher nur selten Exercitien gebracht wurden. In den verflossenen anderthalb Jahren betrug die Zahl der abgelieferten Exercitien kaum 5. Diese Vernachlässigung eines so sehr wichtigen Unterrichtsgegenstandes in allen Klassen der Anstalt hat mir wesentlich geschadet; ich habe es nie zum geläufigen und guten Schreiben des Lateinischen gebracht. Im Griechischen trat zu der Lectüre des Neuen Testaments und des Homer die eines Prosaikers. Zuerst ward Herodian gelesen, dann Xenophons Memorabilien. Anfangs hatten wir mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, fanden uns aber bald zurecht und trieben diese Werke mit Liebe; der rechte Weg fehlte aber auch bei unserm neuen Rector; er setzte ebenfalls eine gute Kenntnis der Grammatik voraus und als er in der Folge bemerkte, daß wir sämtlich nicht fest in der Etymologie waren, machte er uns niederträchtig, aber unterließ es, uns aufzugeben, das Versäumte nachzuholen. Einige von uns machten sich zwar mit den Verbis auf mi bekannt, dies war aber auch Alles. Die Mathematik ward früher in Prima in einer wöchentlichen Stunde von R. Wolterstorff gelehrt, und zwar sehr unvollkommen nach Ebert; wir erfuhren von der Arithmetik Nichts, von der Geometrie die Anfangsgründe. Wolterstorff war in diesem Gegenstande sehr unwissend, was er selbst nicht verhehlte, und ich erinnere mich noch genau, wie glücklich er war, als er den Magister matheseos demonstrirt hatte und vor Jubel aufsprang mit den Schlußworten: quod erat demonstrandum. Unser Wissen in diesem Gegenstande war fast Null. Die Stundenzahl ward in Prima um eine vermehrt und auch in Secunda ward in zwei wöchentlichen Stunden die Geometrie gelehrt. Der Rector

hatte zwar ebenfalls keine mathematischen Kenntnisse, aber ein schönes Talent des Vortrags; mit einem erstaunenswürdigen Gedächtnis lernte er einen Beweis auswendig und trug denselben deutlich und faßlich vor. Wir hielten ihn damals für einen großen Mathematiker und Einzelne lernten auch Manches. Freilich beschränkte sich die Zahl dieser Schüler auf 2 Primaner; denn Thorwirth und ich waren die einzigen, die Antworten gaben und beim Demonstriren mitsprachen. Wir waren daher diejenigen, an die sich der Rector wandte und das Demonstrirte wiederholen konnten. Die wesentlichste Verbesserung, welche aus der Veränderung des Lehrer-Personals für uns Schüler hervorging, war die Einführung des Deutschen in einer wöchentlichen Stunde. Bis dahin war dieser Unterrichtsgegenstand in der Schule gar nicht vorgekommen, nie hatte ich einen Versuch gemacht, auch nur eine Zeile in der Muttersprache niederzuschreiben. Angst und Schrecken ergriff uns alle vor dem Gedanken, daß wir deutsche Aufsätze liefern sollten. Gleich das erste vom Rector uns gestellte Thema: der Geizige auf dem Sterbebette, wozu wir nicht die allergeringste Instruction erhielten, war für uns viel zu schwer, wir wußten Nichts damit anzufangen. Nur ein Primaner Schnöckel, ein Vetter Oldecops und bei letzterm wohnend, hatte in Arbeiten dieser Art Uebung, da er allwöchentlich bei Oldecop eine deutsche Arbeit abgeben mußte. Er suchte uns nach Kräften zu belehren, aber die Aufsätze aller Primaner, mit Ausnahme der des Schnöckel, fielen ganz schlecht aus, obgleich ich wohl 12—16 Stunden an diesem ersten Aufsatz gearbeitet hatte. Billig hätte der Rector seine Anforderungen herabstimmen und uns leichtere Themen stellen sollen, und methodisch den Unterricht leiten sollen, was aber unterblieb. Die zweite Arbeit: Huß auf dem Scheiterhaufen, ohne alle Instruction gegeben, fiel nicht besser aus. Meine Leistungen im Deutschen blieben schwach und im Abiturientenzeugnisse erhielt ich das Epitheton: mediocriter im Deutschen. Ich habe den Mangel eines zweckmäßigen Unterrichts im Deutschen in meinem ganzen Leben nicht ersetzen können. Passende Schriften für die Jugend gab es nicht, oder wir kannten sie nicht und das erste deutsche Buch, was ich kurz vor meinem Abgange von der Schule las, war ein Roman: Robert oder der Mann wie er sein soll, der mächtig auf mich einwirkte.

Michaelis 1801 bestand ich die Abiturientenprüfung, nachdem ich 3½ Jahr in Prima verweilt hatte (Der Kursus in Prima war damals 3jährig). Das Zeugnis gab mir folgende Prädikate: Im Hebräischen und in der Mathematik: egregie; im Lateinischen und Griechischen: perbene; in der Geschichte: bene; im Deutschen: mediocriter. Alle diese Epitheta waren viel zu gut. Aber an den meisten andern Schulen muß der Bildungszustand nicht besser gewesen sein, wie wir auf der Universität wahrzunehmen Gelegenheit hatten; denn Salzwedel hatte in Halle einen guten Klang. Wie hat sich dies in einem halben Jahrhundert geändert! Kaum würden wir, die wir damals mit guten Zeugnissen der Reife entlassen wurden, hinsichts unseres positiven Wissens jetzt nach Unter-Tertia gehören!

Mit Michaelis 1801 begann meine zweite Lebensperiode, die Universitätszeit. Daß Halle gewählt ward, lag in der Ordnung, war

es doch die nächste und bei weitem hervorragendste aller preußischen Universitäten.

Im elterlichen Hause war die Frage: wovon ich auf der Universität subsistieren sollte? zur Sprache gekommen. Die Mittel des Vaters reichten nicht aus, und die Aussicht auf Stipendien war gering und unsicher. Der Vater hatte sich um das Bürgerstipendium beworben und die Zusicherung des Magistratsdirigenten Pohlmann erhalten. Dessen ungeachtet schien die Sache bedenklich. Denn ich war in Calbe geboren und darauf fußend, hatte der Brauer Neffe, dessen Sohn im alleinigen Genusse des Stipendiums war, Widerspruch gegen die Zusicherung des Magistrats erhoben, und, als Pohlmann bei seinem Worte blieb, Klage gegen den Magistrat höheren Ortes erhoben. Bei meinem Abgange war die Streitfrage noch nicht vollständig beantwortet. Späterhin ward Neffe abgewiesen und ich erhielt die Hälfte des Stipendiums. Aber eine zweite Schwierigkeit war noch zu beseitigen. Mein Nachbar in Prima, der Ostern 1802 zur Universität zu gehen beabsichtigte, war der Sohn eines Mitglieds des Magistrats. Nach dem Statut des Bürgerstipendiums konnten auch die Söhne der Magistratsmitglieder zum Genusse desselben gelangen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge war zu fürchten, daß das Magistrats-Collegium den Sohn eines seiner Mitglieder dem Bürgerssohn, der noch dazu kein geborener Salzwedler war, vorziehen würde; aber der durchaus rechtlich gesinnte Pohlmann erklärte, daß Bürgersöhne vorgingen und daß des Collegen Sohn so lange warten müsse, bis Neffe abgegangen sei. Statutengemäß können nämlich nur zwei Stipendiaten zum Genusse gelangen. Obgleich der letzte Beschluß schon vor meinem Abgange zur Universität gefaßt war, so fürchtete der Vater noch immer, daß er ohne Unterstützung bleiben würde. Daher ward beschlossen, daß ich meine Wohnung auf dem Waisenhause nehmen sollte, die sehr billig war.

Für meine Mutter war mein Uebergang zur Universität ein Gegenstand der größten Sorge. Im Bürgerstande waren die Beispiele mehrerer früher mißratener Bürgersöhne noch in dem lebhaftesten Andenken, die alle ihre Habe verkauft hatten. Mit saurer Mühe hatte die Mutter meine Aussteuer herbeigeschafft, wozu der Vater nach gewohnter Weise ungern Geld hergab. Der Gedanke, daß das, was sie großenteils mit eigenen Händen gefertigt, vom Sohne verschleudert werden könne, beunruhigte sie. Mehr noch schreckten sie die Gefahren, welchen der geliebte Sohn in sittlicher Hinsicht entgegenging; sie waren in ihren Augen doppelt groß. Daher suchte sie im letzten Semester meines Schullebens durch mütterliche Ermahnungen mich zu dem ernsten Lebensschritte vorzubereiten, und mit einem bewunderungswürdigen Zartsinn auf so manches durch Andeutungen aufmerksam zu machen, worüber Mütter mit ihren Söhnen wohl selten zu sprechen pflegen. Erst später habe ich die Geistesgewandtheit, so wie den feinen Takt der Mutter bewundert, mit der sie das Zarteste berührte. Wohl selten hat eine Mutter so mächtig und verständig auf ihren in die Welt ziehenden Sohn einzuwirken gesucht, als die meinige; und doch gehörte sie nach ihrer Geburt nur den untern Ständen an! Daß ich bei dem Mangel an Erziehungs-Grundsätzen des Vaters und nach der oben näher bezeichneten Behandlung des Vaters nicht untergegangen bin, ist alleiniges Werk der

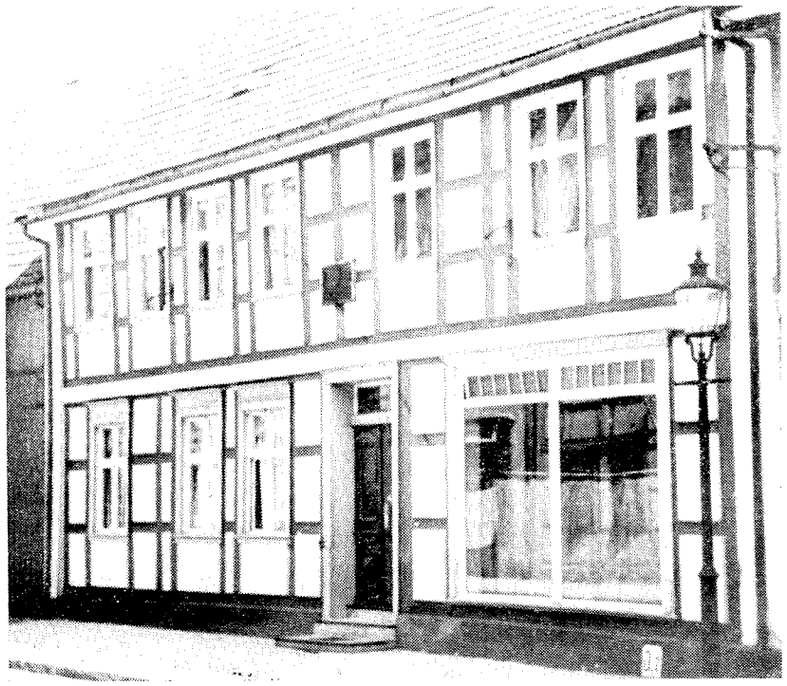
unparteiisch die Handlungen des Vaters und die Verirrungen des Sohnes würdigenden Mutter. Mich zu verziehen und durch Affenliebe das, was der Vater versah, gutmachen zu wollen, kam ihr nie in den Sinn, so wie sie nie der väterlichen Autorität durch Hätscheleien etc. Abbruch tat. Kurz, sie war eine sehr seltene Erscheinung auf der Welt! Auch praktische Regeln für das spätere Leben wußte die liebende Mutter ihren stets durchdachten Vorstellungen einzuflechten, die für mein ferneres Leben von der größten Bedeutung wurden. Besonders erwähne ich eines Gedankens, auf den sie in der letzten Zeit meiner Schuljahre oft zurückkam und den sie mit ungewöhnlicher Wärme hervorhob. War der Vater in seiner aufwallenden Hitze gegen die Mutter hart und ungerecht, was leider in Gegenwart der Kinder oft der Fall war, und bemerkte die scharf blickende Mutter auf meinem Gesicht die innige Teilnahme über der Mutter Leiden, so pflegte sie den ersten Augenblick, in dem sie mit mir allein war, zu benutzen, mich auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau aufmerksam zu machen; sie erkannte die Autorität des Mannes vollständig an, forderte aber Gerechtigkeit in Behandlung der Frau. Wie der Vater sich täglich zeige, sei mir nicht entgangen; ich möchte des Vaters Benehmen mir zum abmahnenden Beispiel dienen lassen und die an dem Vater bemerkten Fehler, sollte ich einmal in den Ehestand treten, vermeiden. Es wären ihr mehrere Beispiele bekannt, daß Verirrungen der Väter mächtig auf Söhne eingewirkt und daß letztere in ihrer spätern Lebenszeit die Fehler der Väter vermieden hätten. In solchen besonders feierlichen Augenblicken, wo sie alle ihr inwohnnde Kraft der Beredsamkeit aufbot, schloß sie nicht selten ihre Vorstellungen mit einem heißem Gebet zu Gott. „Könnte ich vermuten", so redete sie mich dann an, „daß Du in der Folge Deiner künftigen Frau Kränkungen und Herzeleid zufügen würdest, so würde ich, so lieb ich Dich habe, Gott knieend bitten, Dich von der Erde abzurufen, damit kein weibliches Wesen durch Deine Schuld unglücklich würde!" Diese Worte wirkten mächtig auf mich ein und tönten mein ganzes Leben in mein Ohr. Ich faßte schon damals den festen Entschluß, in dieser Hinsicht einst das Gegenteil vom Vater zu sein, er schwebte mir in meiner ganzen Ehe vor und ich habe ihn, dessen darf ich mich rühmen, ausgeführt. Zu Zeugen rufe ich Euch, meine Kinder, selbst.

Der Anfang meiner Universitätszeit war kein glücklicher. Meinem alten Rector Wolterstorff, zu dem mein Herz sich mehr als zum Rector Heinzelmann hingezogen fühlte, hatte ich das Versprechen gegeben, nicht in die geheime Verbindung in Halle, das Kränzchen genannt, zu treten, zu der leider alle vor mir von Salzwedel abgegangenen Studierenden gehörten. Dies gegebene Versprechen zu halten, hatte ich mir gelobt. Bei meiner Ankunft in Halle suchte ich auch daher nicht meine alten Schulbekannten auf. Andere kannte ich nicht, und so stand ich isolirt. Mein Stubenbursche, ein gewisser Anton aus Wittenberge, kümmerte sich nicht um mich, er ging seinen eigenen Weg; Collegia besuchte er nicht, des Abends kehrte er sehr spät zurück, nachdem er sich, wie ich bald erfuhr, mit Gleichgesinnten in liederlichen Häusern herumtrieb. Sein Motto, das er an die Schlafkammertür geschrieben hatte, lautete mit seiner Uebersetzung: „Aurora Musis amica; des Morgens schläft der Bursch am besten". Später warnten mich meine Stubennachbarn, mit ihm in nähere Berührung zu treten,

weil er an einer galanten Krankheit leide. Dies war für mich ein Donnerschlag und ich dachte auf Veränderung meiner Wohnung. Aber plötzlich erkrankte ich Ende November an einem sehr heftigen, hitzigen Fieber; ich wurde aufs Krankenhaus des Waisenhauses gebracht, wo ich die liebevollste Pflege genoß. Unter Leitung des Hausarztes wurden die nötigen Wächter, bei Tage 2 und des Nachts zwei andere bestellt, die oft wegen meines Tobens in der Fieberglut Hülfe herbeischaffen mußten. Bei bedenklichen Kranken ward der Oberbergrat Reil gerufen, was auch bei mir der Fall war. Beiden Aerzten erschien mein Zustand sehr bedenklich, aber am 20. Tage trat eine glückliche Krisis ein, die mich rettete. Das Gerücht über meinen bedenklichen Zustand war vergrößert nach Salzwedel gekommen, und die Eltern hatten große Sorge um mich. Als Reconvalescent in meine Stube zurückgekehrt, empfingen mich meine Stubennachbarn herzlich, aber auch mit der unangenehmen Nachricht, daß mein Stubenbursche Anton während meiner Krankheit meinen Koffer erbrochen und meine Barschaft entwendet habe, wobei ihn die Aufwärterin getroffen. Sofort änderte ich meine Wohnung und zog ins 5. Stock desselben zweiten Eingangs zu zwei sehr wackern Männern. Dies waren Noack, ein Wende aus der Nieder-Lausitz, der nur 15 Thlr. Geld während seiner 3 Studienjahre aus der Heimat erhalten hatte und anständig lebte. Vernehmt, meine Lieben! wie er dies anfing. Notdürftig gekleidet kam er mit 15 Thaler nach Halle, bezog das Waisenhaus und erhielt ausnahmsweise sofort 3 Stunden täglich Unterricht in der deutschen Schule. Dafür erhielt er den Mittags- und Abendtisch. Bei letzterm erhielten die Studenten, welche auf diese Weise sich erhielten, ein Stück Brot, den sogenannten Extrakeil, von ansehnlicher Größe und ein Stückchen Butter. Den größten Teil des Extrakeils ließ Noack zurück, höhlte ihn an einer Stelle aus und verbarg in diese Höhlung einen Teil des Butterstückchens und verschloß es mit dem ausgeschnittenen, aber verkürzten Brotstück. Dies war sein Frühstück am folgenden Morgen. Außer dem Tisch erhielt er wöchentlich 6 Groschen baar, womit er seine übrigen Bedürfnisse befriedigte. Er ging stets reinlich und anständig gekleidet, trug auch die blankesten Stiefel, die er sich selbst putzte. Wir gewannen uns beide lieb. Er verließ Ostern 1802 die Universität und war 1849, wo ich zufällig über ihn Nachricht erhielt, Archidiaconus in Liebenwerda. Mein zweiter Stubenbursche hieß Römhild vom Rheine, ein gutmütiger, aber kränklicher Mensch, der an der Luftröhrenschwindsucht litt. Auch er ging Ostern 1802 ab, und ich habe nichts weiter über ihn erfahren.

Unterdeß hatten sich meine ökonomischen Verhältnisse in so fern gebessert, als ich das Bürgerstipendium wirklich erhalten hatte. Ich konnte deshalb die Wohnung auf dem Waisenhause kündigen und in der Stadt eine Stube mieten, die ich mit dem Sommersemester 1802 gemeinschaftlich mit Schnöckel aus Jeggen, meinem Schulfreunde, beziehen, mit dem ich auch bis Michaelis 1803 in herzlicher Eintracht zusammenwohnte.

Meine Lehrer auf der Universität waren Nösselt und Knopp in der Theologie, Vater im Hebräischen, Wolff in der Philologie und Maaß in der Philosophie. Gehört habe ich die Exegese des ganzen Neuen Testaments mit Ausnahme der Apokalypse, Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, den Jesajas, Homers Ilias in zwei Semestern,



Das Geburtshaus Johann Friedrich Danneils in Calbe a. d. M.

Die Bronzetafel, die am 18. März 1933 daran enthüllt wurde, zeigt den Kopf Danneils und die Inschrift: „Joh. Friedr. Danneil Prähistoriker wurde am 18. März 1783 hier geboren"

Links und rechts von Danneils Kopf ist eine bronzene Lanzenspitze und ein Steinbeil dargestellt. Die Tafel ist abgebildet in den „Beiträgen zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark" (Stendal) Bd. VI, Heft 3, S. 1.

Horaz' Oden, die philologische Encyclopädie, Logik, empirische Psychologie, Moralphilosophie, Aesthetik und Rhetorik. Außerdem mehrere Publika. Außerdem war ich außerordentliches Mitglied des theologischen und des philologischen Seminars.

Aus einem angestrengten Studiren ward im ersten Semester nicht viel. Kaum hatte ich mich von meiner schweren Krankheit in etwas erholt, verfiel ich in eine neue, freilich nicht bedrückende, welche der Arzt zona ignea nannte, wodurch ich wieder 2—3 Wochen an die Stube gefesselt ward. Im zweiten und den folgenden Semestern arbeiteten wir, Schnöckel und ich, gewissenhaft; besonders benutzten wir die Morgenstunden, indem wir täglich zwischen 3 und 4 Uhr aufstanden, aber zeitig (um 9 Uhr) zu Bette gingen. Dadurch kamen wir unter unsern Mitstudirenden in den unverdienten Ruf eines enormen Fleißes. Kein Wunder, da alle übrigen Salzwedler Kränzianer und Tagediebe waren. Zu sehr haben wir unsere Kräfte nicht angestrengt.

Unser Umgang beschränkte sich auf einzelne wenige. Besonders waren wir unser 5 Studenten, die täglich miteinander verkehrten. Außer mir und Schnöckel waren dies Hübener aus Lagendorf, den wir als unsern frühern Mitschüler im ersten Jahr seines akademischen Lebens zu uns auf die Stube nahmen, um ihn von dem gewöhnlichen Universitätstreiben und von den Verbindungen zurückzuhalten; dann ein gewisser Bethge, der letzte, welcher von der Gardeleger Schule zur Universität überging; von ihm erfuhr ich nach meinem Abgange von der Universität nichts wieder; endlich der Graf Henkel v. Donnersmark, jetzt Kammerherr und Geheimer Regierungsrat in Merseburg. Schnöckel erkrankte, als er Ostern 1804 in die Heimat reiste, an der Schwindsucht. Bei meiner Versetzung nach Salzwedel, Michaelis 1804, war mein erstes, ihn in der zweiten Hälfte Oktobers zu besuchen. Ich fand ein Skelett, das aber noch immer die Hoffnung hegte, wieder zu genesen. Er schlummerte am 11. November ein. Schnöckel war von allen Männern, die ich während meines ganzen Lebens kennen gelernt habe, der edelste, beste. Ich habe auf der Schule und während der ganzen Universitätszeit mit ihm in der herzlichsten Eintracht gelebt. Er leuchtete uns Freunden durch sein ganzes Wesen als Muster vor, und ich wußte keinen Makel an ihm. Nie ist mir ein Mann das wieder geworden, was er mir war. Hübener erkrankte ebenfalls in den Osterferien 1804 in Salzwedel bei der Tante und starb am hitzigen Fieber. Auch er war ein wackerer Jüngling mit hervorstechenden Geistes-, besonders Dichteranlagen, aber schwächlich und in jeder Hinsicht leicht erregt und hing sehr von seinen Genossen ab. Mit Glück kämpfte er jedoch gegen das Schlechte an. Henkel war ein großer Freund der Botanik und hat auch einige botanische Schriften ohne Bedeutung edirt. Ich trieb in Nebenstunden die Entomologie. Ich suchte ihn für meine Beschäftigung, er mich für die Botanik zu gewinnen und machte mir bedeutende Anerbietungen. Leider schlug ich diese aus, was ich später sehr bereute. Denn schwerlich hat irgend einer bei seinem Selbststudium der Botanik die Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, als ich, der ich außer Kochs Handbuch keine andern Hülfsmittel besaß, und auch bei keinem Salzwedeler Rats erholen konnte. Die Paar Apotheker waren unwissend und kannten höchstens einige officinelle Pflanzen.

Bereits als Primaner hatte ich einzelne Privatstunden gegeben, die mir Vergnügen machten. Ich benutzte daher bald nach meiner Ankunft in Halle auch die Gelegenheit, Unterricht erteilen zu können. Ein doppelter Weg stand dem Studirenden damals offen, als Lehrer an einer öffentlichen Schule, die damals sämtlich im Waisenhause vereinigt waren (mit Ausnahme des reformirten Gymnasiums, das erst 1805 mit der Hauptschule des Waisenhauses vereinigt ward) zu unterrichten; er konnte sich um Stunden in der Hauptschule der sogenannten Latina bewerben, oder zu den verschiedenen deutschen Schulen. Dem Beispiel meiner Genossen folgend, wählte ich das Letztere, mir den Uebergang zur Latina vorbehaltend, wozu mich zu melden ich so früh mir nicht getraute. Nach der damaligen Einrichtung mußten die Studenten, welche Unterricht in den deutschen Schulen erteilen wollten, eine Art Präparanden-Institut besuchen. Der Ober-Inspector Köhler, welchem die Beaufsichtigung sämtlicher deutschen Schulen übertragen war, hatte nämlich die Verpflichtung, am Sonnabend von 1 bis 2 Uhr Vorlesungen für die künftigen Lehrer über Methodik des Unterrichts zu halten und in praktischer Anwendung des Vorgelesenen zu üben. Der Mann mochte es recht gut meinen, aber er war der Aufgabe nicht gewachsen; der Vortrag war schleppend ohne Interesse und ich habe durch denselben nichts gelernt. Wie leicht der gute Mann zufrieden gestellt wurde, geht daraus hervor, daß der erste praktische Versuch, den ich vor einer Anzahl von Knaben anstellen mußte, den gehörten Vortrag des p. Köhler anzuwenden, und für den mir das Thema: „Vergleichen und Unterscheiden" gestellt war, ohne alle Vorbereitung (denn ich hatte den mir 8 Tage vorher gegebenen Auftrag gänzlich vergessen) nach dem Urteil des p. Köhler ganz besonders gut gelang. Um doch nach Recensenten-Art eine Ausstellung zu machen, machte er bemerklich, daß ich bei dem Vergleichen der Eiche mit dem Johannisbeerstrauch, die ich in der Eile, schon als ich auf dem Katheder stand, wählte, den wichtigen Punkt vergessen habe, daß beide darin ähnlich seien, daß sie zum Wirtschaftsgebrauch sich eigneten, vergessen habe. Die Folge dieser so gelobten Katechese war, daß mir p. Köhler mit dem Neujahr 1802 die zehnte Knabenklasse in einer täglichen Stunde übertrug. Meine Aufgabe war, den 6jährigen Knaben die Elemente des Lesens beizubringen. Der Unterricht gefiel mir nicht und ich gab mit Ostern 1802 die Stunde wieder ab, meldete mich dafür beim Inspektor Diek, dem Leiter der lateinischen Schule, zum Unterricht [illegible] derselben. Wider Erwarten erging mir Johannis 1802, also ¾ Jahr nach meinem Abgange zur Universität, die Anfrage: ob ich den Unterricht im Griechischen der Unter-Quarta zu übernehmen geneigt sei? Ohne mich zu besinnen, gab ich eine bejahende Antwort und so ward ich am 1. Juli 1802 als Lehrer der Latina von Diek der Klasse vorgestellt. Meine Aufgabe in der mir überwiesenen Klasse war: Lectüre des Lesebuchs von Heinzelmann und die Grammatik. Es war von mir ein gewagtes Unternehmen. Von meiner großen Unkunde in der Grammatik habe ich oben schon gesprochen und ich sollte nun mit einem Male als Lehrer auftreten in einem mir fast fremden Gebiet. Aber schon auf der Schule hatte mir das Unterrichten Vergnügen gemacht, und es entstand in mir die Hinneigung zum Schulleben, ohne mir die Gründe klar gemacht zu haben. Nur der Wunsch der Mutter, mich auf der Kanzel zu sehen, stand mir vor Augen, daher die Meldung zu den theologischen Kollegien, die ich, hätte ich mir die ernste Frage vorgelegt: zu welchen Studien ich Neigung besessen, wohl anders gewählt haben würde. Dazu kam, daß die Mehrzahl der Studirenden, auch wenn sie das Schulfach wählen wollten, damals noch sich der theologischen Fakultät anschlossen. Es wäre jedoch für mich besser gewesen, wenn ich meine Studien mehr auf die Schulwissenschaften gerichtet hätte.

Mein Streben ging nun dahin, als Lehrer des Griechischen meinen Platz auszufüllen. Ich studirte daher eifrig die griechische Grammatik und hatte, ungeachtet meines geringen Wissens, das Glück, den Inspectoren, welche meine Unterrichtsstunden fleißig besuchten, durch meine Methode des Unterrichts zu gefallen. Das dozendo discimus bewährte sich an mir in seinem ganzen Umfange. Die Folge war, daß mir nach einem Vierteljahr, also Michaelis 1802, neben den 6 wöchentlichen Stunden im Griechischen 6 andere lateinische in Octava poëtica (so hieß dieselbe, in der ich Lange's Collegium zu übersetzen und zu erklären hatte) angeboten wurden. Auch diese nahm ich an, so daß ich in 12 wöchentlichen Stunden schulmeisterte, nachdem ich erst ein Jahr Student gewesen war.

Mein zweites Universitätsjahr von Michaelis 1802 bis dahin 1803 war nun zwischen Lehren und Lernen geteilt. Gewissenhaft hörte ich meine Collegia, gewissenhaft verwaltete ich mein Schulamt. Am Ende dieses zweiten Jahres hatte ich alle theoretischen Collegia in der Theologie und Philosophie gehört und das dritte Jahr war der praktisch-theologischen Ausbildung bestimmt. Mein Plan für dieses Jahr war bereits entworfen, als ich im Anfang der Ferien zum ersten Inspector der Latina entboten ward. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bot er mir die Stelle eines Oberlehrers (ordentlichen Lehrers) der Anstalt an. Ich erschrak und weiß nicht mehr, was ich antwortete. Diek entließ mich mit der Weisung, mit den beiden Direktoren der Franckeschen Stiftungen, Knapp und Niemeyer zu sprechen. Mit meinem Stubenburschen Schnöckel ward die Angelegenheit besprochen. Schwierigkeiten mehrfacher Art stellten sich entgegen, von denen wir den erst vor kurzem am schwarzen Brette gelesenen Befehl des Ministeriums, daß niemand das Triennium academicum verkürzen solle, nicht für den geringsten hielten. Schnöckels endlicher Rat, mich gegen die beiden Directoren offen auszusprechen, ward befolgt. Knapp nahm mich überaus freundlich auf und trug mir die Stelle eines Oberlehrers an, da ich ihm empfohlen sei. Nachdem ich meinen Dank über die mir zugedachte Auszeichnung ausgesprochen hatte, erhob sich folgendes Gespräch.

Ich: Wenn ich auch mich geneigt erklären wollte, das Lehreramt anzunehmen, so steht mir der erst in den jüngsten Tagen publicirte ministerielle Befehl: daß das Triennium academicum nicht verkürzt werden solle, entgegen.

Kn.: Das ist richtig; aber es steht ja bei Ihnen, erst mit Michaelis 1804 Ihren Abgang anzumelden, und Sie erhalten ein Testimonium academicum über 3 Studienjahre.

Ich: Diese Schwierigkeit wäre gehoben, aber ich habe noch keine praktisch-theologischen Vorlesungen gehört, worüber ich Testate beizubringen habe.

Kn.: Darüber werden Sie am besten mit meinem Collegen Niemeyer, der die Practica liesest, Rücksprache nehmen.

Ich: Bald nach Michaelis ist ein Stadtstipendium in meiner Vaterstadt fällig, das ich noch gern genießen möchte. Zur Erlangung desselben ist ein Facultätszeugnis erforderlich und der Nachweis, daß ich ein Disputatorium oder Examinatoruim gehört habe.

Kn.: Das Fakultätszeugnis stelle ich Ihnen aus, denn ich bin im kommenden Semester Decan. Mit dem Examinatorium oder Disputatorium steht es freilich schlimm.

Ich: Das Zeugnis von einem meiner Herren Lehrer über eine mit mir angestellte Privatprüfung kann die Stelle ersetzen.

Kn.: Nun schön! Dann kommen Sie nur um die Zeit, in der Sie das Zeugnis bedürfen, zu mir, und ich stelle mit Ihnen eine kleine Prüfung an. [1])

Ich: Dann bin ich erbötig die Oberlehrerstelle anzunehmen.

Kn.: Schön! Gehen Sie jetzt nur zu meinem Collegen Niemeyer.

Im Wesentlichen kamen bei Niemeyer dieselben Gegenstände zur Sprache; er antwortete in ähnlichem Sinne wie Knapp. Als ich den Punkt wegen der praktisch-theologischen Collegia berührte, meinte er: das ließe sich machen, ich könne sie ja bei ihm hören, es verstände sich von selbst, unentgeltlich. Ich konnte sie nicht hören und erhielt Michaelis 1804 doch ein vollständiges Abgangszeugnis über 3 Universitätsjahre.

So waren alle Schwierigkeiten beseitigt und ich zog als Oberlehrer auf das Waisenhaus.

Zunächst lag mir daran, daß mein Abgang von der Universität nicht bekannt ward, um in der Heimat noch eine Zeitlang als Student zu gelten, weil ich um Martini noch das Bürgerstipendium zu

[1]) Gegen Martini bestand ich diese Privatprüfung, eine der originellsten, die es vielleicht geben kann. Knapp fragte: welche Collegia ich bei ihm gehört? Die Kirchengeschichte, Dogmatik und die dicta probantia, war meine Antwort. Das Examen begann: Kn.: Können Sie mir wohl einen gelehrten Juden nennen, der um die Zeit Christi lebte? — Philo! war meine Antwort. Kn.: Schön! und noch einen? — Josephus, antwortete ich. Kn.: Richtig! Nun, ich sehe wohl, daß Sie meine Vorlesungen mit Nutzen gehört haben, ich habe das erforderliche Zeugnis bereits ausgestellt; hier ist es! Wer war glücklicher als ich, so leichten Weges über die Prüfungsangst hinweggekommen zu sein, denn die Manschetten wackelten nicht wenig, da ich die Collegia nur oberflächlich wiederholt hatte. Aber wie erschrak ich, als ich das unverdiente treffliche Zeugnis las. Ich habe den Wortlaut vergessen, erinnere mich aber, daß es über allen Verdienst lobend ausfiel. Auch auf den Stadtdirector Pohlmann hatte es einen so starken Eindruck gemacht, daß er den Prediger Wolterstorff, meinen früheren Rector, rufen ließ und ihm das Zeugnis mit den Worten zum Durchlesen überreichte: So etwas habe ich noch nicht gelesen! Wolterstorff erbat sich davon eine Abschrift und übersandte dieselbe an den Director der Ritter-Akademie in Brandenburg Arnold. Auch diesem gefiel das Zeugnis so sehr, daß er Wolterstorff antwortete: die erste Lehrerstelle, welche bei der Ritterakademie aufkäme, sollte, falls dies mit meinen Wünschen übereinstimmte, ich haben. Wolterstorff machte mir diese erfreuliche Mitteilung; denn die Lehrer der Ritterakademie in Brandenburg wurden zu den besten Dompfarren berufen. Aber mein Weg sollte in der Folge ein anderer werden.

erhalten wünschte. Daher ward mit einem meiner oben genannten Freunde Rücksprache genommen. Wir kamen darin überein, daß, sollte ein Student fragen: warum ich so plötzlich meine Wohnung verlassen und aufs Waisenhaus gezogen wäre?, als Grund der Veränderung angegeben würde, daß ich wegen beschränkter Mittel Stubenlehrer [2]) auf dem Waisenhause geworden wäre. Wir waren überzeugt, daß niemand ernste Nachforschungen anstellen würde, weil sich in der Studentenwelt niemand um uns kümmerte. Dies gelang auch vollkommen. Auch den Eltern zeigte ich die vorgegangene Veränderung erst dann an, als das Stipendium schon völlig erhoben war, und sie beobachteten auch noch längere Zeit das ihnen auferlegte Stillschweigen, so sehr auch die gute Mutter Tränenfreuden über die unerwartet rasche Versorgung des Sohnes vergoß und sie so gern teilnehmenden Bekannten ihre Freude mitgeteilt hätte.

Als Oberlehrer der lateinischen Hauptschule hatte ich eine Einnahme von jährlich achtzig Thalern bar; außerdem Wohnung, Heizung, Licht, Aufwartung, Mittags- und Abendessen. Nach Befinden der Umstände früher oder später kam dazu eine persönliche Zulage von 15 Th. jährlich sogenannter Correcturgelder, die mir schon nach Ablauf des ersten Quartals zu Teil wurden. Eine dürftige Einnahme für die vielen schweren Arbeiten; aber sie reichte damals aus. Meine Verpflichtungen bezogen sich auf 30 wöchentliche Unterrichtsstunden und auf die Beaufsichtigung von 44 Schülern, die auf 6 Stuben verteilt waren. Es gab nämlich zweierlei Schülerstuben, für Wohlhabendere und für Aermere. Von den ersten bewohnten 4, von den letztern 9 eine Stube. Auch der Oberlehrer hatte 4 Schüler bei sich auf der Stube. Außerdem hatte jeder Oberlehrer zwei Tische Freischüler im Eßsaal beim Mittags- und Abendessen zu inspiciren; am Schluß des Abendessens die Abendandacht zu halten; in den festgesetzten Erholungsstunden im wöchentlichen Wechsel die Aufsicht über die Jugend; im Sommer einen Tag um den andern die Inspection (d. h. die seiner Beaufsichtigung überwiesenen Schüler) spazieren führen, so wie im Winter alle 14 Tage 3mal an den dann freigegebenen Nachmittagen (Mittwochs u. Sonnabends war regelmäßiger Nachmittagsunterricht); an den Sonntagen ging jedesmal eine Inspection zur Kirche nach Glaucha, geführt von dem betreffenden Oberlehrer, die übrigen besuchten den Beetsaal, auf dem Vormittags die 3 Inspectoren der Reihe nach, des Nachmittags die Oberlehrer der Reihe nach religiöse Vorträge zu halten hatten.

Meine Begeisterung für das Schulfach verleitete mich, zu viel und relativ zu schwere Arbeiten zu übernehmen. Es war nämlich Sitte, daß dem neuangestellten Oberlehrer ein Verzeichnis der nicht von den Inspectoren und älteren Oberlehrern besetzten Stunden zur Auswahl vorgelegt wurde, aus denen er sich die Objecte selbst auswählte. Die unbesetzten Stunden wurden dann den außerordentlichen

[2]) Zur Erleichterung der Oberlehrer in Beaufsichtigung der Schüler, besonders derer, die mehr als 4 Schülerstuben zu beaufsichtigen hatten, wurden aus der Zahl der armen Studenten sogenannte Stubenlehrer angenommen, die mit 9 Schülern eine Stube bewohnten und dieselben beaufsichtigen sollten. Sie genossen dafür freie Wohnung, Heizung, Licht und Aufwartung.

Lehrern aus der Zahl der Studenten anvertrauet. Meine Unterrichtsobjecte waren: Geographie in Unter-Secunda, 4 St.; Curtius (?) in derselben Klasse 2 St.; Griechisch in Ober-Tertia 6 St.; Ovid. Metam. in Unter-Quarta 4 St.; deutsche Stilübungen daselbst 2 St.; Mathematik in der combinirten Ober- und Unter-Tertia 3 St.; Französisch in derselben Klasse 3 St.; endlich die 2. Extraklasse, d. h. alle die Schüler aus Tertia, Quarta und Quinta, die keinen Teil an dem hebräischen Unterricht nahmen, 6 Std.[3]) Meine Collegen wunderten sich über diese Wahl und behaupteten, daß ich ungerecht gegen mich handele, ich würde mich überarbeiten müssen. Aus jugendlichem Leichtsinn verwarf ich dies Argument. Ja, ich war mit diesen 30 wöchentlichen Stunden noch nicht zufrieden. Da ich immer noch Prediger zu werden beabsichtigte, so übernahm ich in der Töchterschule die zweite Klasse in der Religion 6 St., um mich im Katechesiren zu üben. In der Hauptschule war nämlich keine Religionsstunde offen. Meine Collegen nahmen mir dies Uebel, sie meinten, es sei eine Herabwürdigung, in der deutschen Schule zu unterrichten, überdies würde ich ja nur mit 1 Groschen für die Stunde honorirt, während ich für jede Extrastunde in der Latina 2 Gr. erhielt. [4])

[3]) Die lateinische Schule des Waisenhauses zählte damals 12 Klassen: Prima, Ober- und Untersecunda, Ober- und Unter-Tertia, Ober- und Unter-Quarta, Quinta, Sexta, Septima, Octava und Nona. In jeder Klasse verweilte der Schüler in der Regel ½ Jahr; die bei der Versetzung Zurückbleibenden wurden eo ipso die untersten, die aus der nächstuntern Klasse versetzten nahmen die ersten Plätze ein. In 6 Jahren konnte daher der ganze Schulcursus abgemacht werden. Wenn der Erste in der Nona z. B. sich gut hielt und fleißig war, so konnte er in allen Klassen stets den ersten Platz während der ganzen Schulzeit inne haben, wovon sich mehrere Beispiele vorfanden. Das Unterrichtssystem war das Klassensystem, so daß jeder Schüler nach seinen Kenntnissen in den einzelnen Objecten classificiert ward. So hatte ich in der Mathematik in Tertia einige Schüler, die in den übrigen Stücken in Prima saßen.

[4]) Die unterrichtenden Lehrer an der Latina zerfielen in 3 Gruppen. Die 3 Inspectoren bildeten die erste Gruppe. Der erste war Diek, der eigentliche Rector der Anstalt, ohne Director zu sein. Die Geschäfte des letzteren hatte Dr. Knapp. Diek starb zwischen 1820 und 1830 und führte in den letzten Jahren seines Lebens den Titel: Rector. Der zweite Inspector war Kirchner. Er hatte die Oekonomica der Anstalt zu besorgen und gab nur einige Stunden in der Kalligraphie. Er erhielt später den Titel: Hofrat, und starb ungefähr um dieselbe Zeit wie Diek. Der dritte Inspector (Rübe) war ein ängstlicher stiller Mann, fühlte sich nicht glücklich und kam wenig in Betracht. Er ergab sich später dem Trunk und starb an den Folgen desselben. Die zweite Gruppe bildeten die Oberlehrer, das eigentliche Lehrer-Collegium. Die Zahl derselben betrug 9, zu denen im Winter 1803/4 noch ein Zehnter kam. Es waren folgende: 1. Kühnemann, 40 Jahr alt, ein grundgelehrter Mann, der aber zum Schulmann nicht geeignet war. Collegen und Schüler hatten ihn zum Besten. Er unterrichtete in der Geschichte in Prima, die übrigen Stunden hatte er in den unteren Klassen, hatte aber durchaus keine Autorität. Später ward er an das Lyceum zu Cassel versetzt. 2. Selle, ein unwissender, ungefähr ebenso alter Mann, der eine gewisse Grandezza zur Schau trug. Sein Wirkungskreis waren ebenfalls die untern Klassen mit Ausnahme der Geographie in Ober-Secunda. Er starb 1806 am Typhus. 3. Heinecke, der gelehrteste im Collegi, o, ein tüchtiger gründlicher Philologe, Liebling von Friedr. Aug. Wolff, edirte 1803 die sehr bekannt gewordenen Animadversionen zu

Zu diesen 36 wöchentlichen Stunden kamen die Correcturen. In Tertia gallica saßen 80 Schüler, in Quarta im Deutschen 50—60. Das gab wöchentlich 140 Arbeiten zu korrigiren, zu denen allmonatlich noch ein Dokimasticon im Griechischen, der Mathematik und Geographie kam. Sehr zeitraubend für mich war die Correctur der französischen Exercitien. Meine Kenntnisse in der französischen Grammatik waren geringe und Uebungen im Schreiben dieser Sprache hatte ich auf der Schule so gut wie gar nicht gehabt. Ungern übernahm ich den Unterricht; allein da er mit dem mathematischen in derselben Stunde lag und nur mit diesem von einem Lehrer erteilt werden konnte, in der Mathematik aber gern Unterricht erteilen wollte, so mußte ich in den sauren Apfel beißen. Dann darf

Ruperti's Ausgabe des Juvenal und hatte eine lateinische Grammatik des silbernen Zeitalters unter der Feder. Er unterrichtete in den obersten Klassen mit großem Nutzen. Michaelis 1804 erhielt er den Ruf als Rector der Schule zu Perleberg, fand dort für seinen Geist keine Nahrung und ergab sich dem Trunke. Seine Gönner bewirkten seine Versetzung an das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, aber er starb daselbst bald, weil er forttrank. 4. Cörber, ein heiterer, jovialer Mann und liebenswürdiger College, eben 30 Jahr alt, von gründlichen Kenntnissen und guter Lehrgabe. Er unterrichtete in den obern Klassen. Später ward er Director des Gymnasiums zu Tilsit, verheiratete sich mit einer Nichte des commandierenden Generals v. Borstel, blieb aber kinderlos. Als er in der Folgezeit seine Frau durch den Tod verlor, ließ er sich zwischen 1830 und 1840 pensionieren und starb 1854 in Berlin. 5. Biedermann, zugleich Aufseher der Orphani, etwa 30 Jahr alt. Bald nach meinem Eintritt ins Colligium verließ er die Anstalt, um eine Hauslehrerstelle in Schlesien anzunehmen. Ich habe nichts wieder von ihm erfahren. 6. List, ein Thüringer, zugleich Aufseher der Orphani, ein vortrefflicher Mensch, gemütlich-phlegmatisch, liebte besonders Naturgeschichte und Religion, unterrichtete in den mittlern Klassen, und war etwa 25 Jahr alt. Von allen Collegen war er mir der liebste und wir schlossen uns näher aneinander an. Nach Schnöckel war er mir der treueste Freund. Im Jahre 1809 brachte er die Ferien bei mir zu und schloß sich recht innig an die Meinigen an. Später ging er als erster Oberlehrer zugleich mit Cörber an das Gymnasium zu Tilsit, nahm um 1830 seinen Abschied, weil er erblindete. Er starb nach einigen Jahren. 7. Mie, ein gutmütiger, phlegmatischer Mann, einige Jahre älter als ich, von guter theologischer Bildung, unterrichtete in den mittlern und untern Klassen. Er ward später Prediger in Thüringen. 8. Kühnau aus Berlin, ebenfalls Theologe. Da ich zu ihm kein Vertrauen fassen konnte, und mich fast gar nicht um ihn bekümmerte, so kann ich nichts weiter von ihm anführen. Im Jahre 1813 nahm er Kriegsdienste und blieb als Officier in der Schlacht bei Dennewitz oder Gr.-Beeren. 9. Ich selbst. 10. Seidel, etwa 2 Jahr älter als ich, ein feingebildeter, sanfter, interessanter Mann mit schönen Kenntnissen und ein tüchtiger Lehrer, aber von unglücklichem Temperament. Ein tiefer Kummer schien an seinem Innern zu nagen. Später ward er Oberlehrer am Pädagogium, und ersäufte sich in der Saale. An die Stelle Biedermanns trat ein gewisser Braun, ein tüchtiger Philolog, aber eine Art Vagabonde. Er kam als ein Wildfremder in zerrissenem Anzuge nach Halle, und erhielt als Oberlehrer und Orphanus-Inspector eine Anstellung, verschwand aber nach einiger Zeit bei Nacht und Nebel.

Die dritte Gruppe der Lehrer wurde aus den Studierenden genommen, die sich dazu meldeten. Sie standen mit dem Collegio in gar keiner Verbindung, nahmen keinen Teil an den Conferenzen und an der Beaufsichtigung der Schüler. Die Stunde ward ihnen mit 2 Groschen bezahlt.

nicht unberücksichtigt bleiben, daß jede der 36 Stunden Vorbereitung erforderte, denn ich war ja ein Anfänger, und der Sitte gemäß mußte ich für den geographischen Unterricht ein Heft ausarbeiten, das den Schülern in die Feder dictiert ward. Zu allem diesen kamen die vielfachen Inspectionen in den 6 Schülerstuben, auf dem Spielplatz, beim Baden, vor dem Unterricht in der Versammlungsklasse, während des Essens pp. Es ist daher leicht einzusehen, daß ich mir eine ungeheure Arbeit aufgeladen hatte. War ich gleich gewohnt, früh aufzustehen, so ward es mir doch sehr schwer, mit 3 Stunden Schlaf zufrieden zu sein. Denn mit wenigen Ausnahmen konnte ich nicht vor 12 Uhr nachts zu Bette gehen, und morgens 3 Uhr war der Nachtwächter dem ihm erteilten Befehle gemäß, unerbittlich. Einer solchen Last mußte ich bald unterliegen. Am Ende des ersten Semesters gab ich zwar die 6 Religionsstunden in der Bürgerschule auf, und hätte auch statt schwerer Stunden in den obern Klassen leichtere in den untern Klassen nehmen können, aber das erlaubte, so urteilte ich fälschlich, meine Ehre nicht. Dazu kam der böse Geist der Schüler, die darauf ausgingen, Lehrern und Erziehern auf jede Weise das Leben zu verbittern. Kein Wunder, daß ich bald diesen Arbeiten unterlag und mir ein Siechtum zuzog, gegen das meine kräftige Natur zwar ankämpfte, aber nicht ganz siegte. Eine Verschleimung der Luftröhre war die erste Folge, schon mit dem zweiten Semester mußte ich mediciniren, aber ohne Wirkungen. Noch mindestens 10 Jahre hatte ich daran zu leiden, bis sich das Uebel von selbst verlor. Es konnte nicht fehlen, daß sich bald der Wunsch in mir regte, meine Lage zu verändern; denn dem Beispiel mehrerer meiner Collegen, die sich auf mannigfache Weise das Leben bequem zu machen suchten, mochte ich nicht folgen.

Bald fand sich eine Gelegenheit. Ein Herr v. Dannewitz auf Wilder Buchwald bei Sorau in der Niederlausitz suchte einen Lehrer für seinen 12 Jahr alten Sohn. Mir wurden die Anerbietungen vorgelegt und da ich die Lage für damalige Zeit überaus glänzend fand, nahm ich die Stelle an und kündigte zu Michaelis 1804 meine Oberlehrerstelle. Der Knabe sollte Militair werden, die Haupt-, fast einzigen Unterrichtsgegenstände sollten Mathematik und Geschichte sein; für täglich 4 Stunden war ein Honorar von 150 Thalern offerirt bei völlig freier Station und Ersatz der Reisekosten. Außerdem sollte der Hauslehrer mit seinem Zöglinge alljährlich eine größere Reise, versteht sich auf Rechnung des Vaters, machen.

Anders hatte es die Vorsehung beschlossen. So glänzend auch diese Aussicht war, denn auch die Aussicht auf eine Versorgung als Prediger war damit verbunden, so wäre es für mich kein Glück gewesen, wenn ich ins Hauslehrerleben übergegangen wäre. Mir fehlte nämlich jede Art von äußerer Bildung und ich war nicht im Stande, mich in einer Gesellschaft, die aus routinirten Menschen bestand, zurecht zu finden. Außer meinen Lehrern und Commilitonen hatte ich während meines ganzen Lebens nie Gelegenheit gehabt, einen gebildeten Mann zu sprechen, in einer andern Gesellschaft, als unter Mitschülern, war ich nie gewesen und so hatte ich keine Vorstellung vom Conversationston, noch kannte ich irgend eine Regel des Anstandes und der feinen Sitte. Noch steht es lebendig vor meiner Seele, welche Angst mich überfiel, als ich zum ersten Male in meinem

Leben zu einem Kaffee zu einer Brauerfamilie in Salzwedel bald nach meiner Ankunft in Salzwedel geladen ward, wo sich 4 junge Mädchen befanden, und welch eine jammervolle Rolle ich hier spielte. Ihr könnt Euch, meine lieben Kinder! keine Vorstellung davon machen, da Ihr von Jugend auf Euch im Kreis anständiger Menschen bewegt habt. Aber für mich, der in den untern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft geboren und erzogen war, der keine Ahnung davon hatte, wie man sich andern Menschen gegenüber zu benehmen habe, war alles, was man im geselligen Leben sah und hörte, unbekannt; und es verging eine lange Zeit, ehe ich mich auch nur einigermaßen zurecht finden lernte. Eine große Blödigkeit und Schüchternheit im äußeren Benehmen war die notwendige Folge, worüber ich nie ganz Herr geworden bin, woran ich noch heutigen Tages leide.

Schon sollte der Contract mit v. Dannewitz abgeschlossen werden, als ein Brief aus der Heimat die ganze Sache änderte. Mein früherer Lehrer, der Cantor Bode in Salzwedel, war gestorben. Der Rector Heinzelmann schrieb mir, den Auftrag vom Patronat zu haben, bei mir anzufragen, ob ich die unterste Lehrerstelle an der Schule zu Salzwedel, wenn die Kirchengeschäfte von derselben getrennt würden, anzunehmen geneigt sei? Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, gab ich meine bejahende Antwort, nahm mein dem p. v. Dannewitz gegebenes Wort zurück und eilte mit dem Schluß der Schule Michaelis 1804 nach Salzwedel, hochbeglückt, an der Anstalt wirken zu sollen, die mich selbst gebildet hatte.

Wenn ich jetzt nach länger als 50 Jahren zurückdenke, so erstaune ich über die vielen Fehler, die ich, in Salzwedel angekommen, beging, da kein Freundesrath mir zur Seite stand. Es war mir nicht eingefallen, mich um die vacante Stelle officiell zu bewerben, ich machte keine Visiten bei den Mitgliedern des Patronats und des Ephorats, kaum, daß ich meine künftigen Collegen besuchte. Ich begreife es jetzt noch nicht, daß man mich nicht völlig ignorirte. In meiner großen Unwissenheit mit dem Leben hielt ich die Sache für abgemacht und betrachtete mich schon als Lehrer an der Schule. — Die Witwe Bode genoß bis Ostern 1805 die Einkünfte ihres verstorbenen Mannes; bis dahin mußten die beiden Lehrer den Unterricht allein besorgen. Ohne weitere Rücksprache mit dem Rector und mit dem Patronat ersuchte ich Lösener, mich an dem Unterricht teilnehmen zu lassen, was dieser natürlich gern sah. Am 3. Januar 1805 bestand ich gemeinschaftlich mit Solbrig, dem designirten Conrector, eine Prüfung bei dem General-Superintendent Jani in Stendal und bald darauf ward ich zum 5. Lehrer praesentirt und bestätigt.

Bevor ich über mein Treiben als Lehrer in Salzwedel rede, scheint es mir zum Verständnis des Folgenden erforderlich, den Zustand der Schule bei meinem Eintritt kurz anzugeben.

Die lateinische Stadtschule in Salzwedel war im Wesentlichen so geblieben, wie sie bei der Combination der Alt- und Neustädter Schule 1744 eingerichtet ward und trug alle Mängel der damaligen Zeit. Eigentlich waren es zwei Schulen; die erste bildeten Prima und Secunda mit zwei Lehrern, dem Rector und dem Conrector, sie führte den Namen der oberen Klassen; die zweite bildeten Tertia, Quarta und Quinta mit 3 Lehrern, zwei Cantoren und dem Sub-

conrector; alle 3 waren zugleich Kirchendiener, sie hießen die untern Klassen. Lehrer und Schüler kamen in keine Berührung weiter, als daß sie in demselben Schulgebäude Unterricht erteilten und genossen. Die Lehrer der obern Klassen unterrichteten nur in diesen, die der untern nur in denselben. Eine Ascension hatte nie stattgefunden, da die Lehrer der untern Klassen auch Kirchendiener waren, so ward bei der Wahl derselben weniger auf Kenntnisse in den Wissenschaften, als vielmehr auf ihre musikalische Bildung gesehen; so daß die Lehrer der untern Klassen in der wissenschaftlichen Ausbildung zurück waren und sich zu Lehrern der obern Klassen nicht eigneten. Daher hatten beide Abteilungen ihre eigenen Morgenandachten, ihre besondern Lehrer, selbst ihre verschiedenen Ferien. So z. B. waren in der Erntezeit für die obern Klassen 2 bis 3 Wochen ganz frei; für die untern Klassen bestanden die Ernteferien darin, daß nur Montags und Freitags nachmittags eine Stunde 8 Wochen hindurch erteilt ward. Damit die Lehrer doch auch Ferien hätten, wurden diese 8 Wochen so unter ihnen verteilt, daß immer einer von ihnen frei war, seine Stunden wurden durch Combinationen der Klassen ersetzt. Nur beim Genuß des heiligen Abendmahls und bei den Leichen-Conducten bildete die Schule ein Ganzes. Der Rector bekümmerte sich gar nicht um die untern Klassen, nur einmal in jedem Semester erschien er, wenn er die lateinischen Probearbeiten in der Klasse behufs der Translocation durchnahm. Das Schulgeld ward unter die Lehrer verteilt, Rector und Conrector erhielten das aus den obern, die 3 übrigen Lehrer das aus den untern Klassen. Bei der elenden Einnahme der Lehrer und da das Schulgeld die Haupteinnahme war, konnte es nicht fehlen, daß zwischen den Lehrern der beiden Abteilungen sich leicht der Verdacht regte, daß sie in ihrer Schulgeldseinnahme verkürzt würden; indem die Lehrer der obern Klassen die Meinung sich zu eigen machten, daß die Lehrer der untern Klassen die Schüler so lange als möglich in denselben zurückzuhalten suchten, um länger Schulgeld von ihnen zu beziehen, während die Lehrer der untern Klassen behaupteten, daß der Rector unreife Schüler nach Secunda versetze. Die Zahl der Unterrichtsstunden für die obern Klassen war auf 34, für die untern Klassen auf 36 (eigentlich auf 40, worunter 4 Gesangstunden, die aber nicht gegeben wurden) festgesetzt.

Jeder Lehrer sollte 26 Stunden geben. Da nur so viel Lehrer als Klassen waren, so mußten viele Kombinationen die Stundenzahl ersetzen. Der Lectionsplan für die obern Klassen war im Ganzen, besonders bei dem jedesmaligen Eintritt eines neuen Rectors, zeitgemäß eingerichtet; für die untern Klassen war der von 1744 unverändert geblieben. Unterricht in der Muttersprache ward gar nicht erteilt, das Französische ward in Privatstunden gelehrt; die Teilnahme war frei. Wer Teil nahm, zahlte 12 Ggr. quartaliter außer dem Schulgelde, das für jede der 3 untern Klassen 1 Thaler quartaliter, für die obern Klassen 2 Thaler betrug.

Bei meinem Eintritt ins Collegium arbeiteten folgende Lehrer an der Anstalt. Rector Heinzelmann und Conrector Solbrig für die obern Klassen; die während der dreijährigen Vakanz des Conrectorats als Hülfslehrer interimistisch tätig gewesenen Prediger Oldecop und Wolterstorff behielten jener den Unterricht in der Muttersprache,

dieser im Hebräischen und dem Griechischen des Neuen Testaments bei. Lehrer der untern Klassen waren zuvörderst Leiß, der auch zugleich Cantor und Organist an der Katharinenkirche war. Es war ein alter gebeugter stumpfer Greis, ohne alle Methode des Unterrichts, ohne alles Geschick in Handhabung der Disziplin. Ein ganzes Buch könnte ich voll schreiben, wollte ich die jugendlich-übermütigen Streiche aufzeichnen, die in meinen Schuljahren in seinen Unterrichtsstunden vorfielen. Das Komische ward noch erhöhet, daß Leiß den thüringischen Dialekt in seiner ganzen Eigentümlichkeit vollständig beibehielt. Uebrigens war er ein sehr gutmütiger, wohlmeinender Mann, der ein besseres Los verdient hätte, als durch Schuld seines früheren Kollegen Bode auf sich selbst beschränkt zu leben. Kollegialität fand überhaupt bei den Lehrern der untern Klassen nicht statt; hauptsächlich trug die jammervolle Einnahme der Lehrer bei, da Kummer und Not in der Begleitung derselben war und der eine scheel auf den andern sah, wenn er 20 Thaler mehr jährlich einnahm. Leiß legte Michaelis 1805 sein Amt nieder, sein Adjunct ward Ostern 1806 der Cantor Wenzel. Der zweite Lehrer war Loesener, Subconrector und zugleich Organist an der Marienkirche. Ein höchstbegabter Mann, aber zum Schulmann nicht geeignet. Er war gegen die wissenschaftliche Beschäftigung völlig gleichgültig, war grundfaul und lebte nur für die Geselligkeit. Von Natur schwächlich, glaubte er nur durch Sorge für seinen Körper sich erhalten zu können. Um seine beiden frühern Kollegen Leiß und Bode kümmerte er sich nicht, so wie diese nicht um ihn. Sein unglaublich starkes und treues Gedächtnis, so wie sein hervorragendes Talent zur Musik machten ihn in der Gesellschaft sehr beliebt, denn er war zugleich ein sehr gutmütiger, friedliebender Mann. Als Lehrer nutzte er wenig, in der Handhabung der Disziplin war er sehr inconsequent; sein cholerisches Temperament riß ihn oft zu übergroßer Härte hin. Als Kollege war Lösener ausgezeichnet. Streit und Hader war ihm sehr zuwider und sobald sich eine Mißstimmung im Collegio bemerkbar machte, wußte er auf oft verschiedenen Wegen alles wieder ins Geleise zu bringen. Solange er lebte, herrschte daher Frieden im Collegio; nach seinem Tode ward es anders. Auch war er sich wohl bewußt, daß er in seiner wissenschaftlichen Ausbildung zurückgeblieben war und hatte nichts dagegen, daß er 1810, nach dem Tode des Rectors Heinzelmann, gegen mich im Gehalte und den Geschäften zurücktrat, und obgleich er den Titel eines Conrectors bekam, mit der Einnahme und den Geschäften seiner frühern Stelle sich begnügte, obgleich dieser vom Patronat ausgegangene Vorschlag höhern Orts unbeachtet blieb und er jure zum Conrector ernannt ward. Und als zu Ostern 1819 das Rectorat vacant ward, war er es ganz besonders, der mich ermunterte, mich um das Rectorat zu bewerben, obgleich ich viel jünger als er war, und als 9jähriger Knabe seinen Unterricht genossen hatte. Während seines Lebens bemühte er sich ganz besonders, Kollegen, Schülern und dem Publikum gegenüber durch sein ganzes Wesen zu zeigen, daß zwischen ihm und mir, dem Rector, ein herzliches Verhältnis stattfand. Er war es, der die ersten 10 Jahre meines Rectorats zu den glücklichsten meines Lebens machte.

Durch Bode's lange Krankheit, durch Leiß' Alter und Unfähigkeit und durch Löseners Gleichgültigkeit waren die untern Klassen aufs

Aergste verwildert; die Zahl der Schüler betrug zusammen 45, deren Unwissenheit groß war. Mein erstes Bestreben ging nun dahin, mich Loesener zu nähern, um gemeinschaftlich mit ihm und nach einem Prinzip zu handeln. Vertrauen erweckt Vertrauen! Ueber Schulsachen, Lectionen, Methode, Disciplin u. dgl. war zwischen den frühern Kollegen nie ein Wort gewechselt, jeder ging seinen eigenen Weg, unbekümmert um den andern. Manche Idee, Resultate meiner Erfahrung und des Umgangs mit den Kollegen in Halle, wo über Schulsachen oft gesprochen ward, erregten Loeseners Interesse und der jugendliche Feuereifer, den ich zeigte, riß auch ihn hin, so daß sich bald ein gutes, selbst herzliches Verhältnis zwischen uns entwickelte, und Loesener sprach von jetzt an gern und mit Interesse über Schulangelegenheiten. Er sah bald ein, daß der alte Schulplan von 1744 durch einen bessern ersetzt werden müßte. Hinsichts der Unterrichtsobjekte konnten wir uns lange nicht einigen. Meinem Verlangen, in Tertia die griechische Sprache anzufangen und in allen 3 untern Klassen Unterricht in der Muttersprache zu erteilen, widersetzte sich Loesener, hatte aber zuletzt nichts dagegen, als ich mich erbot, 8 Stunden wöchentlich mehr zu geben, um außer der Schulzeit den Tertianern 2 griechische und jeder der 3 Klassen 2 deutsche Stunden zu geben. Eine zweite Schwierigkeit ergab die Frage: wie der alte Leiß, der mit Michaelis 1805 in den Ruhestand treten wollte, bis dahin zu verwenden sei? Wir kamen bald darin überein, daß er das Ordinariat von Tertia abgeben müsse, und daß ihm nur sogenannte Nebenobjekte und überhaupt die leichtesten Stunden übergeben werden sollten. Dies gelang, der alte Mann war für diese Erleichterung sehr dankbar, zumal, da wir ihm das Versprechen gaben, seine Autorität durch unsern Einfluß so viel als möglich bei den Schülern zu heben. Zu dem Ende erklärten wir den Schülern, daß jede Unordnung in des alten Mannes Stunden von uns so geahndet werden würden, als wären sie in unsern Stunden geschehen. Dies wirkte, und Leiß fühlte sich in seinem letzten Lehrerjahre glücklicher als je vorher. Mit Tränen in den Augen legte er bei seinem Abschiede vor mir dies Bekenntnis ab und schloß mit dem Ausruf: warum habe ich es erst in meinem letzten Lehrerjahre erfahren müssen, was es heißt, Kollegen zu haben? !

Nachdem so der Unterricht geordnet und verteilt war, wobei eine Rücksprache mit dem Rector aus oben angegebenen Gründen unnötig war, suchte ich mit Loesener über Conformität in Handhabung der Disziplin zu verhandeln. Ausgehend von dem Grundsatz: die Körperstrafen zu verbannen, sie so selten als möglich gegen wirkliche Roheit, nicht aber gegen Unfleiß und Leichtsinn in Anwendung zu bringen, fand ich den größten Widerspruch. Wir beide beriefen uns auf unsere Erfahrung, die entgegengesetzte Resultate hatte. Ich konnte nichts weiter erreichen, als daß ich den Versuch machen sollte, mein Princip in Anwendung zu bringen. Ich entfernte daher aus dem Unterrichtslokal die 4 bis 6 haselne Stöcker, die auf dem Katheder stets bereit lagen, um nach Befinden der Umstände bald den dünnern, bald den dickern als Disciplinarmittel zu gebrauchen, wodurch Loesener gezwungen ward, seltener zu Schlägen zu greifen, da ihm der Stock fehlte. Mit der Zeit ward er aber auch milder im Gebrauch der Zuchtmittel, nur wenn sein cholerisches Temperament ihn ereilte, schlug er noch.

Ungeachtet die Jugend im höchsten Grade verwildert und unbändig war, so gelang es mir doch bald, einen bessern Geist zu wecken und die Knaben an Gehorsam zu gewöhnen. Mit entschiedener Festigkeit und unerbittlicher Strenge trat ich jeder Verirrung der Jugend entgegen und suchte durch allgemeine Vorstellungen dieselbe zu überzeugen, daß sie eine ganz andere werden müsse, wenn sie sich selbst achten wolle. Schon nach kurzer Zeit sah ich ein, daß meine Autorität gesichert war, denn unbedingter Gehorsam, Gehorsam ohne Widerrede war der Grundsatz, nach dem ich verfuhr, ich konnte nun auch den strengen Schulmonarchen bei Seite liegen lassen, und den liebenden Vater zeigen. Unerwartet schnell gelang dies. War in den ersten Monaten meiner hiesigen Wirksamkeit die Klage der Schüler über meine Strenge gegen ihre Eltern sehr groß gewesen[5]), so ging diese Klage bald in Lobeserhebungen über. Die zitternde Furcht der Knaben ging bald über in Anhänglichkeit an meine Person, die einen außerordentlichen Grad erreichte. Ein finsterer Blick auf einen Schüler, Drohen mit dem Finger war hinreichend, den Fehlenden zu erschrecken und bald war es allgemeiner Ton, mit dem Mitschüler zu zürnen, der von mir getadelt ward. Die härtesten Strafen waren: Ausschließung von einem Spaziergange, den ich oft mit meinen Schülern machte und Teil an ihren Spielen nahm, und Ausschließung aus einer Unterrichtsstunde, die ihnen lieb war. Obgleich das letztere Disciplinarmittel streng genommen unrichtig war, so war es von großer Bedeutung; da diese Strafe für die Schüler die härteste war durch den Spott, den ihre Mitschüler trieben. Sie kam aber etwa nur 3 mal vor.

Wie ganz anders gestaltete sich jetzt mein Schulmannsleben gegen das Oberlehrerjahr in Halle. Ich erfreute mich der Anhänglichkeit der Jugend in einem hohen Grade, jeder Schüler tat, was er mir nur an den Augen absehen konnte. Dagegen in Halle war es Grundsatz der Schüler, dem Lehrer überall entgegen zu sein; und wenn sich auch einer oder der andere fand, sich einem Lehrer näher anzuschließen, so wagte er es nicht aus Furcht, von seinen Mitschülern verlacht zu werden.

Daß unter solchen Umständen auch in der Ausbildung der geistigen Anlagen unserer Jugend Gutes gefördert ward, lag in der Natur der Sache. In einer so kleinen Stadt wie Salzwedel wird das Treiben der Lehrer bald bekannt. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Eltern in größerer Zahl als früher ihre Söhne der Anstalt übergaben, und daß der Zufluß von außen stärker ward, so daß die Schülerzahl in den untern Klassen sich zusehends mehrte; und nach ungefähr 2 Jahren zählten wir bereits 100 Schüler in den 3 Klassen.

Leiß verließ uns Michaelis 1805, Lösener und ich arbeiteten allein, bis Ostern 1806 Wenzel als Adjunct von Leiß ins Collegium trat. Jede der 3 Klassen konnte nun wieder ihren eigenen Ordinarius erhalten und mir fiel Quarta zu, während der Anciennität nach

---

[5]) Nicht selten erzählten mir die Eltern, daß die Söhne über meine Strenge klagten, ohne angeben zu können, worin diese Strenge bestehe. Auch die Eltern, die unter Strenge den fleißigen Gebrauch des Stocks verstanden, konnten es nicht begreifen und erkundigten sich nach meinem Verfahren.

Loesener Tertia und Wenzel Sexta erhielt. Dies währte bis zum Jahre 1809, wo um Weihnachten der Rector Heinzelmann am Nervenfieber starb. Das Patronat beschloß darauf, den Conrector Solbrig zum Rector, Loesener zum Conrector, mich zum Subrector in Vorschlag zu bringen und an meine Stelle den Studiosus Agricola zu berufen. Dabei aber ward bestimmt, daß die Geschäfte und der Gehalt des Conrectors auf mich übergehen, Loesener also nur den Rang und den Titel eines Conrectors haben sollte. Obgleich von der westfälischen Behörde diese Bestimmung unbeachtet blieb, und das Königl. Decret Loesener einfach zum Conrector, mich zum Subrector ernannte, Loesener also in den Gehalt und die Geschäfte des Conrectors treten konnte, so blieb es doch bei dem Vorschlage des Patronats, und Loesener, wohl überzeugt, daß er den Geschäften des Conrectors nicht gewachsen war, ließ sich dies gern gefallen. Diese Einrichtung hatte zur notwendigen Folge eine Verschmelzung der obern und untern Klassen, die von jetzt an faktisch ihren Anfang nahm, und mit der Zeit immer weiter durchgeführt wurde, bis die beiden früher ganz getrennten Schulen gänzlich in eine Anstalt verschmolzen. Die Lehrer unterrichteten von jetzt an in den verschiedenen Klassen ohne Unterschied, der schroffe Abstand von Secunda und Tertia fiel weg durch die Annäherung an das Lectionsklassensystem.

Die Schule führte in der westphälischen Periode den Namen eines Lyzeums statt des einer Stadtschule, welcher Name bei der Reoccupation der Altmark Seitens Preußen in den eines Gymnasiums verwandelt ward.

Mein Wirkungskreis war nun hauptsächlich Secunda und Prima, aber auch in den untern Klassen gab ich einige Stunden, so wie Loesener als Ordinarius von Tertia auch einige Stunden in Secunda und Agricola, Ordinarius von Quarta, das Griechische in Prima erhielt.

In Frieden und Einigkeit lebte das Collegium, treu seiner Pflicht so bis zum Jahre 1818. Die großen Weltereignisse hatten nach dem Kampfe der innern Ausbildung des Staats Platz gemacht und der Preußische Staat hatte bereits früher begonnen, sein Augenmerk auf die bessere Dotirung der wissenschaftlichen Institute zu werfen. Die Folge war, daß bei der Gründung neuer Gymnasien und bei der Vermehrung des Personals an den bestehenden Gymnasien überall neue Kräfte erforderlich wurden, und daß vielfache Versetzungen von einer Anstalt zur andern vorkamen. Solbrigs Jugendfreund, der Direktor des großen Militärwaisenhauses in Potsdam, Zarnack, der später in einen sehr häßlichen Prozeß verwickelt ward, hatte auf den Schul- und Regierungsrat v. Türk und dieser auf den Ministerialrat Süvern eingewirkt und letzterer hatte bewirkt, daß Solbrig zum Director des Gymnasiums zu Frankfurt a. d. O. gewählt ward. Solbrig reisete im Sommer 1818 nach Frankfurt, lehnte aber nach seiner Rückkehr den Antrag ab. Man hoffte allgemein in Salzwedel, daß Solbrig den Ruf annehmen werde, da Lehrer und Schüler sich unter Solbrigs Leitung nicht glücklich fühlten. Seine Unterrichtsmethode war nicht sonderlich und die Handhabung der Disciplin ließ viel zu wünschen übrig. Ich selbst rechnete auch stark auf Solbrigs Abgang, da ich dann Aussicht hatte, ins Rectorat zu rücken. Um so mehr schmerzte es

mich, das Gegenteil zu erfahren, zumal da die stets steigenden Bedürfnisse meiner stärker werdenden Familie mir eine Verbesserung meiner Einnahme, die 500 Thl. betrug, wünschenswert machen mußte. Das Collegium hatte mit mir die Ueberzeugung, daß, da Solbrig die Wahl nach Frankfurt abgelehnt hatte, die mit Mühe durch Süvern's Betrieb durchgesetzt war, derselbe Süvern gegen sich eingenommen und durch die Behörde nicht würde weiter befördert werden. Daher faßte ich den Entschluß, mich um eine Predigerstelle zu bewerben. Ich warf mich daher in die theologischen Disciplinen und wandte mich an meinen Gönner, den Bischof Westermeyer, mit der Bitte, zu bewirken, daß ich nach vormals Westphälischer Weise nach einer theologischen Prüfung für wahlfähig erklärt werden möchte. (Ich hatte noch keine Prüfung als Theologe bestanden). Die freundliche Antwort Westermeyers ging dahin, daß das Consistorium nicht die Befugnis habe, eine Dispensation von der zweiten theologischen Prüfung zu erteilen; ich sollte mich nur an das Ministerum für geistliche Angelegenheiten wenden und das Consistorium würde die Bitte so viel als möglich befürworten. Im Frühling 1819 wollte ich die Prüfung bestehen, aber bereits um Neujahr öffnete sich für Solbrig eine neue Aussicht, da der Probst Röttger am Kloster U. L. Frauen zu Magdeburg beabsichtigte, Solbrig zum Rector der Anstalt zu berufen. Die Aussicht auf das Rectorat und meine Gehaltsverbesserung ließ daher den Plan, Prediger zu werden, fallen, und er ward, da inzwischen mein Wunsch zu aßcendiren, in Erfüllung ging, für immer aufgegeben. Auf Zureden meiner Kollegen, besonders Loeseners und meines Schwiegervaters Wolterstorff, sowie auf den von den erwachsenen Schülern allgemein ausgesprochenen Wunsch, meldete ich mich zum Rectorat und ward gewählt. In den Osterferien bestand ich das eben erst angeordnete Rectorats-Collegium bei der Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission in Halle unter Niemeyer, Schütz, Pfaff, Gesenius und Voigtel und trat mit dem Sommer-Cursus 1819 mein neues Amt an.

Aus den frühern Jahren ist noch Einiges nachzuholen. Das Einkommen der Lehrer war früher sehr geringe, das meinige betrug Anfangs 230 Thl. Es war erforderlich, auf Nebenverdienst zu denken, wozu sich bald Gelegenheit fand, weil Privatstunden mancherlei Art wegen unzureichender Beschäftigung der Schüler in der Schule nicht alles in dem Umfange gelehrt werden konnte, als nötig war. Ich verdiente durch Privatunterricht ein hübsches Geld, gebrauchte aber als junger Mann, der viel an geselligen Vergnügungen teilnahm, nach damaligen Begriffen viel, nach jetziger Lebensweise aber immer nur wenig Geld. Daher war ich im Jahr 1808, wo ich heiratete, nicht ganz schuldenfrei. Mein Dorchen war ganz arm, ein kleines, ihr gehöriges Kapital von 200 Thlrn. war zur Kriegssteuer vom Pupillen-Collegio hingegeben und es fehlte daher ganz die gewöhnliche Aussteuer, selbst die nötige Kleidung. Die Privatstunden wurden daher fortgesetzt, so daß sich die Zahl meiner öffentlichen und Privatstunden im Durchschnitt auf 40 wöchentlich belief. Dazu kam ein Büchergeschäft, weil in Salzwedel keine Buchhandlung war. Ein nicht unbedeutender Absatz brachte auch einigen Gewinn. Dann legte ich im Jahre 1811 eine Leihbibliothek an, die ebenfalls in Salzwedel fehlte. Dabei hatte ich einige Schüler zu mir genommen und mit

Michaelis 1808, wo ich heiratete, legte ich ein Pensions- und Erziehungs-Institut an, indem ich das jetzige Rowoldsche Haus an der Schulkirche mietete. Die Zahl der bei mir wohnenden Schüler betrug 10—12. Nach zwei Jahren fühlte ich jedoch, daß ich der Masse von Geschäften nicht gewachsen war, ich gab daher die größere Wohnung auf und bezog meine Amtswohnung und beschränkte mich auf 2, höchstens 3 Schüler. — Mit dem damaligen Westphälischen Unter-Präfect v. Westphalen, dem Vater des jetzigen Minister des Innern, kam ich in den Jahren 1811 und 1812 in nähere Berührung, die sich täglich häufenden Amtsgeschäfte desselben veranlaßten ihn, den Rector Solbrig nicht selten mit der Bitte anzugehen, einigen Primanern die Erlaubnis zu erteilen, ihm hülfreiche Hand zu leisten, wobei ich denn stets ersucht ward, die Beaufsichtigung und Leitung der Arbeiten zu übernehmen. Dadurch ward ich mit den Administrationsgeschäften bekannt. Und als im Jahre 1813 die politischen Stürme auch die Altmark erfaßten, Feinde und Freunde die Provinz nacheinander durchzogen, ward v. Westphalen in noch größere Verlegenheit gesetzt, als der damalige Präfectur-Secretär v. Uslar abgerufen und zur interimistischen Verwaltung der Unter-Präfectur nach Stendal geschickt ward, um die Stelle des von den Verbündeten weggeführten Unter-Präfecten zu übernehmen. So viel ich konnte, half ich v. Westphalen. Nach der Schlacht bei Leipzig stürzte das ephemere Königreich Westphalen zusammen, Preußen nahm wieder Besitz von der Altmark, die Behörden blieben mit veränderter Benennung und wurden an das Civil-Gouvernement in Halberstadt als vorgesetzte Behörde gewiesen. v. Westphalens Bemühungen, einen Kreis-Secretär (so hieß der frühere Präfectur-Secretär) zu bekommen, waren fruchtlos, weil eine große Zahl von jungen Männern sich den Kriegerscharen anschloß. In dieser Verlegenheit bat er mich, die Functionen eines Kreis-Secretärs neben den des Schulmanns zu übernehmen. Das Civil-Gouvernement genehmigte den Antrag, und der Landrat (früher: Unter-Präfect) setzte es bei dem Rector Solbrig durch, daß ich die Stunden von 9—11 frei erhielt, um im Bureau arbeiten zu können, während ein großer Teil der Arbeiten zu Hause gefertigt wurde. Da ich nicht alle Geschäfte des Kreis-Secretärs übernehmen konnte, so gab ich an v. Westphalen die Hälfte des Gehalts ab und er übernahm die Bureau-Direction. Diesen Posten verwaltete ich bis 1815. und ging dann wieder ganz zur Schule zurück. Zu diesen vermehrten Arbeiten kam noch, daß ich allwöchentlich 2 mal nach Amt Dambeck wanderte, um für den Amtmann Grattenauer die Actuariatsgeschäfte, welche in die greulichste Verwirrung geraten waren, zu verrichten. Der Nachmittag der Mittwoche, sowie der des Sonnabends und der Vormittag des Sonntags wurden zu diesen Arbeiten verwandt.

Die Ueberlast von Arbeiten hatte zur Folge, daß ich mir 1811 ein nervöses Schleimfieber zuzog, das mich nahe an den Rand des Grabes brachte. Am 21. Tage trat die Krisis ein, ich genas zwar, aber um mein ganzes Leben hindurch ein schwaches Verdauungsorgan und unaufhörliches Magenleiden davon zu tragen. Mein Arzt, der Med.-Rat Busch, war damals dem Braurschen System zugetan und gab mir 21 Tage hindurch des Morgens ein Vomitiv und des Mittags eine Purganz, wodurch mein Eingeweide geschwächt ward.

Vielleicht, fragt Ihr, lieben Kinder, woher ich die Zeit nahm, alle diese Arbeiten zu verrichten? Zur Antwort diene, daß ich keinen Augenblick ohne Beschäftigung blieb, von jedem geselligen Verkehr mich gänzlich zurückzog und nie ins Freie ging. Besonders waren es die Morgenstunden, wo ich das Meiste förderte; ¾ auf 4 Uhr stand ich regelmäßig auf, so daß ich um 4 Uhr beim Arbeitstisch saß. Es waren allerdings saure Tage und Jahre, aber ich bin nie glücklicher und heiterer gewesen. Die glücklichste Häuslichkeit an der Seite Dorchens erleichterte mir diese Bürde hinreichend.

Nach dieser Episode kehre ich zum Schulmeister zurück. Als ich das Rectorat antrat, bestand das Collegium aus folgenden Personen außer mir:

1. Loesener, von dem oben das Nöthige beigebracht ist. Er starb 1829 am 5. Februar an der Lungenentzündung.

2. Agricola ward Ostern 1810 als vierter Lehrer angestellt mit dem Titel eines Subconrectors, rückte 1819 in meine Stelle als Subrector mit den Funktionen eines zweiten Lehrers. Michaelis 1823 ward er Diaconus an der Marienkirche. Er war mein Freund im vollen Sinne des Worts und er trug sehr viel zu dem glücklichen Verhältnis bei, das im Collegio herrschte.

3. Dr. Solbrig, Sohn eines Pastors in Bombeck, mein ehemaliger Schüler, ward Ostern 1819 angestellt mit dem Titel eines Subconrectors. Ein im Fach der Philologie und Geschichte sehr durchgebildeter, aber von Körper schwächlicher Mann. Außerordentlich tätig in seinem Berufe zeigte es sich bald, daß der Körper unterliegen müsse. Oefterer Bluthusten zwang ihn Michaelis 1822, auf ein Jahr Urlaub zu nehmen und sich aufs Land zurückzuziehen. Michaelis 1823 kehrte er gekräftigt zurück und wirkte in unausgesetzter Tätigkeit bis zum 17. August 1828, an welchem Tage er starb. Er war in den letzten Jahren seit Agricola's Abgang Ordinarius der Prima In ihm verlor ich einen treuen Freund, der alles tat, um mir das Leben leicht zu machen, und eine große Anhänglichkeit an meine Person bewies, die mehr oder weniger auch auf die übrigen Mitglieder des Collegii einwirkte. Mit seinem Tode war die schöne, goldene Zeit meines Rectorats vorüber; es begann eine traurige Zeit.

4. Cantor Wenzel; er blieb Ordinarius der untersten Klasse (Sexta) bis zum Jahre 1832. Seine Neigung zum Schulfach war nicht groß und er war daher nicht mit Lust und Liebe Schulmann. Mit großem Eifer legte er sich auf das Klavierspielen und auf die Musik überhaupt. Eine Geistesstörung im Sommer 1832 veranlaßte mich, auf seine Emeritirung anzutragen, die auch erfolgte.

5. Hesselbarth, mein Schüler, ward Ostern 1819 als Lehrer der höhern Töchterschule und zugleich als Hülfslehrer am Gymnasio angestellt; rückte Michaelis 1819 als 7. ordentlicher Lehrer ins Collegium. Er starb bereits im August 1825 an einer Unterleibsentzündung. Ein sehr gutmütiger Mann, der sich aber nicht zum Schulmann vorbereitet hatte.

Außer den Genannten unterrichteten noch:

1. Der Superintendent Oldecop. Er erteilte den Religionsunterricht in Prima bis Michaelis 1828.

2. Der Prediger Wolterstorff erteilte den hebräischen Unterricht in Prima und Secunda und im Neuen Testament in Prima bis Ostern 1827.

Die unter meinem Vorgänger begonnenen Verhandlungen mit den vorgesetzten Behörden über Verbesserung und Erweiterung des Gymnasiums wurden im Sommer 1819 beendigt und traten mit Michaelis ins Leben. Zwei neue ordentliche Lehrer traten ins Collegium, nämlich:

Gliemann, früher Cantor in Beetzendorf, der als solcher 1817 zur Universität gegangen war und während seines zweijährigen Urlaubs sich besonders unter Gesenius mit dem Orientalischen beschäftigt hatte. Er trat als sechster ordentlicher Lehrer ein und rückte nach und nach herauf. Er ist jetzt noch am Gymnasio als Conrector tätig.

Die sibente ordentliche Lehrerstelle erhielt der Hülfslehrer Hesselbarth (s. oben).

Die Hülfslehrerstelle erhielt Dr. Gottfr. Wolterstorff Michaelis 1819. Derselbe rückte Michaelis 1823 bei Agricola's Abgang als siebenter ordentlicher Lehrer ins Collegium ein, und verwaltete bis Weihnachten 1826 sein Amt mit großem Segen für die Schüler. Auch er war ein treuer und liebevoller College.

Mit Michaelis 1823 ward die Hülfslehrerstelle in eine 8. ordentliche verwandelt, indem das Schulgeld in einigen Klassen erhöhet ward. Dieselbe erhielt Witte, früher unser Schüler. Er vertrat von Michaelis 1822 bis dahin 1823 den auf Urlaub gegangenen Solbrig, dessen Geschäfte er sämtlich übernahm und von Solbrig dafür entschädigt ward. Mit der Zeit aßcendirte er und war zuletzt Subrector mit dem Titel eines Oberlehrers bis Ostern 1843, wo er Pfarrer in Westerwitz bei Brandenburg ward. Leider war er es, der viel zur Zerstörung des glücklichen kollegialischen Verhältnisses beitrug, das unser Collegium so sehr auszeichnete und weit und breit berühmt machte. Er schloß sich an Dr. Winckelmann an, unterstützte denselben in seinem oppositionellen Streben und wußte allmählig auch andere Kollegen, die ohne Charakterfestigkeit waren, in die Opposition zu ziehen. Daher scheint es mir geraten, bei Witte noch ein Wenig zu verweilen. — Unter dem Rectorate Solbrigs war Witte derjenige Schüler, der sich immer enger und enger an mich anschloß und mehr bei mir als auf seiner Wohnstube weilte. Wir fingen gemeinschaftlich an, Botanik zu treiben, machten gemeinschaftliche Excursionen und kleine Reisen durch die Altmark, vereint mit mehreren Primanern und Secundanern, die meinen nähern Umgang suchten; lasen im Winter die Antigone des Sophokles; — kurz, es fand ein sehr herzliches Verhältnis zwischen uns statt. Auch seine Universitätsferien brachte er meist bei mir zu. Ich bestimmte ihn, sich neben der Theologie auch der Philologie zu widmen und stellte ihm eine dereinstige Anstellung an unserm Gymnasio in Aussicht. Aber kaum hatte er die Universität bezogen, so wollte er die Theologie ganz aufgeben, wogegen ich mit aller Macht ankämpfte, hauptsächlich aus dem Grunde, um sich vielleicht in der Folge, wenn er aus Gründen, welche es auch sein mochten, den Schulstand aufzugeben, sich veranlaßt sähe, in ein geistliches Amt einrücken könne. Auf der Universität Halle

blieb er den philologischen Studien getreu, nahm aber auch die theologischen Collegia an, ohne sie zu hören. Nach beendigten Studienjahren ging er nach Berlin auf das Lehrer-Seminar und folgte Michaelis 1822 meiner Einladung, den erkrankten Solbrig hier zu vertreten. Ich freute mich, einen mich außerordentlich liebenden Schüler, und einen jungen kräftigen Mann mit sehr schönen Anlagen, herrlichen Kenntnissen und mit glühendem Eifer für seinen Beruf als Kollegen gewonnen zu haben und entwarf einen Plan, ihn auch nach dem Wiedereintritt Solbrigs für die Schule zu gewinnen. Mit ganzer Liebe schloß er sich dem Collegio, das aus seinen frühern Lehrern und Mitschülern bestand, an. Aber der scheinbar kerngesunde Jüngling fing allmählig an zu kränkeln. Dies verstimmte ihn und es kam ein gewisses schroffes Wesen an ihm zum Vorschein, was ihn, da er eine sehr hohe Meinung von sich und seinen Leistungen hatte, verleitete, in Worten und Handlungen die Achtung von seinen Kollegen aus den Augen zu setzen, und gegen die Schüler mürrisch, dann bitter und hart zu werden. Dazu kam, daß er von der Richtung der Zeit angesteckt ward und sich der Hegelschen Philosophie in die Arme warf, nachdem er in der Schleiermacherschen sich umgesehen hatte, ohne in ihren Geist eingedrungen zu sein. Dadurch ward er in das Religiöse Gebiet geführt, worin er sich nach und nach immer mehr vertiefte. In dieser Zeit trat Dr. Winckelmann ins Collegium, ein entschiedener Hegelianer. Mit wahrer Leidenschaft schloß er sich ihm an, um sich mit der herrschenden Philosophie näher bekannt zu machen. Mehrere Jahre lebten beide als herzliche Freunde. Witte ordnete sich ja dem Dr. Winckelmann unter und hielt des letztern Ansichten, die allmählig Opposition gegen das Bestehende bei der Anstalt wurden, unter. Es war jedoch vorauszusehen, daß dies Verhältnis nur so lange von Dauer sein konnte, als Witte unbedingt den Aussprüchen des Egoisten Winckelmann glaubte, daß aber, wenn Witte's hohe Meinung von sich erwachte, die Einigkeit sich auflösen mußte. In dieser Periode ward Witte ganz umgeändert, seine Anhänglichkeit an meine Person, seine Zuneigung zu den Kollegen minderte sich, er ging mit Winckelmann damit um, im Collegio einen Gegensatz zwischen Rector auf der einen und dem Collegio auf der andern Seite geltend zu machen und das Band der Einheit, das Rector und die Kollegen umschlang, zu lösen, was ihnen auch gelang. Auch den Schülern gegenüber änderte er sich ganz; er brachte es dahin, daß aus der frühern Zuneigung der Schüler Abneigung und später Haß entstand und das seinetwegen eine Menge von Schülern die Anstalt verließ und daß die obern Klassen dadurch immer mehr entvölkert wurden. Und als nun das innige Verhältnis zwischen Witte und Winckelmann in Kaltsein und bald in Feindschaft überging, woraus skandalöse Auftritte hervorgingen, und als er wohl einsah, daß er zum Schulmann sich nicht mehr eigne, bewarb er sich um eine Pfarrstelle, was ihm auch gelang.

Die durch den Tod Hesselbarths erledigte 8. Lehrerstelle erhielt Michaelis 1825 mein ehemaliger Schüler Bielefeld, ein gründlich gebildeter Philolog und Historiker, der auch mit Eifer die theologischen Vorlesungen gehört hatte. Ein überaus gewissenhafter Mann, der ganz seinem Beruf lebte und von demselben begeistert war. Seine große Gutmütigkeit artete jedoch nach und nach in Schwäche aus, so

daß er von seiner Autorität bei den Schülern nach und nach immer mehr einbüßte. Obgleich die erwachsenen Schüler ihn als einen gelehrten, gutmütigen Lehrer hoch schätzten, hatten sie keine Furcht vor ihm und waren nicht fleißig. Dazu kam, daß er, Folge seines unmäßigen Studierens, körperlich schwächlich ward und viel kränkelte, woraus sich eine Geistesreizbarkeit entwickelte, die bewirkte, daß er sich auch durch unschuldig gemeinte Worte verletzt fühlte und nie den Grund des Schlechterwerdens seines Unterrichts und der Handhabung der Disziplin in sich suchte; so daß er auch die Winke, die ich ihm amtlich gab, großenteils als neue ihm widerfahrende Beleidigung auffaßte. Auch die Methode des Unterrichts verschlechterte sich allmählig, so daß ungeachtet seines Feuereifers die Leistungen sich immer mehr minderten. Er aßcendirte nach und nach zum Oberlehrer und Subrector. Bei meinem Abgange von der Schule war er noch tätig, erkrankte aber bald, so daß er jetzt im Februar 1855 schon länger als ein halbes Jahr keinen Unterricht hat erteilen können. Es heißt, daß auf seine Pensionierung angetragen werden soll.

Mit dem Anfang des Jahres 1827 trat unser Heinzelmann als 8. ordentlicher Lehrer ins Collegium an die Stelle des abgegangenen Dr. Wolterstorff. Er aßcendirte nach und nach bis zum 5. ordentlichen Lehrer mit dem Titel eines Oberlehrers und ward 1844 Adjunct seines Vaters zu Kl.-Neuendorf.

Durch Dr. Solbrigs Tod ward, da die Lehrer aßcendirten, die 8. ordentliche Stelle vacant und für dieselbe der durch den Schulrat Matthias empfohlene Dr. Winckelmann gewählt, der mit dem 1. Dezb. 1828 sein Amt antrat. Seit einer Reihe von Jahrzehnten waren sämtliche Lehrer aus der Zahl unserer Schüler hervorgegangen; Winckelmann war der erste, von dem dies nicht galt. Durch ihn ward das schönste Band, das wohl je ein Lehrer-Collegium umschlang, zerrissen und mit seiner Ankunft schließen sich die glücklichsten Jahre meines Lebens. Seinen Kenntnissen, seiner Lehrgeschicklichkeit und seinen Leistungen lasse ich sehr gern Gerechtigkeit widerfahren; aber er war kein guter Kollege, weil er Egoist und im hohen Grade herrschsüchtig war. Im Collegio herrschte die Sitte, daß dasselbe möglichst gemeinschaftlich seine Spaziergänge machte, um sich außer den wöchentlichen Konferenzstunden, die für die Masse von Arbeiten nicht ausreichten, Schulangelegenheiten freimütig zu besprechen, besonders waren die Nachmittage der Sonn- und Festtage dazu bestimmt, der Reihe nach bei einem Kollegen mit unsern Frauen zusammenzukommen. Glückliche Tage für uns alle! Auch Winckelmann ward dazu eingeladen; aber nur ein paar Mal besuchte er dieselben und zog sich bald zurück; er gefiel sich nicht, weil die Ansichten der Einzelnen freimütig besprochen und kritisiert wurden, wobei sich jeder den Ansichten der Mehrheit willig unterwarf. Winckelmann aber konnte keinen Widerspruch ertragen. Der Anschluß von Witte an ihn sagte ihm mehr zu, hier herrschte er. Wenn Witte nicht sofort seinem Beispiel folgte, so war hier die Anhänglichkeit an seine ältern Kollegen die Ursache, die erst nach und nach bei Witte ausgerottet werden konnte, was auch geschah. Aus dem herzlichen Verhältnis im Collegio stellte sich allmählig Lauheit ein, und das schöne Sonntags-Kränzchen lösete sich allmählig auf. Beim Tod Löseners, dessen ganzes Streben dahin ging, das freundschaftliche Verhältnis im Collegio zu erhalten, trat

für Winckelmann die Zeit ein, daß er eine Trennung bewirken und um sich Kollegen sammeln konnte, unter denen er als gebietender Herrscher auftreten konnte. Man fing an, ihn als einen Gott zu fürchten und zu seinen Behauptungen zu schweigen, auch wenn man sie nicht teilte. Kurz, er gewann einen großen Einfluß aufs Collegium. Da ich der einzige war, der nicht unbedingt seinen Worten huldigte, so warf er auf mich einen Haß, der sich besonders darin kundgab, daß er sich mit seinen Klienten, wo es nur ging, meinen Anordnungen und Behauptungen hinter meinem Rücken widersetzte. Kurz, es trat ein Zwiespalt ins Collegium, der mir das Leben sehr verbitterte. Einen Teil der Schuld, daß es zum Zwiespalt im Collegio kam, trage ich aber; denn wäre ich energischer gegen Winckelmann aufgetreten und die Hülfe des vorgesetzten Provinzial-Schulkollegii in Anspruch genommen, so würde sich Winckelmann früher notgedrungen gebeugt haben. Aber als ich diesen Schritt tat, war der Schaden schon zu groß. Zwietracht im Collegio war jetzt an der Tagesordnung und die Schule litt auch darunter. Daß Winckelmann nach und nach mit den einzelnen Kollegen zerfiel und keiner da war, der ihm herzlich zugetan war, änderte nichts, die Furcht vor ihm war allgemein und war er mit einem zerfallen, so hatte er einen andern wieder an sich gezogen. Mehrere Demütigungen Winckelmanns, die er durch die Behörde zu erleiden hatte, machten ihn zwar gegen das Ende meines Rectorats vorsichtiger und er trat aus der Opposition gegen mich zurück; das Verhältnis ward äußerlich freundlicher und am Ende meines Rectorats trat er sogar für mich in den Kampfplatz, als der Magistrat sich bei der Feier meiner 50jährigen Wirksamkeit schlecht benahm. — Nach meinem Abgange fing Winckelmann an einem Nierenleiden zu kränkeln an, woran er Anfangs October (wenn ich nicht irre) 1854 starb.

Die durch Löseners Tod entstandene Lücke ward, nachdem die Lehrer aßcendirten, durch die Anstellung meines Halbbruders Danneil ersetzt, der Johannis 1828 sein Probejahr bei uns angetreten hatte. Er übernahm sofort nach erfolgtem Tode Löseners die Geschäfte eines 8. ordentlichen Lehrers. Er starb leider schon 1839 am 13. Mai. An die Stelle des emeritirten Cantors Wenzel trat sofort der Schulamtskandidat Dr. Hahn, mein ehemaliger Schüler, in Sommer 1833, und ward bald darauf als 8. ordentlicher Lehrer angestellt, nachdem er von Michaelis 1829 bis dahin 1830 sein Probejahr bestanden und auch bis zu seiner Anstellung bei der Anstalt gewirkt hatte.

An die Stelle meines verstorbenen Bruders trat Johannis 1839 Dr. Gerhardt, der bis Ostern 1853 hier war und dann nach Berlin an das französische Gymnasium als Mathematikus abging.

Die durch den Abgang des Subrectors Witte vacant gewordene Stelle eines 8. Lehrers erhielt Dr. Beßler, der auch jetzt noch an der Anstalt als Oberlehrer arbeitet.

Heinzelmanns Stelle ward durch Masius ersetzt, der aber schon Ostern 1853 wieder abging, da er einen Ruf als erster Lehrer der Realschule nach Stralsund erhielt.

Den Zeichenunterricht richtete ich bald ein, nachdem ich Rector geworden war, berufen ward Krüger sen., der nach einiger Zeit den Unterricht in den untern Klassen an den Zeichenlehrer Bockmann abtrat, beiden folgte Wolff, nach dessen Tode Krüger jun., der seines Amtes entlassen ward; ihm folgte Alder.

Dies waren die Männer, mit denen ich während meines Rectorats gemeinschaftlich gewirkt habe. Ein großer Teil derselben ist bereits verstorben, andere sind in andere Stellungen übergegangen; nur wenige wirken jetzt noch von ihnen an der Schule, mit denen ich jedoch wenig oder gar nicht in Berührung komme.

Mit Begeisterung für mein neues Amt trat ich das Rectorat an als 36jähriger junger Mann. Gleich beseelt von der Liebe zur Schule waren die Kollegen, mit Ausnahme Löseners, lauter junge Männer. Eine herrliche Zeit!

Die 33½ Jahre, in denen ich Rector war, zerfallen in 2 ganz verschiedene Perioden. Die erste umfaßt die Jahre des größten Schulmannsglücks bis zum Tode des trefflichen Dr. Solbrig oder bis zum Eintritt Dr. Winckelmanns ins Collegium oder von 1819 bis 1829. Es war dies die Zeit der höchsten Blüte unserer Anstalt in jeder Hinsicht, denn Einigkeit macht stark! Die zweite Periode umfaßt die übrige Zeit von 1829 bis 1852; in der allmählig ein Stillstand stattfand, der natürlich ein allmähliger Rückschritt wurde; der Feuereifer kühlte sich allmählig ab, die Kräfte wurden durch ewige Opposition gelähmt, da Disharmonie unter den Lehrern einriß und Zwietracht verzehrt!

Aus der ersten Periode nur noch einiges: Unter Solbrigs Rectorat war für die Fortbildung der Anstalt sehr wenig geschehen, sein Hauptverdienst war die allmählige Verschmelzung der Schule zu einer Anstalt, die von ihm begonnen, von mir erst beendigt werden konnte. Auch konnte von Solbrig nicht viel geschehen, da er mit den alten unzureichenden Mitteln und Kräften nichts Durchgreifendes schaffen konnte; überdies fehlte es ihm an dem so nötigen organisirenden Talent. — Vereint mit dem Collegio ging ich nun rasch ans Werk; denn alles mußte neu gestaltet werden. In den wöchentlichen Konferenzen wurden die Resultate vielfacher voraufgegangener Besprechungen zum Schluß erhoben. Jeder Lehrer erhielt von der Konferenz den Auftrag, über die Einrichtung, Umgestaltung, Abgrenzung pp. des ihm zu Teil gewordenen Unterrichtsgegenstandes — sämtliche Lehrobjekte waren verteilt — einen schriftlichen Bericht mit den erforderlichen Anträgen der Konferenz zu erstatten. Vor der Beratung über denselben circulierten diese schriftlichen Aufsätze im ganzen Collegio, jeder schrieb seine Ansicht, seine Bemerkungen pp dahinter und nach der Circulation kam der Aufsatz zur Konferenz. Gründe und Gegengründe wurden erwogen, Einigkeit erfolgte bei dem herrlichen Geist, der alle beseelte, leicht, und so entstand allmählich über jedes Unterrichtsobject ein Codex, der das Materielle für die einzelnen Klassen genau bestimmte, das Klassenziel festsetzte und, wo es nötig war, auch auf das Methodische in der Behandlung des Objectes Rücksicht nahm. Ich sagte eben: in den Conferenzen seien nur die

Resultate der Besprechungen zum Schluß erhoben. Dies hing so zusammen: Die Lehrer standen in einem beständigen Verkehr miteinander, die Unterrichtspausen, die gemeinschaftlichen Spaziergänge und jede andere Gelegenheit wurden mit Gesprächen über Unterricht pp. ausgefüllt, wer einen Gegenstand zu bearbeiten hatte, besprach alles genau mit den Kollegen, die in andern Klassen denselben Gegenstand lehrten, und einigten sich auf diese Weise schon vorher, bevor die Arbeit in Circulation kam. Außer diesen unbestimmten, aber täglichen Zusammenkünften einzelner oder mehrerer Kollegen ward das Bedürfnis bald gefühlt, gemeinschaftlich zu bestimmten Zeiten, außer der officiellen Conferenz, zusammenzukommen und Schulangelegenheiten frei zu besprechen. Hierzu ward der Sonntag gewählt, an dem alle Kollegen mit ihren Frauen von 3 bis 7 Uhr bei einem Kollegen der Reihe nach zusammenkamen. Diese Zusammenkünfte beglückten uns alle ungemein und gehörten zu unsern schönsten Genüssen. Durch diese häufigen Besprechungen ward nun das Material zu den Konferenzbeschlüssen gesammelt und verarbeitet, so daß in den Konferenzen selbst das Resultat nur zusammengestellt werden brauchte.

Daß mit diesen umfassenden Arbeiten zur zweckmäßigen Organisation des Unterrichts im Allgemeinen und Besonderen eine geraume Zeit hinging, lag in der Natur der Sache. Der Departementsrat Matthias, der uns gern und oft besuchte, und nach seiner eigenen Aussage, nirgends so gern als bei uns verweilte und mich ungemein liebgewonnen hatte, wovon seine vielen Briefe an mich, die ich aufbewahrt habe, Zeugnis ablegen, Matthias, sage ich, freuete sich jedesmal dieser Tätigkeit des Collegiums, ließ sich bei jedem Besuch die verschiedenen Akten vorlegen und las sie genau durch, nahm auch einzelne mit sich nach Magdeburg, um sie mit mehr Muße durchzulesen. Besonders gefiel ihm unser Sonntagsclub. Er machte als Dom-Rector den Versuch, auch sein Collegium in eine solche Gesellschaft zu verbinden, was ihm aber nach seiner eigenen Aeußerung nicht gelungen sei, nur zweimal wäre das Collegium zusammengewesen. Matthias versuchte auch in den anderen Gymnasien dieses, unser einträchtiges Zusammenleben durch ähnliche Einrichtungen zu empfehlen; aber es war ihm nach seiner Versicherung nirgends gelungen. Dadurch kam unser Gymnasium in Ruf und allenthalben ward in den Lehrer-Collegien die brüderliche Eintracht unsers Collegii rühmend gelobt.

Doch nur 10 Jahre währte das Glück; Dr. Winckelmann war die Ursache des allmähligen Verfalls, worüber ich bei diesem Manne schon das Nötige beigebracht habe. Mit dem Tode Solbrigs ward das Schulmannsglück in Salzwedel zu Grabe getragen.

Die zweite Periode meines Rectorats bietet wenig Stoff zu Aufzeichnungen dar. Ihr, meine geliebten Söhne! habt diese Periode mit mir durchgemacht, wenn Ihr auch nur teilweise Kenntnis von dem vielfachen Schmerz erhalten habt, der mich bei der Vergleichung zwischen sonst und jetzt durchzuckte. Daß ich vielfache Unannehmlichkeiten mir hätte ersparen können, wenn ich, wie andere Rectoren verfuhren, dictatorisch verfahren wäre und bei dissentirenden Ansichten den Beistand des Provinzial-Schulkollegii in Anspruch genommen hätte, ist

richtig und besteht darin meine Schuld; aber ich konnte mich von der Hoffnung nicht trennen, es werde sich allmählich anders und besser gestalten und das frühere glückliche Verhältnis wieder zurückkehren. Als ich endlich den Schritt tat und die Verhandlungen einsandte, worauf sehr ernste und tadelnde Bemerkungen der Behörde für die dissentirenden Lehrer erfolgten und die Behörde sich der Wendung bediente: „ein tüchtiges Collegium widerstrebt nicht allein nicht den richtigen Ansichten eines verdienten Rectors, sondern kommt seinen Wünschen zuvor", so fühlte sich zwar die Opposition tief beschämt und es gestalteten sich die Conferenzen zwar etwas besser; aber man konnte es mir nicht vergeben, eine solche Verfügung ausgewirkt zu haben. Winckelmann insbesondere ward bei einer andern Gelegenheit hart bestraft, als er sich in einer amtlichen Sitzung so weit verging, gegen Witte Schimpfworte auszustoßen. Er ward nach beendigter Untersuchung, welche der Superintendent Oldecop auf höhern Befehl über ihn verhängen mußte, unter meine gewissermaßen polizeiliche Aufsicht gestellt, nachdem eine sehr derbe Verfügung an ihn ergangen war, so daß ich allmonatlich über ihn Bericht erstatten mußte, wie sein Betragen beschaffen sei. Er war gerieben genug, um sich vor ähnlichen Ausbrüchen seines egoistischen Hochmuts zu hüten. Aber der Wurm des Unmuts und des Grolls nagte in ihm, bis er im letzten Jahr meines Rectorats sich äußerlich ganz änderte, und mir keine Veranlassung zur Unzufriedenheit, vielmehr Beweise seiner Zuneigung gab.

Soviel über mein Schulmannsleben, das, wie Ihr seht, der Freuden viel, aber auch der Leiden nicht wenig für mich hatte. Aber ungeachtet der Schattenseiten hat es mich doch nie gereuet, diesen Stand gewählt zu haben; immer habe ich mit ganz besonderer Zufriedenheit auf meinen Beruf zurückgeschauet und ihn für den glücklichsten auf Erden gehalten, wenn ich auch nicht selten ein Mißbehagen empfand, daß ich nicht in allen Gegenständen des Wissens allen meinen Collegen gleichstand, sondern der eine in diesem, der andere in jenem Zweige des Wissens es mir zuvortat. Desto größer war meine Aufmerksamkeit auf das Methodische des Unterrichts und auf die Handhabung der Disziplin gerichtet, und in diesem Punkte habe ich stets obgesiegt und tat es meist überall den Kollegen zuvor. Daher traten in den verschiedenen Gegenständen des Unterrichts die Schwächen in meinem Wissen weniger hervor, weil ich den Unterricht durch die Art und Weise, wie ich ihn behandelte, der Jugend interessant zu machen suchte, auch in der Methode und Anordnung des Unterrichts in der Regel in jedem Semester einen andern Gang wählte, was, wie ich nicht selten bemerkte, einen hebenden Eindruck auf die Schüler machte. Die Folge davon war, daß meine Schüler mich lieb hatten und daß ich oft vielfache Beweise einer herzlichen Zuneigung von ihnen empfing.

Es bleibt mir nun noch übrig, einzelnes aus meinem Privat- und häuslichem Leben zu bemerken, was ich Euch nicht vorenthalten will. Den Seinigen sagt man ja mehr, als Fremden.

Zuvörderst bemerke ich über meine ökonomischen Verhältnisse, daß sie nie brillant waren, auch nicht sein konnten. Ererbt habe ich nichts, meine erste Frau hatte ein Vermögen von etwa 200 Thlrn., das bei dem Tode der Mutter nach dem Salzwedelschen Statut beim vormundschaftlichen Gericht deponiert wurde. Das Geld ward bei der Berliner Bank belegt und 1806 wurden sämtliche Obligationen des Depositums dem Kriegssteuer-Comité übergeben. An eine Regulierung dieser Angelegenheit war nicht zu denken, so lange wir dem ephemeren Königreich Westphalen angehörten. Nach der Reoccupation des Landes verschleppte sich ebenfalls die Sache und erst nach langem Bombardieren bei den verschiedenen Behörden kam ich zu Dorchens Eigentum, aber erst nach Dorchens Tode. Dazu kam, daß mein Schwiegervater Wolterstorff in einer sehr bedrängten Lage lebte, der Tochter also gar keine Aussteuer geben konnte. Ja, ich sah mich genötigt, Dorchen ganz einzukleiden, da sie ganz ärmlich in Kleidern ausgestattet war. Dazu kam, daß ich Dorchens Großmutter, die Witwe Fleischmann, zu mir ins Haus nahm, die ebenfalls blutarm war, indem ihr eine Witwen-Pension von dem Magistrat zu Labiau, wo der Mann vor länger als 50 Jahren als Diaconus verstorben war, vorenthalten ward. Erst spät kam mir dies zur Kunde; ich gab mir, nachdem wir wieder preußisch geworden waren, große Mühe, der armen Frau das geringe Wittum wieder zu verschaffen und die bedeutenden Reste einzutreiben. Nur durch einen schwierigen und langwierigen Prozeß, den ich beim Oberlandesgericht zu Königsberg in Preußen führen mußte, gelang es mir, ein obsiegendes Erkenntnis zu erstreiten. Von da an erhielt die Großmutter regelmäßig die laufende Pension mit 33⅓ Thlrn. jährlich ausgezahlt, und die seit 30 Jahr rückständigen Zinsen mußten nachgezahlt werden. Die laufende Pension behielt sich die Großmutter vor, das Kapital, was durch die Nachzahlung der verweigerten Pension erfolgte, schenkte die Großmutter ihrer Enkelin, meiner Frau. Nach Dorchens Tode überließ ich das ganze mütterliche Vermögen ihren Kindern ganz, was alle bei ihrer Verheiratung pp. ausgezahlt erhalten haben.

Daß ich bis 1819, wo meine ökonomische Lage sich besserte, knapp beißen mußte, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß meine Verheiratung in das Jahr 1808, d. h. in die Zeit der Continental-Sperre fiel und außerdem die Ernten schlecht ausfielen. Alle überseeischen Produkte waren zu einer enormen Höhe gestiegen, Kaffee und Zucker kosten 1½ Thaler à Pfund, der Roggen kostete 2—3 Thaler, das Fleisch ward fast so teuer als 1854 und 1855 bezahlt. Mein Gehalt als Lehrer betrug 250 Thlr., mein junges Weib war schwächlich und kränkelte viel. Dazu kam, daß sie ihre Kinder nicht stillen konnte, also Ammen gehalten werden mußten. Da sie alljährlich ein Kind gebar, konnte sie sich auch körperlich nicht erholen. Unter diesen Umständen ward es mir sauer durchzukommen, zumal da ich den Grundsatz festhielt, keine Schulden zu machen. Um meine Einnahme zu vermehren, gab ich viel Privatstunden, so daß ich wöchentlich in 40 bis 50 Stunden Unterricht erteilte, legte ein Pensionsinstitut an, wozu ich mir ein größeres Haus mietete. Auch hatte ich eine Bücherniederlage, weil es hier gänzlich an einem Buchhändlergeschäft fehlte, und im Jahre 1811 kam eine Leihbibliothek hinzu, die erste in Salzwedel. Aber ungeachtet dieser Zuschüsse konnte doch nur die konsequenteste Sparsamkeit

meine stets anwachsende Familie erhalten. An Kaffee ward täglich nur ein Sechtel Loth, d. h. 20 Bohnen, für uns gut getan, Zucker durfte nur ¼ Pfund quartaliter gekauft werden, und so im Verhältnis überall. Wenn mein armes Weib mit Tränen in den Augen klagte, daß es ihr nicht möglich sei, mit dem bewilligten Monatsgelde auszukommen, so hörte sie von mir nur Trostworte und die Versicherung, daß ich nie unzufrieden sein würde, wenn sie den Tisch auch noch so ärmlich einrichtete; könne sie kein Fleisch pp. geben, so möge sie Pellkartoffeln, selbst täglich bringen; könne sie keinen Speck oder Butter oder Hering zugeben, so könnten wir uns auch mit Salz behelfen. Alles wäre mir gleich, nur sollte sie nichts zu Borge holen lassen oder überhaupt Schulden machen. Wenn sich gleich meine Einnahme allmählich besserte, so stieg sie doch bis 1819 nicht über 500 Thlr. jährlich. Den ersten Grund, ein Paar Thaler zu ersparen, legte ich im Jahre 1814, als ich das Amt eines Präfektur-(Kreis)Secretärs neben meinem Schulamte verwaltete. Das Ersparte verwandte ich dazu, mich und meine Frau in die Brotgilde einzukaufen, denn besser konnte ich das Geld nicht verwenden.

Aber ungeachtet dieser Ärmlichkeit in der Häuslichkeit habe ich mit den Meinigen nie glücklicher gelebt. War ich im Kreise der Meinen, so waren saure Arbeiten und Nahrungssorgen vergessen, das schönste häusliche Glück ließ alles hinter sich, kein Mißton störte unser Glück, außer der Klasse kannte ich nur eine glückliche Familienstube. Zum Spaziergehen war keine Zeit, zum Besuch von Gesellschaften kein Geld, in der bürgerlichen Achtung verlor ich durch mein zurückgezogenes Leben nichts.

Mit Ostern 1819 ward ich Rector und meine Einnahme mehrte sich dadurch bis auf 800 Thlr. und darüber, ja, ich habe in einzelnen Jahren 1 000 Thlr. oder nahe so viel eingenommen. Große Sprünge konnte ich bei der zahlreichen Familie immer nicht machen, einen Notpfennig zu sparen lag mir auch am Herzen. Indeß, die Not war doch gehoben und ich hatte bei meiner Pensionierung doch so viel erübrigt, daß ich außer den Ausgaben für die Ausbildung von 4 Söhnen auf der Universität und als Lehrling der Oekonomie den Kaufpreis für ein angekauftes Haus vollständig auszahlen konnte. Wenn Ihr Euch ganz in meine Lage versetzt, werdet Ihr zugestehen müssen, daß ich nicht mehr tun konnte.

Gelegentlich habe ich schon bemerkt, daß ich in meinen häuslichen Verhältnissen sehr glücklich gelebt habe. Dies Glück verdanke ich meinen beiden Frauen. Dies führt mich in die rosenfarbene Jugendzeit zurück und offen kann ich ja wohl zu meinen Kindern auch ein Paar Worte über den Eindruck sprechen, den das weibliche Geschlecht auf mich gemacht hat. In den ersten 17 Jahren meines Lebens war mir das Mädchen völlig gleichgültig. Als Primaner hatte ich mit mehreren Mitschülern Tanzunterricht, bei dem ich zum ersten Male mit dem zweiten Geschlecht in einige Berührung kam. Meine Mitschüler nannten das eine Mädchen hübsch, das andere schön u. d. gl.; auch ich fing an zu vergleichen, und fand die Schwester eines meiner Mitschüler von allen am hübschesten und interessantesten. Durch den Bruder kam ich mit der Mutter, die als Predigerwitwe in Salzwedel mit 3 Kindern lebte, in Berührung und es erwachte das Gefühl der Liebe in meinem Herzen; ich nährte dies Gefühl bis zu meinem Abgang zur Universität

und war, wie es mir schien, auch von der Mutter wohlgelitten. Ob das Mädchen auch Neigung zu mir hatte? Ich weiß es nicht, nie habe ich meine Gefühle gegen sie ausgesprochen. Es war dies die später mit dem Geheimen Finanz-Rat in Berlin verheiratete Pietzker. Als Witwe lebte sie einige Jahre in Salzwedel und ein echt freundschaftliches Verhältnis zwischen uns fand in unsern alten Tagen noch Platz. Unsere Jugendjahre waren oft Gegenstand unserer Gespräche, aber was ich für sie damals fühlte, hat sie nicht erfahren.

Als ich in den Osterferien 1803 meinen frühern Rector Wolterstorff besuchte, sah ich zum ersten Male die älteste Tochter desselben, die kurz vorher aus Schönebeck, wo sie im Hause des Großvaters seit dem Tode ihrer Mutter gelebt hatte, ins Vaterhaus zurückgekehrt war. Das Mädchen machte, ohne mit ihr ein Wort gewechselt zu haben, einen gewaltigen bleibenden Eindruck, der mich stets begleitete. Michaelis 1804 nach Salzwedel versetzt, besuchte ich das Wolterstorffsche Haus oft, konnte aber das Mädchen nicht zu sehen bekommen. Sicherlich wäre ich einer Unannehmlichkeit entgangen, wäre das Bild des Mädchens wieder in mir aufgefrischt. Hinter meinem Rücken hatte sich nämlich ein Plan entwickelt, mich mit einem reichen Mädchen zu verheiraten. Eine hiesige angesehene Brauerfrau hatte nämlich meine Mutter liebgewonnen, letztere gegen sie nicht selten ihre Liebe zu mir erwähnt. Im Hause der Schulz, so hieß die Frau, lebte eine vater- und mutterlose Verwandte, die auch Teil an den Gesprächen der beiden Frauen genommen und mit der Zeit, lange vor meiner Anstellung in Salzwedel, zwischen beiden ein Plan besprochen, mich mit dem Mädchen in nähere Verbindung zu bringen, damit ein Paar aus uns werde. Die Gelegenheit dazu ward, ohne daß ich etwas merken konnte, herbeigeführt und bald erhielt ich die Aufforderung, dem Mädchen Unterricht in der deutschen Literatur zu erteilen. Gelegenheit macht Diebe! Einzelne leichte Andeutungen wurden häufiger und stärker und ehe ich mich dessen versah, war ein Versprechen erfolgt, so daß ich selbst vor mir erschrak. Wider unsern Willen ward die Sache im Kreise der nächsten Freunde bekannt; ich ward hie und da eingeladen, aber meine Unbekanntschaft mit allen Formen des geselligen Umgangs machte es, daß ich eine sehr hölzerne Rolle spielte. Man wunderte sich über die Wahl des Mädchens und bald ward das Mädchen kühl, und die Verlobung lösete sich von selbst auf, worüber ich auch keinen Schmerz empfand. Späterhin änderte sich die Ansicht des Mädchens, ohne mein Zutun erwachte in ihrem Herzen eine große Zuneigung zu mir. Freunde und Bekannte suchten mich ihr näher zu führen, ich sah und sprach sie oft im Hause ihrer Schwester, deren Mann mein Jugendfreund war, aber mein Herz hatte keine Stimme für sie. Das Mädchen war, das fühlte ich, sehr unglücklich, und verließ aus Schmerz Salzwedel. Nach einigen Jahren verheiratete sie sich mit dem Regierungsrat Lievin in Danzig, der schon früher, als er in Salzwedel bei der Accise angestellt gewesen war, angehalten hatte, aber abgewiesen war.

Nach langer Zeit sah ich Dorchen Wolterstorff wieder in der Kirche; ihr Bild trat wieder mit Macht in den Vordergrund. Die Frage war nun, wie es anzufangen sei, mich ihr zu nähern?, da sie nicht viel aus der Kinderstube kam. Eine List, zu der ich meine Zuflucht nahm, führte mich zum Ziel. Wolterstorff speisete mehrere Schüler für Geld; ich bat ihn, mich auch als Kostgänger aufzunehmen,

was mir im Jahre 1807 gelang. Von jetzt an ward ich mit der Familie näher bekannt, und Dorchen, die bis dahin noch mit keinem jungen Mann in Berührung gekommen war, faßte auch zu mir eine Zuneigung. Pfingsten 1808 machte Dorchen mit ihrem Bruder eine Besuchsreise zum Oheim Wolterstorff in Schönebeck, der früher mein Conrector gewesen war. Die Liebe macht dreist; ich reisete nach und an dem Morgen, da wir 3 uns zur Rückreise nach Salzwedel zu Fuß anschickten und ich mit Dorchen mich allein im Pfarrgarten in der Jasminlaube befanden, erhielt ich ihr Jawort. Vier Tage nach unsrer Rückkehr hielt ich beim Vater brieflich, mündlich wagte ich es nicht, um Dorchen an. Mit schwerem Herzen ging ich zu Tische. Ins Haus getreten, gab mir Dorchen mit freudestrahlenden Blicken den Wink, zu dem Vater auf dessen Studierzimmer zu gehen. Eingetreten lachte Wolterstorff laut auf, gab mir eine derbe Ohrfeige, was er in der Extase zu tun pflegte, und machte mir lachend Vorwürfe, nicht zuerst mit ihm, sondern mit Dorchen gesprochen zu haben. Unbedingt gab er seine Einwilligung. Am 20. Oktober 1808 wurden wir durch Oldecop ehelich verbunden, 4 Jahr nach meiner Ansiedelung in Salzwedel. Ich war 25½ Jahr und Dorchen 21 Jahr alt. — Vergebens würde ich es versuchen, Euch mein Glück und mein herrliches Dorchen zu schildern. Wesen von ihrer Trefflichkeit werden selten geboren. Aber unser eheliches Leben hatte vielfache Beschwerden in seinem Gefolge. Nahrungssorgen standen an der Spitze, sie wurden mit Ruhe ertragen und störten unser häusliches Glück nicht. Schlimmer waren der zarte Körperbau und die schwächliche körperliche Constitution Dorchens. Da sie aus physischen Gründen außer Stande war, ihre Kinder selbst zu nähren, so ward sie alljährlich schwanger, wozu noch mehrere Abortus kamen. Dies rieb ihre schwachen Körperkräfte auf und sie war einen großen Teil ihres späteren Lebens kränklich und schwach. Der 25. Januar 1823 war der schreckliche Tag, der mir Abends 11 Uhr, nachdem sie wenige Minuten vorher von dem 10. Kinde glücklich entbunden war, am Brustkrampfe plötzlich mir entrissen ward. Sie war 15 Mal schwanger gewesen. Herbeigeführt ward der Brustkrampf wahrscheinlich durch eine ungewöhnliche Naturkrisis. Am Morgen des Todestages hatten wir eine so ungewöhnliche Kälte, daß das Thermometer nach Réaum. 24 Grad unter Null zeigte, am Abend dagegen zeigte das Thermometer einige Grade Wärme. Kein Wort über meinen unsäglichen Schmerz, den die unerwachsenen Kinder nicht mitfühlen konnten. Du, Berta, warst, als das älteste meiner Kinder, erst 12⅓ Jahr alt. — Da stand ich nun mit meinen 6 kleinen Kindern verwaist, es schien mir unmöglich, dies Unglück ertragen zu können. Religiöse Gründe wirkten allmählig ein und der treue Agricola ließ mich in den ersten Wochen nicht unbeachtet. Er trug sehr viel dazu bei, daß ich dem Schmerze nicht erlag. Die teilnehmenden Trostschreiben von Dorchens beiden Hauptfreundinnen Minchen Heinzelmann und Minchen Voß waren nicht ohne Wirkung. Wenn aber erstere gleich in ihrer ersten Zuschrift mich dahin wies, daß es meine Pflicht sei, Dorchens Stelle zu ersetzen und hinzufügte: gib den Kindern in Minchen Voß eine treue Mutter wieder, so war mir der Gedanke: an Dorchens Platz eine andere zu sehen, schrecklich; eben so der von der hartgeprüften Großmutter Fleischmann geäußerte Gedanke: die Vorsehung hat einen Platz frei machen wollen, damit ein anderes weibliches Wesen denselben ausfülle. Diese Ergebung in den Willen des Höchsten war großartig, die

Greisin hatte alle ihre Kinder und Kindeskinder vor sich hinscheiden sehen, und ergab sich in den Willen der Vorsehung mit seltener Resignation. — Aber der Hinblick auf meine 6 mutterlosen Würmchen, das hohe Alter der Großmutter, die der Wirtschaft nicht vorstehen konnte, ließ mich bald zu der Ueberzeugung kommen, daß ich zu einer zweiten Wahl schreiten müsse; denn auch Minchen Heinzelmann, die bald nach Dorchens Tode zu mir kam, um mir und der Großmutter Beistand zu leisten, konnte wegen ihrer Körperschwäche die große Lücke nicht entfernt ausfüllen. Dazu kam, daß Dorchen vor ihrer Entbindung mit dem 9. Kinde, der sie mit Angst entgegensah und sich einredete, sie würde nicht wieder genesen, in ihren trüben Stunden über ihr nahes Ende sprach und mich bat, nach ihrem Tode ihre Freundin Minchen Voß zur Frau zu wählen. Dieser Wunsch Dorchens und die vielfachen Mahnungen von Minchen Heinzelmann hatten zur Folge, daß ich mich allmählich mit dem Gedanken einer zweiten Verheiratung vertraut machte, und da meine Vernunft mir sagte, daß Minchen Voß, die auch ich sehr hoch schätzte, mit Rücksicht auf die dahingeschiedene Freundin bei den Kindern gewünschte Mutterstelle vertreten werde, so trug ich ihr mein Anliegen vor, die damals bei ihrer Schwester in Königsberg lebte. Nach einigem Zögern gab sie eine bejahende Antwort und am 10. Dzbr. 1823 ward ich mit ihr durch den Consistorialrat Koch zu Magdeburg im Brunnemannschen Hause verbunden. Daß es unmöglich war, eine bessere Mutter für Euch, Dorchens Kinder, zu finden, wißt Ihr, sowie, daß sie in der Folge mit ihren eigenen Kindern strenger verfuhr, als mit Euch älteren. Daraus ist denn auch das glückliche Verhältnis hervorgegangen, das Euch 9 Geschwister umschlingt und daß von uns Eltern keiner dem anderen vorgezogen oder hintangesetzt ist. Rechnet noch dazu der Mutter Anspruchslosigkeit an die äußeren Güter des Lebens, ihre außerordentliche Sparsamkeit in der Wirtschaft, so wie ihr frommes, weiches Gemüt, so werdet Ihr erkennen, daß mir ein Glück zuteil ward, wie es selten sich findet, wenn ein Mann zum zweiten Male sich zu verheiraten genötigt wird. Ja, ich preise meinen Gott und Vater, der mich mit zwei so herrlichen Frauen unverdient beglückt hat.

Dies dürfte hinreichen, um Euch ein einigermaßen klares Bild von Eurem Vater zu geben, wie Ihr es gewünscht habt. Ihr werdet in vielen Ereignissen meines Lebens die allwaltende schützende Macht der Vorsehung erkannt haben, noch mehr ist dies in vielen Lebensereignissen der Fall, die ich nicht aufgezählt habe, weil größtenteils das innere Leben den Menschen die Ueberzeugung von dem Walten einer göttlichen Vorsehung gibt.

Schließlich noch einige Worte über meine schriftstellerische Tätigkeit. Hang zur Schriftstellerei habe ich nie verspürt, hatte in den ersten Lehrerjahren vielmehr eine Abneigung dagegen. Notwendige Umstände, zum Teil auch eine gewisse Gewalt, drängten mich in diese Laufbahn. Als Rector war ich verpflichtet, Anfangs alle zwei, später alle Jahre ein Programm zu schreiben. Damit begann ich meine Schriftstellerei. Zu meiner Einführung als Rector Ostern 1820 schrieb Oldecop das Programm, ich lieferte nur die Einladung zur öffentlichen Redeübung mit dem Verzeichnis der vorzutragenden Stücke. Das

folgende Programm von 1821 enthielt „Nachrichten über die jetzige innere Einrichtung des Gymnasiums zu Salzwedel.“ Dann folgte 1822 und 1824 die Geschichte des Gymnasiums Abteilung 1 und 2. Diese Programme erschienen in gewöhnlicher Oktavform. Mit dem Jahre 1824 erschien eine Verordnung über das alljährlich auszugebende Schulprogramm, nach welcher nicht bloß Rector, sondern alle Kollegen der Reihe nach den ersten Teil des Programms, die Abhandlung, zu schreiben verpflichtet wurden. Die Schulnachrichten aber sollte der Rector allein schreiben. Ich wählte für die Programme einen allgemeinen Titel: „Einladungsschriften zu den Schulfeierlichkeiten des Gymnasiums zu Salzwedel, enthaltend Aufsätze pädagogischen und literarischen Inhalts und Nachrichten über das Gymnasium.“ Hiervon sind bis 1852 von 1825 an 26 Stück erschienen. Außer den Schulnachrichten in denselben habe ich an Abhandlungen in diesen Einladungsschriften geliefert: die Geschichte des Gymnasiums Abteil. 3 bis 5 und die Geschichte der Einführung der Reformation in Salzwedel 1541. Zur Secularfeier. Im Jahr 1829 gab ich als Manuscript für Freunde des Pastors Wolterstorff, der am 3. Januar sein 50jähr. Amts-Jubiläum feierte, eine Beschreibung dieser Feier in Quart heraus, als einen Anhang zu den Schulnachrichten.

Der Gesang bei unsern täglichen Morgenandachten mißfiel mir schon als Schüler. Der Lehrer sprach nämlich jede Strophe vor, die dann gesungen ward, wodurch eine unaufhörliche Unterbrechung des Gesanges veranlaßt ward. Ich stellte daher gleich im Anfange meines Rectorats passende Liederverse zusammen und ließ sie drucken; jeder Schüler mußte sich dies kleine Gesangbuch anschaffen. Eine zweite vermehrte Auflage ward nach einigen Jahren nötig. Nachdem diese vergriffen war, beauftragte ich das Collegium, gemeinschaftlich eine passende Auswahl von Gesängen und Versen zu treffen. An dieser dritten Auflage habe ich demnach keinen Teil.

Zu einer andern Gattung von Schriftstellerei ward ich gewissermaßen mit Gewalt getrieben. Um 1820 bestimmte mich die damals in Deutschland allgemein erwachte Hinneigung zur Erforschung der frühern Geschichte des Vaterlandes und zu Aufgrabungen vorchristlicher Gräber, auch dergleichen Aufgrabungen in der Nähe von Salzwedel vorzunehmen. Zufällig erhielt einer meiner Schüler, Müller[6]) aus Salzwedel, damals Studiosus in Halle und Secretär beim Prof. Kruse daselbst, davon Kunde und teilte dem Prof. Kruse diese Notiz mit. Kruse erließ sofort ein sehr freundschaftliches, ermunterndes Schreiben an mich in dieser Angelegenheit und bat um Mitteilung des Resultats meiner Aufgrabungen. Ich machte ihm einige schriftliche Mitteilungen über meine gewonnenen Resultate, die er sofort ohne mein Wissen in die von ihm als Secretär des Thüringisch-Sächsischen Vereins herausgegebene Zeitschrift: „Deutsche Altertümer“ abdrucken ließ und mich zugleich aufforderte, dem Thüringisch-Sächsischen Verein für vaterländische Geschichte und Erforschung seiner Denkmale beizutreten. Ich tat dies und mußte mir es nun schon gefallen lassen, daß meine ferneren Berichte über Ausgrabungen, die mir viel Vergnügen machten, gedruckt wurden. Nach der Versetzung des Prof. Kruse nach Dorpatt übernahm Dr. Förstemann das Secretariat des Thüringisch-Sächsischen Vereins, mit dem ich ebenfalls in sehr lebhafte Correspondenz geriet. Er gab Mitteilungen und Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins heraus, in denen auch mehrere Aufsätze von mir abgedruckt sind. Unter ihnen lege ich auf den Aufsatz in Bd. 2, Heft 3, S. 550 Generalbericht über sein 11 Jahre hindurch fortgesetztes Ausgraben seit dem 20. September 1835 den meisten Wert. In demselben legte ich nämlich das Resultat meiner mehrjährigen Forschungen über die um Salzwedel aufgedeckten vorchristlichen Gräber nieder und wagte eine Classificatur derselben. Zu meiner großen Freude erfuhr ich später, daß die Nordische Gesellschaft in Kopenhagen ungefähr gleichzeitig mit mir zu demselben Resultat gelangt war und nach mir kam auch Lisch in Schwerin, ohne meinen Aufsatz gekannt zu haben, wie er mich brieflich versicherte, im Wesentlichen zu demselben Resultat. Auch heute noch kann ich die dort ausgesprochene Ansicht nicht aufgeben und sie scheint ja auch allgemeine Anerkennung gefunden zu haben.

[6]) Jetzt Oberlehrer am Gymnasium zu Potsdam.

Einmal auf diese Weise in das Gebiet der vaterländischen Geschichte hineingeführt, blieb ich nicht bei den Ausgrabungen stehen, sondern suchte auch die geschriebenen Quellen auf. Das Salzwedelsche Ratsarchiv bot mir dazu eine schöne Gelegenheit. Ich erhielt die Erlaubnis, die Urkunden benutzen zu können, legte mich mit Eifer auf das Studium derselben und lernte in Kurzem die zum Teil schwer zu entziffernden Documente lesen. Zuerst richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Quellen zur Geschichte des hiesigen Gymnasiums und die Frucht dieses Studiums war die Geschichte des Gymnasiums, die in 5 Abteilungen in den Schulprogrammen erschienen.

Die Erforschung der Schätze unsers Archivs reizte mich immer mehr, zumal als der Bürgermeister v. Bennigsen-Förder mich beauftragte, die Urkunden zu ordnen und ein Repertorium darüber anzufertigen. Als Resultat dieser Arbeiten lieferte ich mehrere Aufsätze über Salzwedel für v. Ledeburs Archiv zur Kenntnis der Geschichte des Preußischen Staats, dann in den 3 ersten Jahrgängen des Salzwedelschen Wochenblattes, dessen Redacteur ich war, verschiedene Aufsätze über Salzwedel, die für einen künftigen Bearbeiter der Geschichte der Stadt Salzwedel brauchbare Materialien liefern werden.

Größere selbstständige Werke sind von mir folgende erschienen:

1. Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel mit einem Urkundenbuch. Halle 1842. Die Herausgabe dieser Schrift ward durch den Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Eichhorn, veranlaßt. Ich trug nämlich höhern Orts darauf an, zum Reformationsfest 1841 ein stärkeres Programm zu liefern, das die Kirchengeschichte Salzwedels enthalten sollte. Zur Deckung der Kosten bat ich mir zu erlauben, einige Jahre hindurch bloß Schulnachrichten in dem Programm geben zu dürfen. Der Minister genehmigte dies nicht, schlug mir dagegen vor, die Kirchengeschichte als ein eigenes Werk drucken zu lassen. Er wollte für 200 Thlr. zur Verteilung an die öffentlichen Anstalten abnehmen. Mein Freund Schwetschke in Halle ging darauf ein, und so kam der Druck des Werks zu Stande. Honorar erhielt ich nicht, womit ich auch ganz zufrieden war, da das Werk doch in den Druck kam.

2. Das Geschlecht der v. der Schulenburg in 2 Bänden mit 1 Band genealogischer Tafeln. 1847. Dies Werk hat folgenden Ursprung. Nach einer persönlichen Rücksprache mit Riedel, v. Ledebur u. G. W. v. Raumer in Berlin entschloß ich mich zur Gründung eines Vereins zur Aufklärung der Geschichte der Altmark; da nach der Versicherung der 3 eben genannten Herrn an die Bildung eines historischen Vereins für die Churmark Brandenburg nicht zu denken sei (der später doch zu Stande kam). Zu dem Ende gewann ich den Landrat v. d Schulenburg, den Gerichtsdirektor Carßow und den Bürgermeister v. Bennigsen-Förder für meinen Plan. Dies brachte mich dem Landrat v. d. Schulenburg näher, ich lernte bald die herrlichen Familienurkunden und übrigen Privatnachrichten über die Familie kennen und erhielt durch ihn auch die Gelegenheit, andere Schulenburgische Archive in Beetzendorf, Wolfsburg, Angern pp. einzusehen. Mein Vorschlag, die schönen Quellen zur Ausarbeitung einer Geschlechtsgeschichte benutzen zu können, fand den Beifall des Landrats und durch ihn des Grafen v. d. Sch.-Wolfsburg. Beide veranlaßten die Familianten, 800 Thlr. Geld zusammenzubringen, um die Kosten des Drucks zu decken, wofür jeder Geber ein Pracht-Exemplar der Geschichte erhielt. Die noch gedruckten 3—400 Exemplare wurden als Honorar mein Eigentum.

3. Schon vorher waren in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis Abt. 2, Band 5 u. 6, die zur Schulenburgischen Geschichte gehörenden Urkunden gedruckt erschienen; die demnach wesentlich zu jenem Werke gehören. Druck und Correktur dieser Urkunden besorgte ich auf Riedels Verlangen.

Ohne meinen Namen erschien 1833 die Geschichte der Familienstiftung des Domsyndicus Nicolaus Gercken mit genealogischen Tabellen und 1854 ein Nachtrag dazu. Eine Arbeit, durch die ich mir ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Gerckensche Familie erworben zu haben glaube.

Beendigt am 23. Dcbr. 1856.

Auf Deinen Wunsch, mein lieber Fritz, füge ich noch einige Notizen über Eure beiden Mütter hinzu. Eure erste Mutter Dorothea Elisabeth, geboren am 29. Mai 1787, war die älteste Tochter des damaligen Rectors der Salzwedelschen Stadtschule (so hieß damals das jetzige Gymnasium) Christian Wolterstorff. Die Mutter war Albertine geb. Fleischmann, einziges Kind des ganz jung verstorbenen Predigers in Litauen (wenn ich nicht irre in Labiau) und der Johanne Christine Trentovius. Mein Schwiegervater Wolterstorff, früher Rector in Memel, lernte seine künftige Frau bei dem Prediger Trentovius in Prökuls, nahe bei Memel, kennen. Die alte Großmutter starb bei mir 1830 eben 82 Jahr alt, nachdem sie über 60 Jahr meist in trüben Lagen als Witwe gelebt hatte. Kurze Zeit nach der Geburt meines Dorchens starb die Mutter Albertine und der Vater glaubte den 3

Andreas 1. Danehl aus Wiepke heiratete am 10. Januar 1627 Anna
Nach ihrem Tode heiratete er (1631) N. N. Schmun
Er starb 1689 im

Joachim 1. D.
10. 2. 1628 — 29. 2. 1713
ux.: (1655) Anna Schulz
verwitwete Stehmke
† 12. 12. 1703

Michael D.
5. 8. 1632

Michel D.
27. 4. 1635
† 1642

Catharina D.
18. 6. 1639

Hans
19. 5. 1
23. 2. 1
ux.: (16
Ilse Mülle
Mieft

Andreas 2. D.
10. 5. 1657
19. 11. 1733

Claus 1. D.
3. 10. 1660
2. 8. 1702
ux.: 22. 10. 1690
Elisabeth Rohr
(Köhn?) arm

Elisabeth D.
30. 9. 1666
13. 11. 1716
mar.:
Heinrich Schulze

1,
2,

Anna
Catharina D.
31. 10. 1683
24. 11. 1717
mar.:
Dietr. Steffens

Cristoph D.
7. 9. 1686

Joachim 3. D.
8. 1. 1689
23. 12. 1731
Ackermann
ux.: Elisabeth
Sophie Schulz

Jürgen D.
7. 11. 1697
Soldat

Johann D.
9. 8. 1691
ux.:
Anna Schmidt
† 2. 5. 1783
93 Jahre alt

Christoph D.
29. 6. 1693

Andreas D.
7. 2. 1696

Catharine
Elisabeth D.
13. 9. 1698
18. 1. 1776
mar.: 1. Cristian
Gabersdorf
2. Joach. Danke

Ilse
23. 5. 1703

Johann
Leinw
Kirche
18. 1
9. 9
ux.:
Cathar.

Margarete
Elisabeth D.
29. 9. 1716
26. 11. 1792
24. 5. 1742 mar.:
Heinrich
Dan. Schulze
Schuster

Marie Elisabeth D.
3. 2. 1719 — 1. 5. 1783
mar.:
1. Kohne Mewes, Ackermann
22. 4. 1761
2. Christoph Mewes, Ackermann
18. 10. 1769

Dorothea
Elisabeth D.
10. 7. 1721

Joachim
Christoph D.
1723—1725

Johanne
Marie
Sophie D.
1728—1748

Johann
Christoph
Dietrich D.
1731—1734

Johann Georg
Friedrich
1725

Johann
Christoph D.
2. 11. 1728

Marie
Elisabeth D.
17. 6. 1731

Johann Jac. D.
12. 1. 1737
8. 6. 1793
Leineweber und
Kirchenvorsteher
ux.: Catharine
Elisabeth Palm
10. 11. 1761

Joachim
3. 1
25. 3
Leinew
Acke
ux.:
Cathari
27. 9

Johann
Friedrich Gebhard D.
27. 8. 1769 — 22. 6. 1812
ux.:
Marie Elisabeth Otto
19. 1. 1790
c

Johann
Joachim
Lorenz D.
1768
c

Margaretha Doroth. Elisabeth D.
1773—1806
mar.: Johann Adolph Heinrich
Lödicke
1798 Kvorstd. (?)
c

Johann
Jacob
Wilhelm D.
1779

Johann Jacob
1782
ertrank 1788

Johann
Wilhelm D.
13. 6. 1785
ux.: Dorothee
Sophie Gietzen
18. 5. 1817

Sophie
Elisabeth D.
7. 3. 1766
mar.:
Johann Heinrich
Chrph. Lösicke
Ackerbürger
1797

Lucie
Elisabeth D.
1769—1771

Johann Andreas Joachim
Christoph D.
Ackermann, 9. 4. 1773
ux.: Catharine Elisabeth Weber
Gr.-Engersen
* 16. 10. 1809
c

Marie
Elisabeth
1777

Marie
Catharine
Elisabeth
1778—1806
c

Johann
Friedrich
Gebhard D.
1790—1793
23. 9. 10. 4.

Marie
Elisabeth
1793
2. 4.

Johann
Friedrich
1795—1839
9. 10.

Sophie
Wilhelm.
Elisabeth D.
1817—1828

Catharine
Sophie
Elisabeth D.
1890

Johann
Friedrich
Chrph.
1893

Marie
Dorothee
Elisabeth
1805—1810

Johann
Heinrich
Friedrich
1808—1810

Joachim
Friedrich
Chrph.
1810

Joachim
Friedrich
Wilhelm
1814

2 Knaben
†† jung

Johanne
Albertine
Luise D.
27. 9. 1811
mar.: Friedrich
Wilh. Danneil

Dorothee
Wilhelmine
Emilie
21. 9. 1812
mar.: Friedrich
Heinzelmann
Pastor in Kloster
Neuendorf

Ludwig
Friedrich
Wilhelm T
7. 6. 1814
ux.:
Bianca Hat
Arzt
in Calbe a.

Andreas 1. Danehl aus Wiepke heiratete am 10. Januar 1627 Anna Probst, Claus Steffens Witwe zu Calbe († 3. Jan. 1631)
Nach ihrem Tode heiratete er (1631) N. N. Schmundt (Lorenz Schmundt, Schwärzer [Färber])
Er starb 1689 im August

Joachim 1. D.
10. 2. 1628 — 29. 2. 1713
ux.: (1655) Anna Schulz
verwitwete Stehmke
† 12. 12. 1703

Michael D.
5. 8. 1632

Michel D.
27. 4. 1635
† 1642

Catharina D.
18. 6. 1639

Hans D.
19. 5. 1643
23. 2. 1718
ux.: (1665)
Ilse Müller aus
Miesle

Margarethe D.
23. 1. 1646

Werner D.
8. 12. 1648

Jacob D.
29. 9. 1651

Marianne D.
7. 5. 1655

Andreas 2. D.
10. 5. 1657
19. 11. 1733

Claus 1. D.
3. 10. 1660
2. 8. 1702
ux.: 22. 10. 1690
Elisabeth Rohr
(Köhn?) arm

Elisabeth D.
30. 9. 1666
13. 11. 1716
mar.:
Heinrich Schulze

Claus 2. D.
Leinweber um 1670
ux.:
1, (1701) Ilsabe Schulze
† 23. 9. 1731
2, (1735) Dor. Elis. Klohs
23. 11.

Joachim 2. D.
Leinweber und
Büdner
ux.: 20. 1. 1717
Catharine
Elisab. Behrends

Ursula D.
6. 10. 1695
mar.:
Hans Löfike
8. 6. 1716

Johann D.
9. 8. 1691
ux.:
Anna Schmidt
† 2. 5. 1783
93 Jahre alt

Christoph D.
29. 6. 1693

Andreas D.
7. 2. 1696

Catharine
Elisabeth D.
13. 9. 1698
18. 1. 1776
mar.: 1, Cristian
Gabersdorf
2, Joach. Damke

Ilse
23. 5. 1703

Johann. Joach. 1.
Leinweber und
Kirchenvorsteher
18. 11. 1707
9. 9. 1753
ux.: Ilsabe
Cathar. Behrends

Anne Marie
3. 1. 1711
19. 3. 1762
mar.: Pieper
10. 5. 1734

Hans Jürgen 2.
15. 10. 1721

Dorothee
Elisabeth D.
10. 11. 1717
26. 5. 1757

Johann Joachim 2. D.
Leinweber und Kirchenvorsteher
27. 9. 1722, † 31. 7. 1781
ux.:
1, Christine Wäsche (1749)
† 19. 4. 1756
2, Luise Bottmer (1758)

Jürgen
Dietrich D.

Anna
Dorothee
Elisabeth D.
3. 3. 1726

Johann
Christoph D.
28. 10. 1729
† 27. 9. 1730

Johann
Christoph
Dietrich D.
1731—1734

Johann Georg
Friedrich
1725

Johann
Christoph D.
2. 11. 1728

Marie
Elisabeth D.
17. 6. 1731

Johann Jac. D.
12. 1. 1737
8. 6. 1793
Leineweber und
Kirchenvorsteher
ux.: Catharine
Elisabeth Palm
10. 11. 1761

Joachim Friedr.
3. 1. 1739
25. 3. 1805
Leineweber und
Ackermann
ux.: Lucie
Catharine Schütz
27. 9. 1764

Johann
Heinrich D.
1741

Nicolaus
Johann
29. 7. 1742
ux.: Marie
Christiane
Borchert aus
Krumke
16. 6. 1780

Catharine
Marie
Elisabeth D.
1745

Ilsabe Sophie
1748
mar.: Johann
Joachim
Wilhelm Ebert
1773

Elisabeth Sophie
Dorothee D.
18. 12. 1750
mar.: Johann
Friedr. Kießling

Johann Friedrich D.
25. 2. 1753—4. 8. 1834
erst Calbe, dann Salzwedel
Glaser und Kirchenvorsteher
ux.: 1, Engel Maria Wille
aus Bielbaum
† 1805 im Fieber
2, Cath. Mertens geh. 1805

Anne Marie
Auguste
9. 9. 1756

ophie
abeth D.
3. 1766
nar.:
n Heinrich
h. Löfcke
erbürger
1797

Lucie
Elisabeth D.
1769—1771

Johann Andreas Joachim
Christoph D.
Ackermann, 9. 4. 1773
ux.: Catharine Elisabeth Weber
Gr.-Engersen
* 16. 10. 1809
c

Marie
Elisabeth
1777

Marie
Catharine
Elisabeth
1778—1806
c

Johann
Friedrich
Leutnant
13. 2. 1781
c

Friderike
Anna
Marie D.
17. 6. 1777
22. 2. 1782

2 totgeborene
Söhne

Christine Sophie
Dorothee
Elisabeth
27. 1. 1780
14. 3. 1781

Johann Friedrich Christoph D.
18. 3. 1783, Professor in Salzwed.
änderte seinen Namen in Danneil
ux.: 1, (1808)
Dorothee Elisabeth Wolterstorff
† 28. 1. 1823
2. Wilhelmine v. Voß, * 23. 8. 1790
verh. 10. 12. 1823, † 3. 3. 1859

2 Knaben starben
jung

Carl
Heinrich D.
ux.:
Heuer. 1789

Marie
† jung

achim
iedrich
hrph.
1810

Joachim
Friedrich
Wilhelm
1814

2 Knaben
†† jung

Johanne
Albertine
Luise D.
27. 9. 1811
mar.: Friedrich
Wilh. Danneil

Dorothee
Wilhelmine
Emilie
21. 9. 1812
mar.: Friedrich
Heinzelmann
Pastor in Kloster
Neuendorf

Ludwig
Friedrich
Wilhelm D.
7. 6. 1814
ux.:
Bianca Hahn
Arzt
in Calbe a. M.

Hulda Amalie
Friderike
Thusnelda D.
3. 1. 1816
mar.: Immanuel
Krüger
Pastor
in Jeggau

Hugo
† jung

Luise
1818

Charlotte
† jung

Theodor
† jung

Johanne
Dorothee
Wilhelmine
Marie
9. 11. 1824

Hermann
Friedrich
Otto D.
28. 5. 1826

Friedrich
Hermann
Silvester
31. 12. 1827

Alexander
Friedrich
Otto
25. 3. 1830

Claus Steffens Witwe zu Calbe († 3. Jan. 1631)
nz Schmundt, Schwärzer [Färber])

Margarethe D.
23. 1. 1646

Werner D.
8. 12. 1648

Jacob D.
29. 9. 1651

Marianne D.
7. 5. 1655

D.
m 1670
e Schulze
731
ltf. Klohs

Joachim 2. D.
Leinweber und
Büdner
ux.: 20. 1. 1717
Catharine
Elisab. Behrends

Ursula D.
6. 10. 1695
mar.:
Hans Löfike
8. 6. 1716

Anne Marie
3. 1. 1711
19. 3. 1762
mar.: Pieper
10. 5. 1734

Hans Jürgen 2.
15. 10. 1721

Dorothee
Elisabeth D.
10. 11. 1717
26. 5. 1757

Johann Joachim 2. D.
Leinweber und Kirchenvorsteher
27. 9. 1722, † 31. 7. 1781
ux.:
1, Christine Wäsche (1749)
† 19. 4. 1756
2, Luise Bottmer (1758)

Jürgen
Dietrich D.

Anna
Dorothee
Elisabeth D.
3. 3. 1726

Johann
Christoph D.
28. 10. 1729
† 27. 9. 1730

Johann
Heinrich D.
1741

Nicolaus
Johann
29. 7. 1742
ux.: Marie
Christiane
Borchert aus
Krumke
16. 6. 1780

Catharine
Marie
Elisabeth D.
1745

Ilsabe Sophie
1748
mar.: Johann
Joachim
Wilhelm Ebert
1773

Elisabeth Sophie
Dorothee D.
18. 12. 1750
mar.: Johann
Friedr. Kießling

Johann Friedrich D.
25. 2. 1753—4. 8. 1834
erst Calbe, dann Salzwedel
Glaser und Kirchenvorsteher
ux.: 1, Engel Maria Wille
aus Vielbaum
† 1805 im Fieber
2, Cath. Mertens geh. 1805

Anne Marie
Auguste
9. 9. 1756
[illegible]

Joachim
Christoph D.
Schuster
24. 9. 1759
ux.: Anna
Dorothee Göring
25. 7. 1786

Lucie Marie
Elisabeth
176[illegible]—1767

nn
r i ch
ant
1781

Friderike
Anna
Marie D.
17. 6. 1777
22. 2. 1782

2 totgeborene
Söhne

Christine Sophie
Dorothee
Elisabeth
27. 1. 1780
14. 3. 1781

Johann Friedrich Christoph D.
18. 3. 1783, Professor in Salzwed.
änderte seinen Namen in Danneil
ux.: 1, (1808)
Dorothee Elisabeth Wolterstorff
† 28. 1. 1823
2. Wilhelmine v. Voß, * 23. 8. 1790
verh. 10. 12. 1823, † 3. 3. 1859

2 Knaben starben
jung

Carl
Heinrich D.
ux.:
Heuer. 1789

Marie
† jung

Friedrich
Wilhelm D.
24. 2. 1806
13. 5. 1839
Gymnasiallehrer
ux.:
Albert. Danneil

Johann
Friedr. Wilhelm
19. 1. 1787
Schuster
ux.: Catharine
Luise Reinecke
31. 8. 1810

Friderike
Sophie Elisabeth
10. 11. 1789
mar.: Johann
Friedrich Silber
1816
Schuster

da Amalie
riderike
snelda D.
1. 1816
Immanuel
Krüger
Pastor
Jeggau

Hugo
† jung

Luise
1818

Charlotte
† jung

Theodor
† jung

Johanne
Dorothee
Wilhelmine
Marie
9. 11. 1824

Hermann
Friedrich
Otto D.
28. 5. 1826

Friedrich
Hermann
Silvester
31. 12. 1827

Alexander
Friedrich
Otto
25. 3. 1830

Johann
Friedrich
Wilhelm D.
12. 3. 1811

Catharine
Sophie
Wilhelmine
17. 3. 1813

Henriette
Luise
23. 2. 1815

Marie
Sophie
16. 2. 1817

zarten Kindern Christian[7]), Fritz[8]) und Dorchen eine tüchtige Mutter wieder zu geben, indem er der leiblichen Cousine der Verstorbenen, der 17jährigen Tochter eines ebenfalls früh verstorbenen Predigers Charlotte Pauli aus Ostpreußen[9]) seine Hand antrug und dieselbe erhielt. Das Verhältnis zwischen Dorchens Großmutter und der Nichte gestaltete sich nicht wie erwartet war und der alte Großvater Wolterstorff in Schönebeck bei Osterburg nahm die Großmutter und ihre beiden Enkeln ungeachtet seines dürftigen Einkommens zu sich. Hier blieb Fritz, bis er Michaelis 1799 auf die Schule in Salzwedel kam, als dessen Oheim, jüngster Bruder meines Schwiegervaters, Christoph Wolterstorff daselbst als Conrector angestellt ward. Ob Dorchen schon damals oder erst später ins väterliche Haus zurückkehrte, weiß ich nicht genau, erst Ostern 1803 in den Osterferien sah ich sie zum erstenmal beim Vater, wo sie auf mich einen starken Eindruck machte. Die Großmutter blieb aber in Schönebeck, auch als 1803 der alte Wolterstorff starb und dessen Sohn, der Conrector in Salzwedel, sein Nachfolger ward. Dorchens Lage im väterlichen Hause war eine gedrückte der Stiefmutter wegen. Pfingsten 1808 verlobte ich mich mit ihr und am 20. Oktober 1808 ward ich nach westphälischen Gesetzen civiliter und kirchlich getraut. Ihr alle wißt, daß unsere Ehe eine überaus glückliche war, wenngleich die Einnahme kärglich war und Anfangs keine 300 Thlr. betrug. Die Aussteuer Dorchens war kaum zu rechnen, sie war nach dem Salzwedelschen Statut abgefunden und ihr Erbteil ward mir erst nach Dorchens Tode ausgezahlt. (Vergleiche Seite 39.) Daß wir in dieser Lage nicht im Überfluß lebten, könnt Ihr leicht denken, zumal da wir Dorchens Großmutter sofort zu uns nahmen, und Dorchen ihre Kinder nicht selbst nähren konnte, also Ammen gehalten werden mußten. Die häufigen Schwangerschaften Dorchens und die Sorge für ihre schwächliche Gesundheit kosteten ebenfalls viel. Von den 10 Kindern, die sie gebar, starben 4, die beiden erstgeborenen Knaben, beide Fritz genannt, Hugo zwischen Hulda und Luise, und Lottchen jünger als Luise. Am 28. Januar 1823 ward sie mir bei der Geburt Theodors, der etwa 3 Jahr alt starb, plötzlich durch den Tod entrissen.

Was das Äußere Dorchens betrifft, so war sie groß und schlank, am meisten ähnelt ihr in dieser Hinsicht Marie. Das ungewöhnlich starke Haar war dunkelbraun, das kleine ovale Gesicht von frischer Farbe mit angenehmen Incarnat gefärbt, die Stirn groß und gewölbt, das Auge ungewöhnlich dunkelbraun, sehr sprechend und der lieblichste Ausdruck ihres schönen Innern. Die Nase war klein und mit Pockennarben reichlich versehen. — Das Temperament war rein sanguinisch, auch die vielfachen Krankheiten und die mit der Zeit zunehmende Körperschwäche konnten ihr die glückliche heitere Stimmung

---

[7]) Christian starb bald, noch im ersten Lebensjahre.

[8]) Fritz studierte Theologie und ward Rector und Nachmittagsprediger zu Vierraden, starb mit Hinterlassung einer Tochter Albertine, die zuerst mit dem Kreisphysikus Dr. Böckh, Sohn des Berliner Geheimrats, in Luckenwalde (wenn ich nicht irre), dann nach dessen Tode mit dem jetzigen Hauptmann v. Flatow in Gr.-Glogau verheiratet ward.

[9]) Die Mutter von Charlotte Pauli war eine leibliche Schwester von der Witwe Fleischmann, d. h. geborene Trentovius.

nicht rauben; zürnen konnte sie nicht. Freundlich gegen jedermann, milde im Urteil über andere, zuvorkommend und liebevoll gegen alle, ward sie von allen, die mit ihr in Berührung kamen, überaus hoch geschätzt. Desto größer war die allgemeine Teilnahme über ihren plötzlichen Tod. Von einem frommen Großvater erzogen, hatte sie den kindlichen Glauben, der nicht grübelt, bewahrt.

Daß ich meine 6 kleinen Kinder nicht ohne mütterliche Pflege lassen konnte, ward mir bald klar, obgleich das Herz über meinen Verlust noch heftig blutete. Aber wo ein weibliches Wesen finden, das diese gewaltige Last zu übernehmen und treu zu erfüllen sich unterfing? Dorchen hatte ich aus reiner Liebe gewählt, davon konnte bei einem 40jährigen Manne keine Rede sein, nur der Verstand konnte entscheiden. Natürlich dachte ich zunächst an meine Bekannten im Kreise unverheirateter Mädchen. Da traten mir zunächst die beiden besten Freundinnen Dorchens vor die Seele: die erste war Minchen Heinzelmann, früher Braut meines Schwagers Fritz Wolterstorff, der sie treulos verließ, und seit vielen Jahren die treueste, innigste Freundin Dorchens. Auch mir war sie sehr wert geworden, denn sie besaß alle Eigenschaften, die ich von einer treuen Mutter von Dorchens Kindern wünschen konnte. Aber sie war ungemein schwächlich und hatte jahrelang auf dem Siechbette hingebracht. Wäre sie gesund gewesen, ich würde ihr meine Hand angetragen haben, die sie, wie sie mir auch sagte, nicht ausgeschlagen hätte. Die zweite Herzensfreundin Dorchens war Minchen Voß. Sie ward durch Minchen Heinzelmann bei uns eingeführt und bald Dorchens Freundin. Auch ich schätzte sie, je länger je mehr, obgleich ihr der heitere Sinn Dorchens und von M. Heinzelmann abging. Außerdem war sie, so wie Dorchen und ich, Mitwirkende am Liebhabertheater, das sich 1815 hier bildete und mehrere Jahre bestand, und die gegenseitige Annäherung beförderte. Dazu kam, daß Dorchen kurz vor ihrer vorletzten Entbindung, wo sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, sie würde aus dem Wochenbette nicht wieder erstehen, in einem ernsten Gespräch mir ihren Wunsch zu erkennen gab, ich möchte nach ihrem Heimgange Minchen Voß heiraten. Endlich die dringende Bitte Minchen Heinzelmanns, die mir schriftlich zurief: Gieb in Minchen Voß Deinen Kindern eine treue Mutter wieder! Dies alles bestimmte mich, ihr meine Hand anzubieten. Ich war sehr erfreut, als ich das Jawort von ihr erhielt. Am 10. Dcbr. 1823 ward ich mit ihr in Magdeburg ehelich verbunden.

Alexandrine Henriette Friederike Sophie Wilhelmine war die jüngste Tochter des frühern Stadtdirektors in Stendal v. Voß, der 1808 als Procureur du Roi an das Westphälische Tribunal nach Salzwedel versetzt und nach dem Tode des Tribunalpräsidenten Meister dessen Nachfolger ward. Nach der Reoccupation des Landes erbat er sich 1815 das Amt eines Direktors des Land- und Stadtgerichts in Salzwedel. Minchens ältere Geschwister waren 2 Brüder und 3 Schwestern. Beide Brüder waren Offiziere im Regiment Tschammer. Der ältere, Philipp, wollte nach der unglücklichen Schlacht von Jena über Dänemark zur preußischen Armee in Ostpreußen gehen, erkrankte aber auf der Reise und starb, wenn ich nicht irre, in Kopenhagen. Der zweite, Wilhelm, trat in Westphälische Dienste, zog mit dem Heere nach Rußland 1812, und blieb, so weit die unsichern Nachrichten reichen, bei Mosaisk als Rittmeister. Von den 3 Schwestern war die älteste Friederike mit v. d. Groeben verheiratet, der als General-Leutnant in Düsseldorf starb. Die Witwe lebt noch jetzt, blind und altersschwach, 84 Jahre alt, in Potsdam, ihr ist Minchens Tod verschwiegen geblieben, der sie mit inniger Schwesterliebe zugetan war. Die zweite, Auguste, ist verheiratet gewesen mit einem Gendarmerie-Rittmeister Meyer in Posen und lebt als Witwe in Aschersleben. Die dritte, Ulrike, ward 1808 verheiratet mit dem damaligen westphälischen Procurator in Salzwedel, nachherigen Justizrat in Magdeburg, Brunnemann, und starb auf einer Vergnügungsreise nach Dänemark in Friedrichsborg plötzlich in der Nacht an der Seite des Mannes am Schlage. Unser Minchen verlebte die Jahre ihrer Kindheit im Hause der Großmutter mütterlicher Seite, der Witwe des Apothekers Frese, den sie nach dem Tode ihres ersten Mannes, Wisseling, geheiratet hatte, aber bald wieder von ihm geschieden ward. Das einzige Kind dieser Wisseling war die Mutter unsers Minchens. Das eheliche Verhältnis ward nach und nach ein unglückliches. Beide sehr jung verheiratet (der Mann in der ersten Hälfte der Zwanziger, die Frau kaum 17 Jahre alt) fingen an, da sie beide reich waren, ein ansehnliches Haus zu machen und gaben sich nach und nach ganz den geselligen Vergnügungen hin, die junge Frau ward eitel und lebte nur für den Genuß, und machte große, mit der Zeit stets steigende Ansprüche, die der Mann aus großer Liebe zur Frau befriedigte, bis er zuletzt einsah, daß er so nicht fortleben dürfe. Vernünftige Vorstellungen auf die Frau fruchteten nicht, das Hauswesen geriet in große Unordnung, das Vermögen schwand, und der daraus hervorgehende Unfrieden in der Familie ward immer größer. Zuletzt, als schon der Mann sich auf sein amtliches Einkommen beschränkt sah, machte die Frau unnötige Schulden. Daher trennten sich die Eheleute, als der Mann nach Salzwedel versetzt ward, freiwillig und die Frau blieb in Stendal, wo sie einen bestimmten Jahrgehalt vom Manne erhielt. Sie starb noch einige Jahre nach dem Manne, Brunnemann zahlte den ausgesetzten Jahresgehalt fort.

Glücklich war Minchen, so lange sie bei der geliebten Großmutter lebte, ihre Mädchenjahre waren traurig (wann sie ins Elternhaus zurückkehrte, habe ich vergessen), zwischen Mutter und Tochter fand kein Familienleben statt, das zwischen Mutter und der Tochter Auguste ebenfalls nie geherrscht hatte und in ein gespanntes Verhältnis übergegangen war, da Auguste nach und nach die Leitung der innern Wirtschaft übernahm und von Natur sehr herrschsüchtig war. In Salzwedel führte Auguste allein die Wirtschaft und Minchen ward von der Schwester nicht schwesterlich behandelt. Der Vater, dessen Liebling Minchen war, konnte diese nicht schützen, ungeachtet alles Zürnens mit Auguste. Auch konnte der Vater nur selten das wahre Verhältnis zwischen den Schwestern erkennen, weil Minchen nie klagte, sondern alles ertrug. Die Folge war, daß Minchen, die von Natur ernst war, sich in sich selbst zurückzog und verschlossen ward. Die Schweigsamkeit behielt sie auch wegen der langen Gewöhnung durch ihr ganzes Leben bei. Als nun der Schwager v. d. Groeben, von der Occupationsarmee in Frankreich 1817 oder 1818 zurückkommend, nach Königsberg als Regiments-Commandeur versetzt ward, ließ sich Minchen durch die Schwester Groeben bestimmen, mit ihr nach Königsberg zu ziehen; sie konnte hoffen, bei der Schwester Groeben eine bessere Behandlung zu erfahren. In Königsberg übernahm sie die ganze innere Wirt-

schaft, der sie mit Umsicht und Treue vorstand. So lieb sich die beiden Schwestern hatten und so hoch der Schwager Minchen schätzte, so fühlte sie sich doch nicht glücklich. Abgesehen davon, daß sie durchaus keine Freundin von großen Gesellschaften war, die sie vermöge der Stellung des Schwagers nicht vermeiden konnte, war die Schwester sehr sparsam und wunderte sich, daß die Wirtschaft so viel koste. Minchen, nicht ohne Empfindlichkeit, verteidigte sich nie und gab keine Aufklärung, vielmehr verwandte sie ihr Taschengeld zum Besten der Wirtschaft, um so viel als möglich den vielfachen Klagen der Schwester zu entgehen. Da überdieß die Groeben cholerisch war, so entstanden häufige Conflicte, wobei Minchen ein unausgesetztes Schweigen beobachtete und mehr verschlossen ward. Natürlich hatte dies auf Minchens ganze Haltung den entschiedensten Einfluß und bei unsrer ersten Begegnung bei Brunnemanns kannte ich sie kaum wieder, so hatte sie sich verändert. Eine unverkennbare Aengstlichkeit und Schüchternheit, verbunden mit dem großen Ernst, hatten ihr eine eigentümliche Haltung gegeben. Die Folgen der geduckten Lage, in der sie als Mädchen gelebt hatte, verloren sich, wie Ihr wißt, so lange sie lebte nicht. Wer sie nicht ganz kannte, hielt sie für stolz und zurückstoßend; nur bei genauerer Bekanntschaft verwandelte sich das Urteil in das Gegenteil.

Bald nach unserer Verheiratung erkannte ich aber den Schatz, den ich an ihr gewonnen hatte, die ausgezeichnete Sorge für Euch ältere Kinder, ihre oft zu weit gehende Häuslichkeit, ihre Umsicht und große Sparsamkeit in der Wirtschaft steigerten meine Hochachtung mit jedem Tage. Die Achtung mußte natürlich in Liebe übergehen und konnte sie ihren Gefühlen auch keine Worte geben, so war es doch an den Handlungen sichtbar, daß auch ich mich ihrer Zuneigung erfreuete, die mit jedem Jahre wuchs. Sie fühlte innig und warm. aber nie äußerte sie ihre Gefühle durch Worte. Differenzen in der Ehe konnten bei der Eigentümlichkeit Minchens nicht gut vorkommen. Waren meine Ansichten nicht übereinstimmend mit den ihrigen, so schwieg sie, fühlte sie die Richtigkeit meiner Ansichten, so bat sie mich zuweilen: ich möchte sie doch nur derb anfahren, das wäre sie gewohnt und fände sich weit früher zurecht; ihre Einsilbigkeit würde dann wegfallen. Ich habe von dieser Bitte nie Gebrauch gemacht. Ihre Erziehungsgrundsätze, nach welchen sie gegen Euch ältere Kinder oft zu nachsichtig war, und gegen Euch jüngere zu streng, mußte ich nicht selten tadeln; ihr Handeln ging aber hervor aus der Furcht, eine Stiefmutter gescholten zu werden. Daher konnte sie, was beiläufig bemerkt werden möge, die Blumen, die den Namen der Stiefmütterchen führen, wegen des ihr häßlichklingenden Namens, nicht leiden.

Die letzten Jahre unserer Ehe waren die glücklichsten, als ich die Schüler aufgegeben hatte und ganz der Familie leben konnte. Unser beständiges Beieinandersein — sie siedelte sich ganz in meiner Stube an, und verschmähte es, ihre eigene Stube zu bewohnen — brachte uns unvermerkt näher, und die scheinbare Eisrinde lösete sich immer mehr, so daß sie in der letzten Zeit sogar im Stande war, ihre Zuneigung zu mir durch einzelne Worte zu äußern. Es fand in unserer Ehe das umgekehrte Verhältnis wie in den meisten Ehen statt. Die gegenseitige Achtung ging allmählig in Liebe über, die je länger je mehr sich steigerte und am Schluß ihres Lebens am stärksten war.

Und so habe ich Ursache, Gott für die außerordentliche Wohltat zu danken, die er mir unverdient erwiesen und mir zwei vortreffliche Frauen gegeben hat; ein Glück, was nur wenig Menschen, zumal denen zuteil wird, die ihre erste Frau verlieren. Und Ihr, meine Kinder, könnt stolz darauf sein, so treffliche Mütter gehabt zu haben, deren zweite Euch alle zu wackeren Menschen erzogen hat, daß ich meine große Freude an allen meinen Kindern erlebe, die alle wohl geraten sind.

Mit dem Wunsch, daß alle meine Nachkommen sich solcher Mütter zu erfreuen haben mögen und daß alle, alle so glücklich in ihrer Ehe leben mögen, als ich mich rühmen kann, schließe ich diesen Nachtrag.

Salzwedel, den 23. Mai 1860.

Danneil.

Noch ein Paar Worte über meinen religiösen Glauben. Meine Jugend und Bildungsperiode fällt in die Zeit, in der der Kantische Rationalismus allgemein herrschend war und dem ich auch in gewisser Hinsicht seine Berechtigung nicht absprechen kann. Später von der Unhaltbarkeit desselben nach und nach überzeugt, habe ich mir den Offenbarungsglauben nach den Lehren der Bibel zu eigen gemacht; kann mich jedoch von der Richtigkeit der seit einem Paar Decennien herrschend gewordenen und von oben herab leider zu sehr begünstigten Auffassung der biblischen Lehren schlechterdings nicht überzeugen, nach welcher die Bibel im buchstäblichsten Sinn ausgelegt werden und die Mysterien des Christentums Lieblingsgegenstände der geistlichen Vorträge sind. Eben so sind mir die Angriffe einer gewissen Partei auf die Union zuwider.

DI.

Zwei bedeutsame Urteile über Danneils Arbeiten.

1. Jacob Grimm über das Altmärkische Wörterbuch.

Ein mir in handschrift vorgelegtes Altmärkisches Wörterbuch des Herrn Rektor Danneil habe ich näher angesehen und kann bezeugen, daß ich es des Druckes für werth halte, es ist mit einsicht und fleiß abgefaßt und wird einen willkommenen Beitrag zur Kunde der deutschen mundarten liefern.

hin und wieder hätte ich mehr Vollständigkeit gewünscht, namentlich in bezug auf Pflanzennamen, auf namen der Kleinen vögel und insekten, auf namen, die man den rindern, ziegen, hunden gibt. auch Benennungen der feldflur und äcker . . . . .(?) Vielleicht läßt sich manches der art noch nachtragen.

Berlin, 7. April 1856 Jac. Grimm.

---

2. Morlot-Lausanne über Danneils Grabungen.

Lausanne, 15. März 1866.

. . . . Sie sind offenbar der erste, der von der Gräberforschung ausgehend die richtige Eintheilung in die 3 Zeitalter ableitete, und je genauer ich es mit den Aufsätzen nehme, um so mehr muß ich ihre Vortrefflichkeit anerkennen; jedes Wort gilt und alles ist richtig. Sie haben sogar auf mögliche Uebergänge einer Gräberform in die andere aufmerksam gemacht, ein Umstand, an dem noch heut zu Tage die Wenigsten auch nur denken. . . . .

Bei dem großen Aufschwung, welchen die Antiquarischen Studien jetzt überall nehmen, dürfte eine Ausgabe Ihrer früheren Arbeiten dem deutschen Publikum willkommen sein. . . . .

Ich kann mir denken, daß der Fortschritt des Landbauers seit 30 Jahren mit den Spuren der Vorzeit furchtbar aufgeräumt haben wird in Ihrer Umgegend, aber ich möchte doch sehen, wo die Denkmäler einmal standen und mich in die Vergangenheit zurückversetzen. . . . .

Mit wahrer Hochachtung Ihr ergebener

A. Morlot.

Die Klosterkirche zum Heiligen Geist vor Salzwedel.

Von Friedrich Hartleb, Salzwedel.

A. Baugeschichte.

Das Kloster zum Heiligen Geist vor Salzwedel wurde von dem Markgrafen Otto III., wahrscheinlich auf Wunsch seiner Mutter Mechthild, die seit dem Tode ihres Mannes, des Markgrafen Albrecht II., auf der Burg Salzwedel lebte, zusammen mit seinem Bruder Johann im Jahre 1247 gegründet (1). In der ältesten erhaltenen Urkunde des Stiftsarchivs vom 23. Juni 1247 nimmt Markgraf Otto, der auch weiterhin immer wieder große Anteilnahme an dem Geschick seiner Stiftung bekundet, das im Bau befindliche Hospital und alle daran arbeitenden Personen und Handwerker in seinen besonderen Schutz. Die Schenkung des Grund und Bodens für den Hospitalbau durch die beiden Markgrafen wird in einer leider nicht datierten Urkunde des Bischofs Lüder von Verden (1231—1251) bestätigt. Da das Hospital im Juni 1247 bereits im Bau war, wird die Schenkung des Grundstücks zeitlich nicht weit vorausliegen und wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1247 erfolgt sein. Die Bestimmung des Hospitals zur Unterhaltung und Pflege von Armen und Kranken — ad sustentationem pauperum et infirmorum — geht aus dem Indulgenzbriefe des Kardinals und Legaten Hugo vom Jahre 1252 deutlich hervor (2). Daß auch die Kirche sofort in Angriff genommen und errichtet wurde, ergibt sich aus der Bulle des Papstes Innocenz IV. vom Jahre 1253 (3), durch die den Bewohnern des Hospitals das Recht erteilt wurde, bei einem allgemeinen Interdikt den Gottesdienst bei verschlossenen Kirchentüren zu halten.

Besetzt wurde die neue Stiftung nach den Bestimmungen der Bulle des Papstes Alexander IV. vom Jahre 1260 mit regulierten Augustiner-Chorherren (4), Geistlichen, die zwar nach der Augustinerregel zum gemeinsamen Leben in der Klausur verpflichtet waren, aber ihr Privateigentum behielten. An ihrer Spitze stand ein Vorsteher — magister hospitalis —. Bis zum Jahre 1300 hören wir nur von dem „Hospital zum heiligen Geiste", dann finden wir in den Urkunden auf einmal die Bezeichnung „Kloster", welche nun ständig beibehalten wird. Als dessen Leiter erscheint ein Propst — prepositus — (5). In der Folgezeit wird des Hospitals noch öfter gedacht. Nach einer Urkunde vom Jahre 1375 schenkten die von der Schulenburg dem Kloster Rente unter der Bedingung, daß dafür eine Tonne Heringe gekauft werde die „den armen lüden in eren Sekenhuse" zur Fastenzeit gegeben werden sollte. Aus den Jahren 1429, 1491 und 1515 sind weitere Urkunden (6) über Stiftungen und Zuwendungen an das Siechenhaus und seine Insassen

vorhanden. Schließlich findet sich im Erbregister von 1593 (7) folgender Vermerk:

„am closter liegt ein arm begienenhauß; sein vor zeiten acht oder zehen arme begienen darinnen gespeiset worden, nunmehr aber bis uf eine gestorben."

Danach könnte im Laufe des 15. Jahrhunderts die Umwandlung des Krankenhauses in ein Beguinenhaus erfolgt sein, zumal auch die angeführten Urkunden von 1491 und 1515 von der Aufnahme weiblicher Personen in das Siechenhaus des Klosters sprechen.

Im Laufe der Zeit war das Kloster durch Schenkungen und Stiftungen adliger und bürgerlicher Personen, sowie durch zahlreiche Indulgenzbriefe von Päpsten und hohen Geistlichen zu einem gewissen Wohlstand und Einfluß gelangt.

Wie das Verhältnis der Stadt zum Kloster geregelt war, ist trotz der großen Zahl der erhaltenen Urkunden nicht genau festzustellen. Nach der Urkunde des Markgrafen Albrecht vom 3. August 1280 mußte der Rat zu jeder Veränderung im Kloster seine Zustimmung erteilen. Bei der Reformation des Klosters im Jahre 1470 durch Johannes Busch (8) war der Rat der Altstadt wegen seiner amtlichen Stellung durch eine Deputation vertreten. Durch das Bestreben der Chorherren, sich bürgerlichen Lasten zu entziehen und in die Rechte des Rats einzugreifen, entstanden zwischen diesem und dem Kloster verschiedene Streitigkeiten, die in dem Grenzstreit zwischen der Stadtforst und dem zum Kloster gehörigen Gebiet von Klein-Chüden auf beiden Seiten mit solcher Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt wurden, daß der Kurfürst wiederholt und energisch eingreifen mußte, bis es endlich im Jahre 1512 zu einem Vergleich kam, nachdem man sich 190 Jahre herumgestritten hatte (9).

Nach der Reformation im Jahre 1540 wurde das gesamte Stift nach Auflösung des Konvents und Säkularisation der Stiftsgüter an den Hauptmann der Altmark Franz von Bartensleben (10) verpfändet. Nach der erfolgten Wiedereinlösung durch den Kurfürsten Johann Georg wurden die Stiftsgüter mit dem zur Burg Salzwedel gehörigen landesherrlichen Besitz vereinigt und das Domänengut Salzwedel gebildet, das erst im Jahre 1835 aufgeteilt und verkauft wurde. Sämtliche vorhandenen Klosterbaulichkeiten wurden damals entweder zu Wohnungen umgebaut oder abgerissen, so daß fast alle Gebäude der alten Klosteranlage, die nicht einem praktischen Zweck zugeführt werden konnten, allmählich verschwanden bis auf das mächtige, backsteinerne Gebäude, das früher die Wohnräume und den Schlafsaal der Chorherren enthielt, jetzt aber als Lagerschuppen dient.

Auch von der Klosterkirche sind uns nur Reste erhalten geblieben. Es ist zu bedauern, daß durch die Ungunst der Zeitverhältnisse ein so einzigartiges und originelles Werk unwiederbringlich verloren gehen mußte. Von dem frühesten Bau, der bereits in einer päpstlichen Bulle des Jahres 1253 Erwähnung findet, ist nur wenig auf uns gekommen. Der allein noch erhaltene dreijochige, mit Kreuzgewölben überdeckte polygonal geschlossene Chor stammt erst aus dem Erweiterungsbau vom Jahre 1450. Die letzten Reste des Hauptschiffes wurden 1792 abgebrochen, nachdem bereits 100 Jahre vorher die Gewölbe eingestürzt waren und so erheblichen Schaden an dem Mauerwerk angerichtet

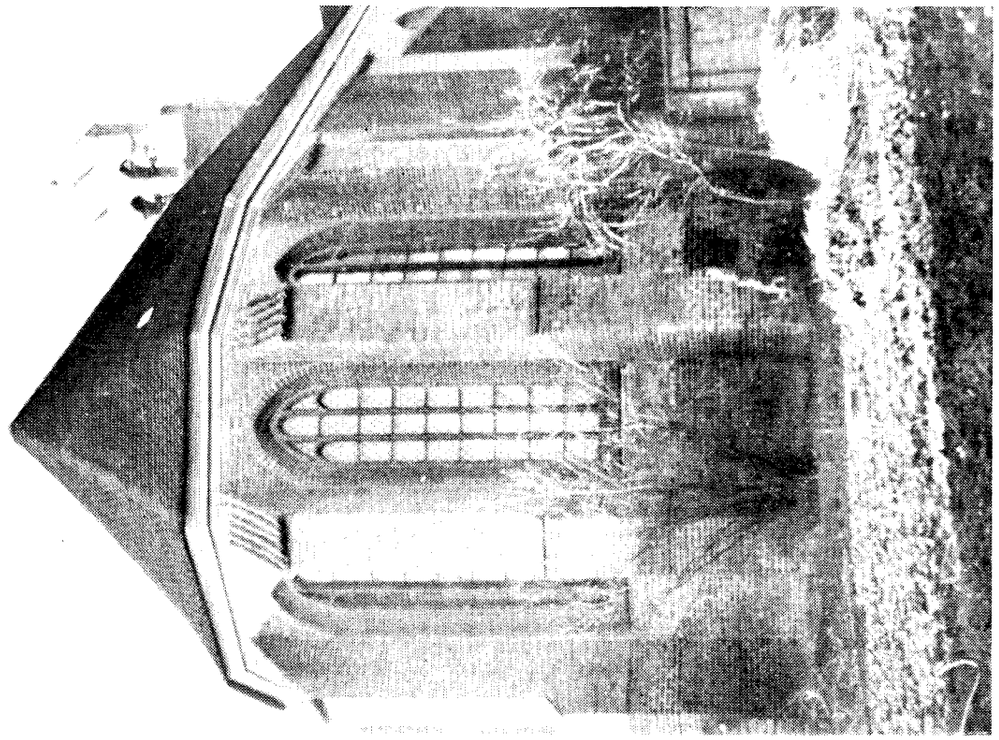


Abb. 2

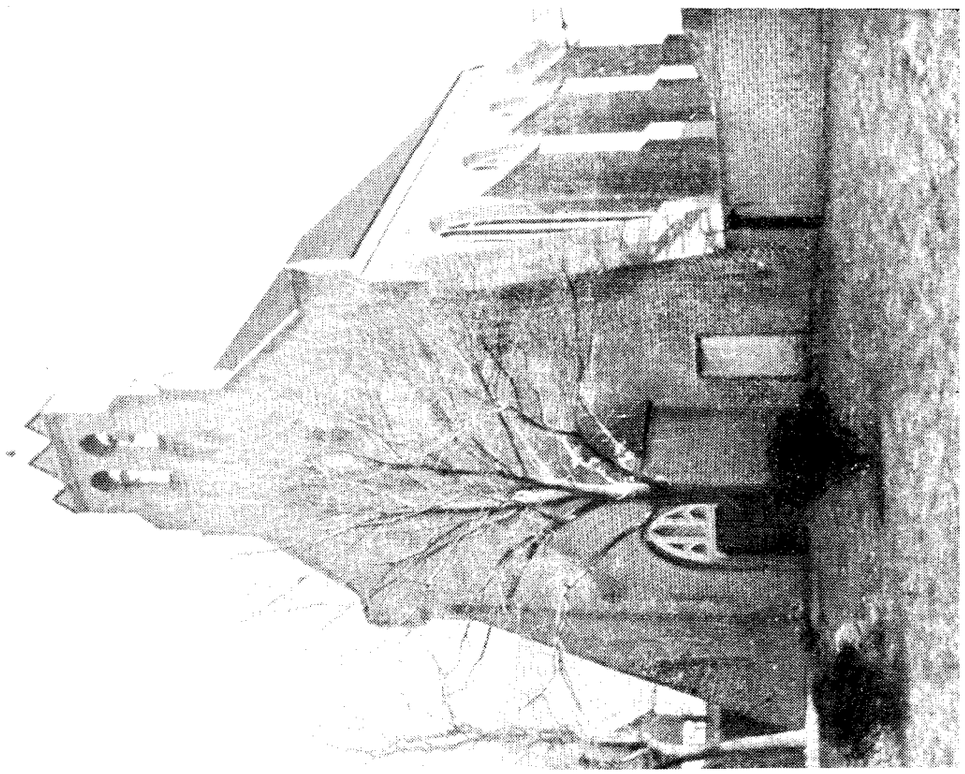


Abb. 1

hatten, daß der gänzliche Abbruch nur noch eine Frage der Zeit blieb. Im Jahre 1768 mußten der Turmhelm und die Obermauern des Zentralbaues beseitigt werden. Damit war der interessante Rundbau der Klosterkirche zugrunde gegangen. (Abbildung 1 u. 2.) Allein der gotische Chor war übrig geblieben. Dieser hat eine Länge von 16,50 m bei einer Breite von 8,70 m und besteht aus drei mit Kreuzgewölben überdeckten Jochen und dem nach 5 Seiten eines Sechseckes geschlossenen Chorpolygon. Die Gewölberippen ruhen auf den auch aus den anderen Kirchen der Stadt bekannten Sandsteinmasken. Die Höhe des Chores beträgt bis zu den mit Kerbschnittmotiven gezierten Schlußsteinen 11,20 m und die Fensterhöhe 5,80 m. Die Mauern sind 94 cm stark.

Der neue Chor, der die Höhe des alten frühgotischen Baues um rd. 2,90 m überstieg, hat, wie bei den anderen Kirchen der Stadt, gleichfalls eine Höherführung und Neueinwölbung des Zentralbaues im Gefolge gehabt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts herrschte an allen Kirchen der Stadt eine fieberhafte Bautätigkeit. Die frühgotischen, engen Fenster wurden vermauert und durch große, weite, lichtgebende Fensterflächen ersetzt. Die alten Gewölbe wurden herausgeschlagen, die Schiffswände erhöht und neue, leichte, elegante Kreuzgewölbe eingezogen, die zu dem alten Pfeilersystem vielfach keine Beziehung mehr hatten, sondern sich hoch oben zwischen den Wänden des Schiffes spannten, wie es noch heute in den Kirchen zu St. Marien, St. Katharinen und St. Lorenz ersichtlich ist. Es ist kaum anzunehmen, daß die Kirche der reichen Augustiner-Chorherren eine Ausnahme von den anderen Gotteshäusern gemacht hat. Die Frontwände des Zentralbaues wurden nach Beseitigung des einfachen frühgotischen Gewölbes erhöht und nach Herstellung der hohen, weit ausladenden Pfeiler von 2 m Länge und 1 m Breite neue Kreuzgewölbe eingezogen. (Abbildung 3.) Die Folge dieser Erhöhung der Außenmauern und des Daches war eine Höherführung des Turmes, der nunmehr mit einer hohen, schlanken Spitze, ähnlich der von St. Marien, versehen wurde. Es ist anzunehmen, daß diese Bauarbeiten und die bei dem Salzwedeler Baugrund und seinem hohen Grundwasserstand übliche flache Fundierung, die außerdem vielleicht noch wenig sorgfältig ausgeführt wurde, wie es heute noch bei der St. Katharinenkirche festzustellen ist, Schuld an dem vorzeitigen Niederbruch der Gewölbe des Zentralbaues trugen. Im Jahre 1688 waren die Gewölbe des „Rondels" bereits eingestürzt, als der Amtmann Balthasar Heinrich Striepe auf Befehl des Großen Kurfürsten die Kirche wieder instandsetzte. Die Bauinschrift von dieser Instandsetzung befindet sich in der Nordwand des Chores und hat folgenden Wortlaut:

In Honorem Dei T. O. M.
Fridericus Wilhelmus Elector Brandenburgiens
hoc templum cum turri
restaurari iussit
per huius praefecturae praefectum
Balth. Heinr. Stripium
Anno 1686.

In der Folgezeit wurden verschiedene Versuche gemacht, um die Kirche wieder instandzusetzen (11). Doch alle Bemühungen scheiterten an der Kostenfrage, die endlich, da der Bauzustand immer gefahrdrohen-

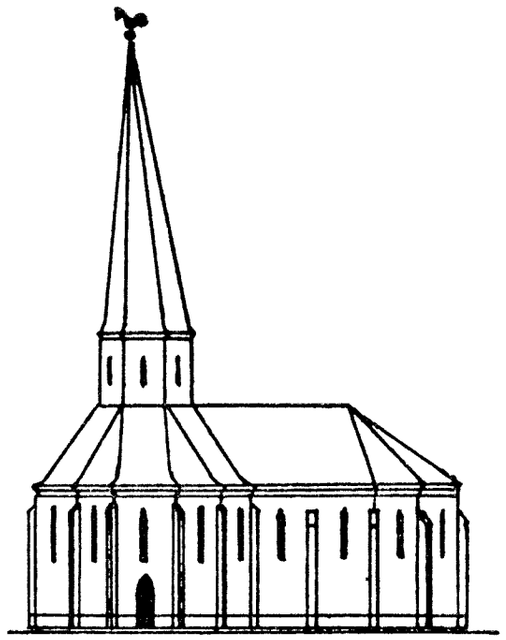


Abb. 3

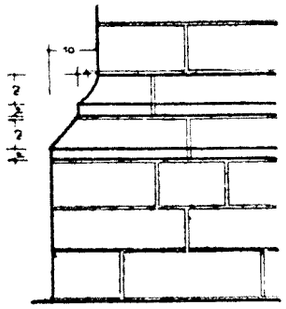


Abb. 5. äußeres Sockelprofil

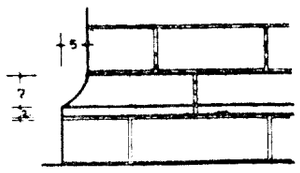
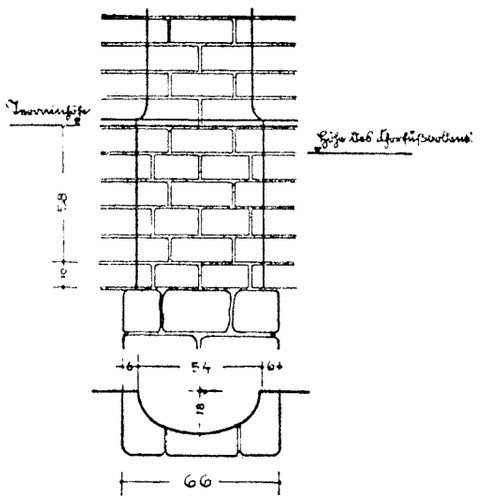


Abb. 4. inneres Sockelprofil.



Pfeilervorlage der Wanddienste des Rundbaues.

Abb 6

der wurde, zum Abbruch des Turmes und des Rundbaues führte. Der noch gut erhaltene Chor wurde in einfachster Weise mit den aus dem Abbruch gewonnenen Steinen geschlossen, der größte Teil der Fenster vermauert, das Chordach nach dem Giebel abgewalmt und das Innere auf das notdürftigste für den Gottesdienst hergerichtet. Diese Arbeiten wurden im Jahre 1792 ausgeführt. In diesem Zustand blieb die Kirche bis zum Jahre 1878, in dem eine gründliche Wiederherstellung durchgeführt wurde. Der Eingang wurde durch einen kleinen Vorbau geschützt, die ursprünglichen gotischen Fenster durch Beseitigung der Vermauerung vom Jahre 1792 wieder geöffnet, und für die Aufhängung der Glocken ein kleiner Aufbau auf dem Giebel geschaffen, nachdem das wenig schöne Walmdach beseitigt war. Das Innere erhielt ein neues Gestühl. Die Kanzel, die seit dem Umbau von 1792 hinter dem Altar ihren Platz gefunden hatte, wurde an die Nord-Ostseite versetzt, die Empore mit der Orgel eingebaut und das gesamte Innere neu hergerichtet.

Die Bauarbeiten des Jahres 1926/27 beschränkten sich auf die Instandsetzung des Daches, der Pfeilerköpfe, der Fenster und einer völligen Ueberholung des gesamten Innenraumes und der Einrichtungsstücke.

B. Befund.

Trotz der gründlichen Zerstörung der Kirche, deren eingeebnete Fläche in der Folgezeit als Friedhof Verwendung fand, auf dem die Gräber sehr tief angelegt wurden, um jede Grabstelle möglichst zweifach übereinander belegen zu können, finden sich an Ort und Stelle noch einige Baureste, die zur Klarstellung des Rundbaues wesentlich beitragen und wertvolle Hinweise geben.

Die mächtigen, flügelartig an den Chor sich anschließenden schrägen Pfeiler stehen auf den Grundmauern des Rundbaues (Abbildung 4) und enthalten noch erhebliche Teile des alten Mauerwerks und einige gut erhaltene Reste des äußeren und inneren Sockels. (Abbildung 5.) Das Profil des inneren Sockels besteht nur aus einer Hohlkehle und liegt 13 cm über dem Kirchenfußboden. Das äußere Sockelprofil setzt sich aus einer Hohlkehle und Schrägen zusammen und sitzt 0,50 m tiefer als die Oberkante des Innensockels.

Auf jeder Seite der Schrägpfeiler sind ferner die Stellen erkennbar, an welchen bei den Abbruchsarbeiten des 18. Jahrhunderts zur Erzielung einer ebenen Wandfläche das vorspringende Mauerwerk abgehackt und notdürftig mit alten Steinen ausgeflickt wurde. Hier saßen die 18 cm vorspringenden ovalen Pfeilervorlagen, die in den Beschreibungen von Dunker und Beckmann als Halbsäulen erwähnt werden. Nachgrabungen an diesen Stellen ergaben die Richtigkeit der Ueberlieferung. In einer Tiefe von 0,58 m unter der Geländefläche des Friedhofes wurden die Fundamentreste der Wandvorlagen gefunden. (Abbildung 6—8.) Auf rechteckigem Feldsteinunterbau, der die Ziegelvorlage um ca. 6 cm überragte, befand sich noch eine Ziegellage von stark ovaler Form. Der Vorsprung vor der Wandfläche beträgt 18 cm bei einer Breite von 54 cm. Durch diesen Fund konnten die Stellen von 2 Wandvorlagen einwandfrei festgelegt werden.

Schon vorher war bei Erdarbeiten auf dem Friedhofe dicht unter der Oberfläche ein Fundamentrest von 1 m Breite und 2 m Länge

freigelegt worden. Ein ähnlicher Mauerklotz wurde auf dem Nachbargrundstück in der Nähe der Düngerstätte festgestellt. Beide Mauerwerkskörper stellten sich bei der Grundrißwiederherstellung als Reste der Pfeilerfundamente des Rundbaues dar, mit deren überlieferten Abmessungen sie genau übereinstimmten. Ihre Lage, die sorgfältig eingemessen wurde, ergab weiterhin die Uebereinstimmung mit der überlieferten Grundrißzeichnung.

Auf der Außenseite des nördlichen Schrägpfeilers findet sich unmittelbar neben dem Chor und von dessen Mauerwerk zum größten Teil verdeckt ein 13 cm tiefer Vorsprung, der oben mit einem abgerundeten Profilstein abgedeckt ist und in der äußersten Ecke den Ansatz eines Rundbogens trägt. Es dürfte sich hier um den Rest einer Türöffnung handeln, durch die ehemals das Kircheninnere vom Kreuzgange zugänglich war. (Abbildung 9.) An der gleichen Stelle fand sich 60 cm unter der Geländeoberfläche das Profil des äußeren Sockelgesimses.

An dem südlichen Schrägpfeiler ist im Winkel mit dem Vorbau ein frühgotisches, spitzbogiges Fenster erhalten geblieben, dessen Breite 80 cm betragen hat und damit große Aehnlichkeit mit den vermauerten frühgotischen Fenstern (Abbildung 10) in der Katharinenkirche besitzt, die eine Breite von 90 cm haben und aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen, also aus derselben Zeit, in welcher die Heilige Geistkirche gegründet und erbaut wurde.

Im Innern ist der ganz schwach spitzbogige Triumphbogen durch die im Mauerwerk verfolgbare Fuge noch feststellbar. Er zeigt auf jeder Seite einen Wandabstand von 1,30 m bezw. 1,10 m von dem Mauerwerk des Chores. Seine Form ähnelt sehr dem Triumphbogen in der St. Lorenzkirche.

Weitere Reste konnten an Ort und Stelle trotz wiederholter Nachgrabungen nicht aufgefunden werden, am allerwenigstens die Fundamentreste der inneren Pfeiler, welche den Aufbau des hohen schlanken Turmes trugen. Diese sind nur aus den erhaltenen Bauzeichnungen des Bauinspektors Vatteri und des Bauinspektors Lehmann überliefert, aber so eindeutig festgelegt, daß sie für eine Rekonstruktion des Grundrisses herangezogen werden können.

Die an dem Rundbau verwendeten Ziegel waren 9 cm hoch, 13 cm breit und 29—30 cm lang; es waren 2 Läufer und ein Binder derart in wendischem Verbande vermauert, daß die schwarz glasierten Binderköpfe die großen Wandflächen ähnlich wie an der St. Lorenzkirche musterartig belebten. An dem südlichen Schrägpfeiler sind der Verband und die Glasuren noch deutlich erkennbar.

Die Einwölbung des Zentralraumes ist einwandfrei nur von dem mittleren Teil, der den Turm trug, überliefert. Die Turmpfeiler, die eine Gesamthöhe von 46½ Fuß — 14,6 m — besaßen, waren in der Höhe von 31 Fuß — 9,75 m — durch ein Kreuzgewölbe geschlossen. Fenster zur Belichtung des Innenraumes waren nicht vorhanden, da sich in dem darüber liegenden Turmgeschoß die Glockenstube befand. Diese bestand aus Fachwerk und war außen verbrettert. Der schlanke Turmhelm war mit eichenen Schindeln gedeckt.

Abb. 7

Abb. 8

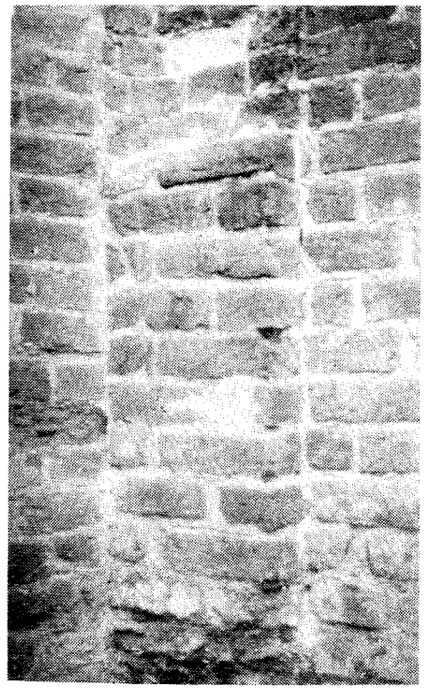


Abb. 9

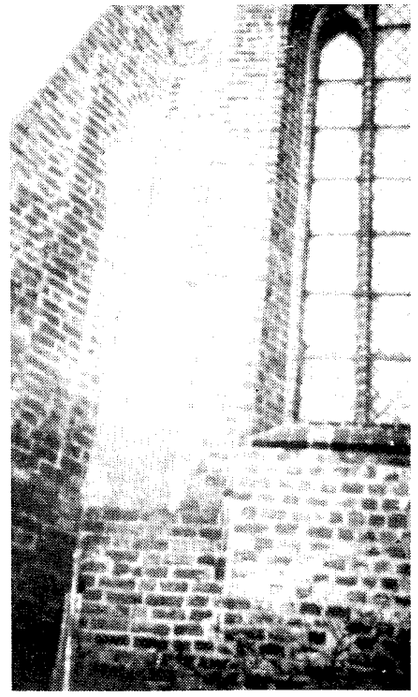


Abb. 10

C. Rekonstruktionsversuch.

Nach dem Befund und den alten Aufnahmezeichnungen lassen sich für die Heilige Geistkirche 2 Bauabschnitte unterscheiden.

Danach war der Gründungsbau eine schlichte Rundkirche aus Ziegelsteinen, deren äußere Mauerflächen ähnlich wie bei der wenig älteren St. Lorenzkirche, lediglich durch die schwarzglasierten Köpfe der im wendischen Verbande vermauerten Ziegeln belebt wurden. Der auffallend enge Mittelraum, dessen Pfeilerform mit seiner kräftigen Halbsäulenvorlage auch aus anderen Backsteinkirchen (12) bekannt ist, erhielt sein Licht in der üblichen Weise durch die Fenster des Obergadens.

Lage und Grundriß der alten Apsis war bei den Nachgrabungen leider nicht mehr feststellbar. Vermutlich wird sie in der Achse des Einganges und des Mittelraumes gelegen haben. Zweifelhaft bleibt aber die Grundrißlösung. Der unmittelbare Anbau an den Umgang als einfache, halbkreisförmige Apsis ist ebenso möglich wie eine reichere Chorbildung mit einer Hauptapsis und 2 Nebenapsiden nach Hirsauer System. Diese Choranlage findet sich an den Augustiner-Chorherrenkirchen St. Peter zu Wimpfen im Tal, der Kirche auf dem Georgenberge zu Goslar, der Liebfrauenkirche zu Halberstadt und St. Pankratius zu Hamersleben, sowie an der Prämonstratenserkirche St. Marien zu Jerichow (13).

Die Heilige Geistkirche vor Salzwedel ist aber die jüngste der Augustinerchorherrenkirchen im Mittelelbegebiet. Um die Wende des 12. Jahrhunderts wurde im Backsteinbau eine einfachere Chorlösung bevorzugt, die durch einen quadratischen Chorraum erweiterte Rundapsis, die sich u. a. an den Klosterkirchen zu Diesdorf und zu Lehnin, an St. Nikolaus zu Treuenbrietzen, sowie an den Kirchen zu Mölln und Altenkrempe findet.

Dem Wiederherstellungsversuch ist daher diese Chorform zugrunde gelegt. (Abbildung 11.)

Die Einwölbung des Mittelraumes durch ein Kuppelgewölbe bietet keine Schwierigkeiten und ist die übliche. (Abbildung 12.) Der Umgang dagegen wird wie bei St. Peter zu Wimpfen in rombische und dreieckige Felder geteilt (Abbildung 13) und mit gratigen Kreuzgewölben, ähnlich wie in Diesdorf und Arendsee, eingewölbt gewesen sein. Daß in Salzwedel anstelle des in Wimpfen beliebten Vieleckes die schlichte Kreisform trat, mag in der Verwendung eines anders gearteten Baustoffes, des Ziegelsteines, begründet sein.

St. Peter zu Wimpfen kann als Vorbild für die Heilige Geistkirche gedient haben. Der Bau ist dann aber den örtlichen Bedürfnissen und Verhältnissen entsprechend abgeändert und dem neuen Baustoff angepaßt worden.

Bei der durch Haupteingang und Mittelraum festgelegten Achse ergibt sich gegenüber der althergebrachten Ost-Westrichtung der Kirche eine Abweichung von ungefähr 45 Grad nach Norden. Ich glaube, daß diese Achsenverschiebung durch die Orientierung des Einganges zu der unmittelbar an dem Klostergrundstück vorüberführenden, alten und bedeutenden Heerstraße bedingt war, da die Geistlichkeit für ihre mit dem Asylrecht (14) ausgestattete Kirche auf die Beziehung des Ein-

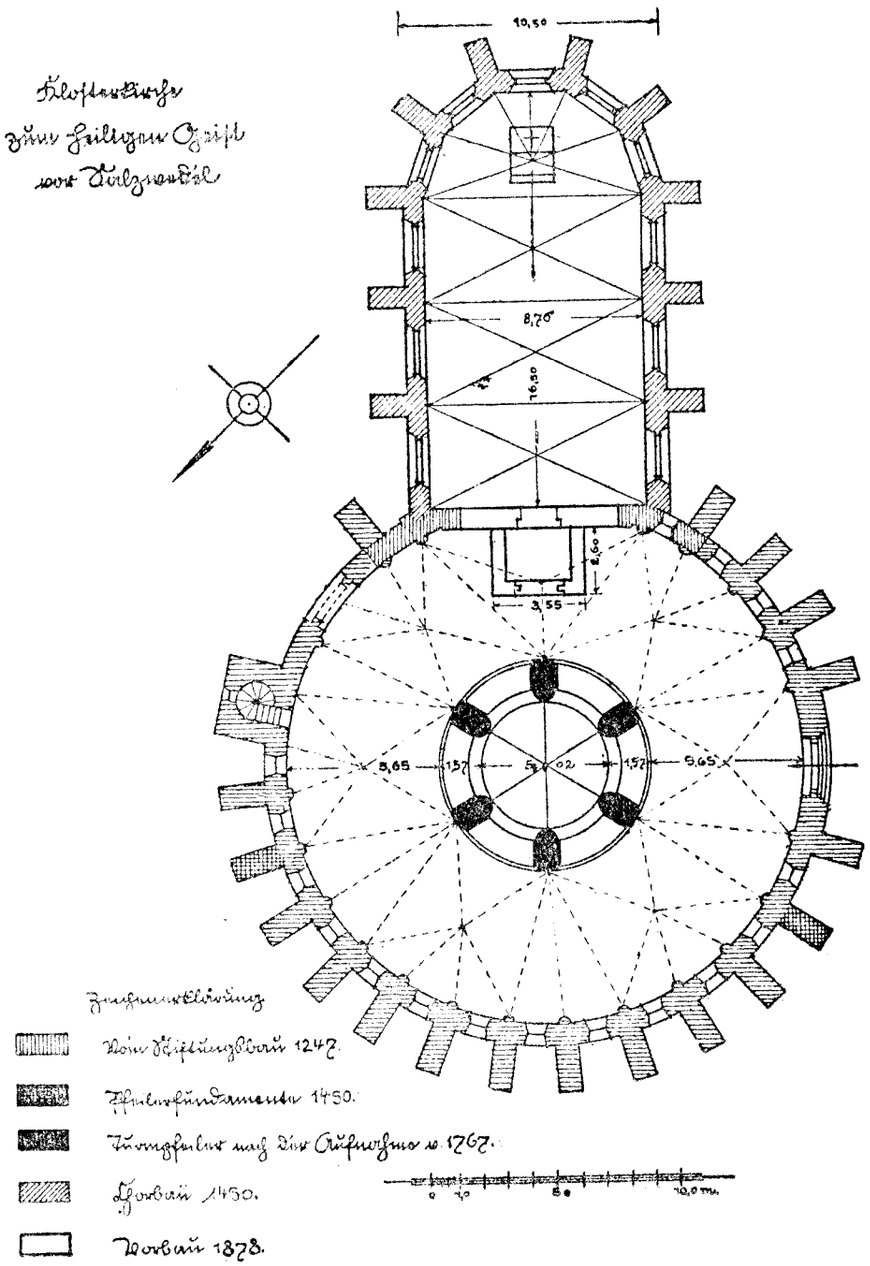


Abb. 11

ganges zur Straße großen Wert legte. Sonstige Eigentümlichkeiten bestehen nicht, die eine andere Abweichung von der Ost-Westrichtung hätten erforderlich gemacht.

Daß derartige Abweichungen wiederholt vorgekommen sind, beweist u. a. der Dom St. Viktor zu Xanten, der fast genau nach Nordosten gerichtet ist, also ebenfalls eine Abweichung von 45 Grad gegenüber der Ost-Westrichtung zeigt. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß das Grab des Heiligen Viktor und der ganze alte Friedhof, in dem es lag, nach Nordosten gerichtet war. Deshalb erhielt die erste kleine Gedächtniskirche die Nordostrichtung, die auch bei den

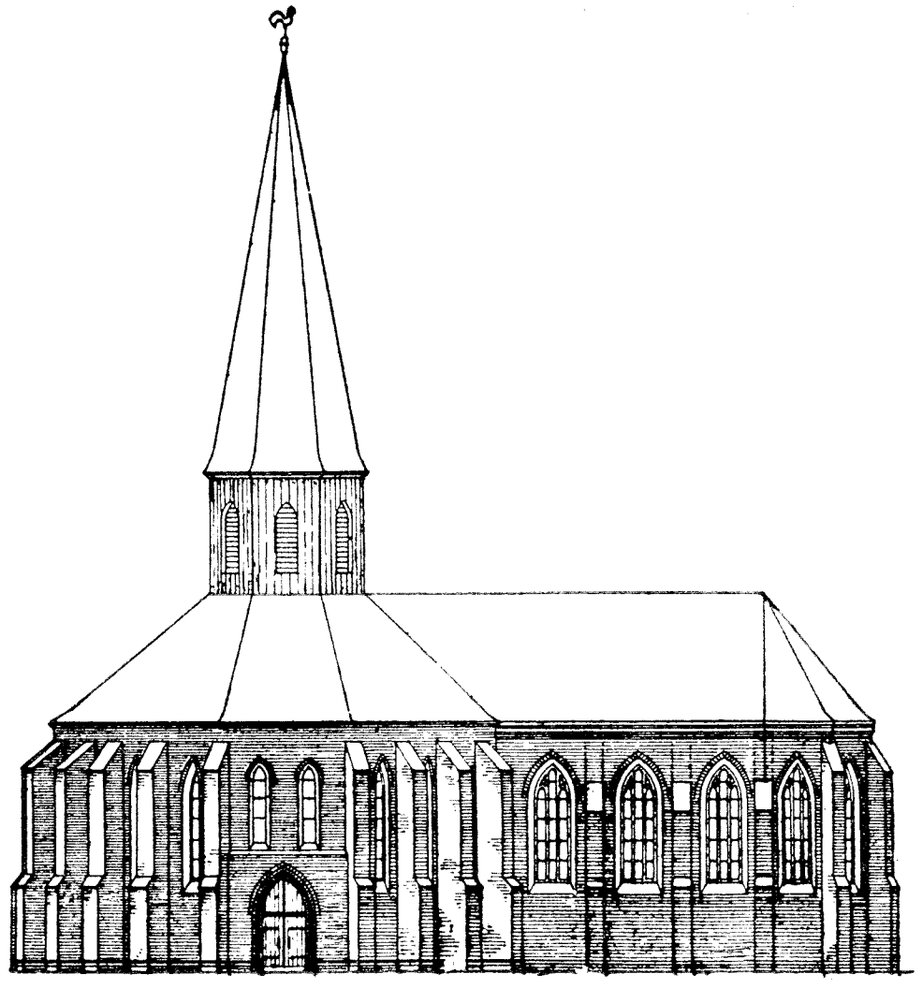


Abb. 12

späteren Bauperioden des Doms beibehalten wurde. Die ebenfalls erhebliche Abweichung von 32 Grad bei der Klosterkirche in Limburg an der Hardt erklärt sich aus dem Umstande, daß der Bau nach dem Sonnenaufgang des Tages der Grundsteinlegung durch Kaiser Konrad II. gerichtet wurde, die am 12. Juli 1030 stattfand.

Der Umbau des Jahres 1450 begann mit der Anlage eines größeren, neuzeitlichen Chores. Dieser wurde derartig seitlich der alten Apsis und des Kreuzganges angelegt, daß der alte Chor bis zur Fertigstellung des Neubaues in Benutzung bleiben konnte. Ein

Wiederaufbau an der alten Stelle war wegen der Nähe der Klosterbaulichkeiten und des beschränkten Platzes nicht möglich. Durch diese Verlegung des Chores ging die alte Achsenbeziehung zum Mittelraum und Eingang verloren. Die neue Achse zwischen Chor und Mittelraum wich nunmehr von der Ost-Westrichtung um 45 Grad nach Süden ab.

Die Erhöhung der Chormauern um 2,90 m gegenüber dem alten Zentralbau machte auch bei diesem umfangreiche bauliche Veränderungen notwendig. Hierbei erhielten die erhöhten Außenwände das zur Aufnahme der neuen Kreuzgewölbe erforderliche starke und enge

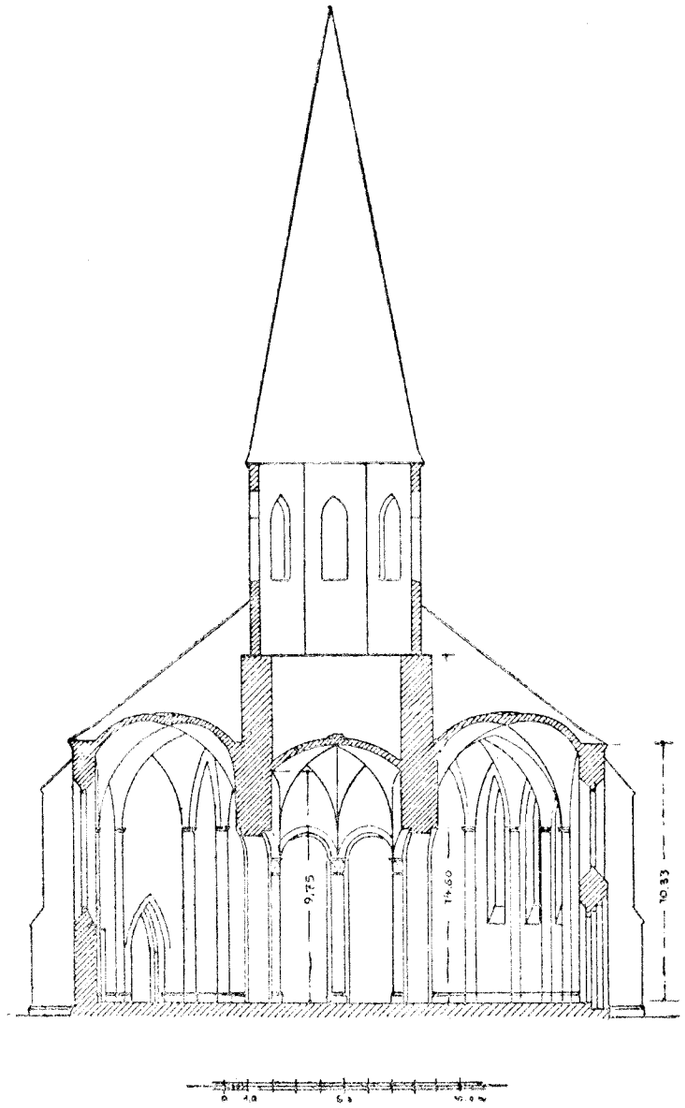


Abb. 13

Pfeilersystem, das in den alten Baubeschreibungen (15) immer als besondere Eigentümlichkeit hervorgehoben wird. Außerdem wurden im Innern die ovalen Wandpfeiler angelegt, die in ähnlicher Ausführung bei dem Erweiterungsbau der Franziskanerkirche im Jahre 1493 auf der Nordseite des Hauptschiffes zur Aufnahme der Gewölberippen hergestellt wurden.

Von diesem Umbau blieb nur das Untergeschoß des Mittelraumes unberührt. Der alte Turm wurde abgebrochen, eine neue achteckige Glockenstube aufgebaut und mit einem hohen, schlanken Turmhelm versehen. Ein neues Kreuzgewölbe überspannte den alten Zentralraum, der nun keine direkte Belichtung mehr besaß.

Für die Wiederherstellung dieses neuen Bauzustandes sind neben den Baubeschreibungen von Beckmann (16), Dunker (17) und Danneil (18) die Erläuterungsskizzen, die der Bauinspektor Vatteri seinem Wiederherstellungsvorschlage aus dem Jahre 1767 beifügte (Abbildung 14) und die sich in den Amtsakten des Domänenamtes Perver

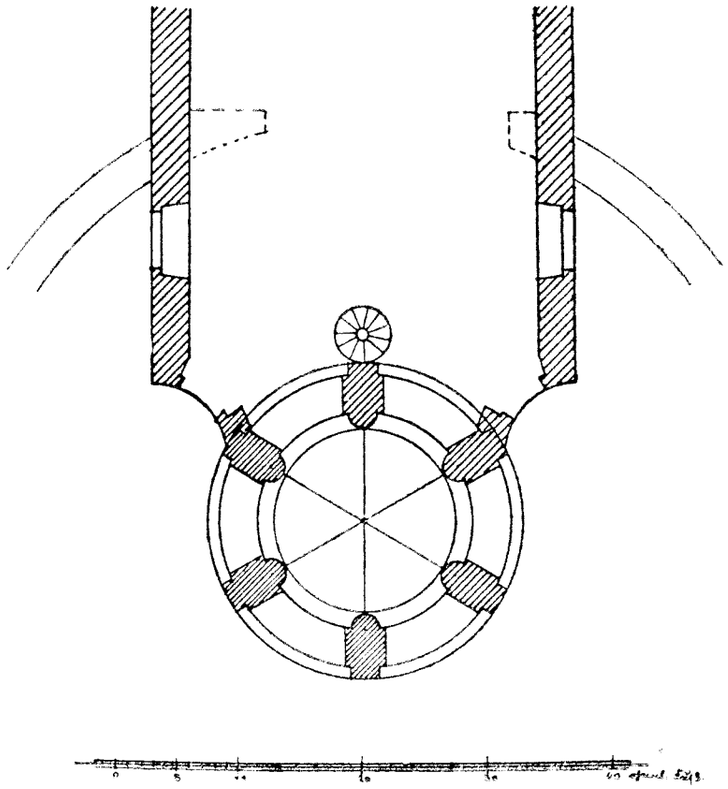


Abb. 14

erhalten haben, von ebensolcher Wichtigkeit wie die weitere Zeichnung des Bauinspektors Lehmann vom 23. Juli 1790. Beide Zeichnungen geben die Abmessung des runden Innenraumes, die Stellung der Innenpfeiler und ihre Beziehungen zum Chore übereinstimmend an. (Abbildung 15.) Die wichtigsten Maßangaben des Rundbaues sind in dem ausführlichen Erläuterungsbericht Vatteris enthalten.

Danach war der Turmunterbau 16 Fuß = 5,02 m im Lichten groß; die Innenpfeiler, deren Stärke 5 Fuß = 1,57 m betrug, standen 8 Fuß = 2,51 m voneinander entfernt. Die Breite des Umgangs betrug vom Innenpfeiler zur Außenwand gemessen 18 Fuß = 5,65 m. Der Rundbau selbst war, nach Vatteris Angaben, 68 Fuß = 21,35 m „in diametro" groß. Die Höhe des massiven Mauerwerks der Umfassungswände betrug 34½ Fuß = 10,83 m. Das Kirchendach war 20 Fuß = 6,28 m hoch und schloß auf allen Seiten an den inmitten aufragenden hölzernen Turm an.

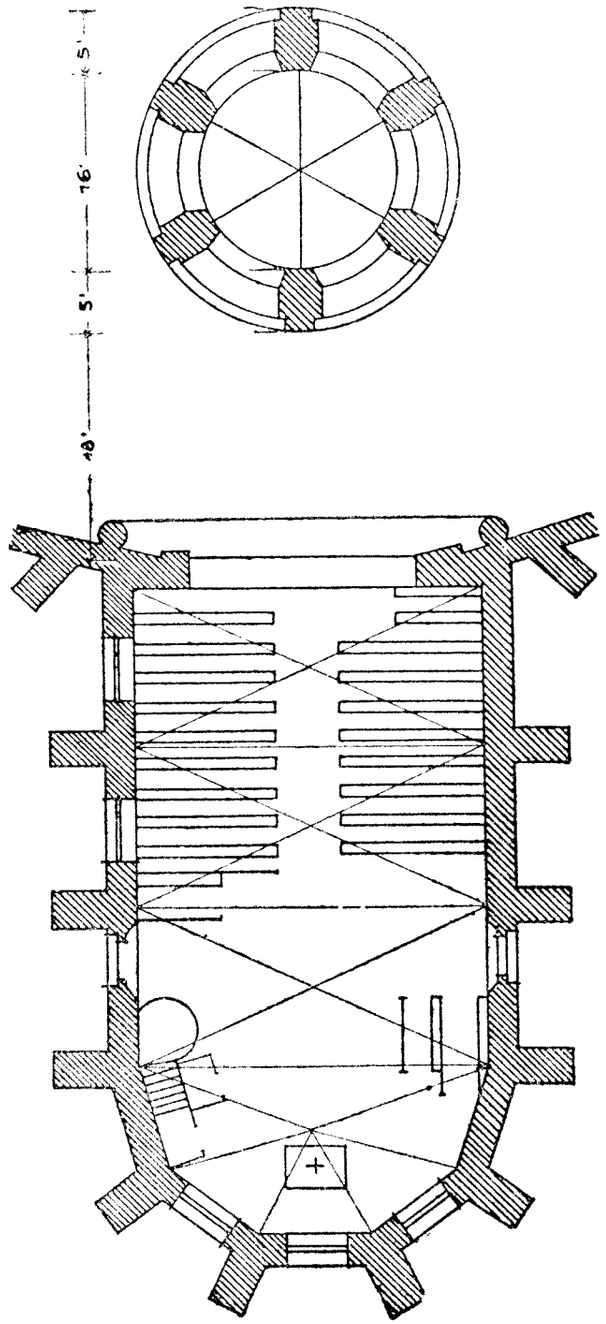


Abb. 15

Die wichtige Stellung und Verteilung der äußeren Strebepfeiler zeigt der im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem aufbewahrte Lageplan, (Abbildung 16) der sämtliche Baulichkeiten des ehemaligen Domänenamtes verzeichnet und sehr sorgfältig und maßstäblich hergestellt ist. Er befindet sich in einem großen Sammelbande aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, in dem sämtliche Pläne der damaligen preußischen Domänenämter vereinigt sind. Die Zeichnung gibt die Verteilung der 18 äußeren Strebepfeiler des Rundbaues und die Lage des Haupteinganges an, der auf der Süd-Westseite in das Kirchen-

innere führte und in Beziehung zu der vorüberführenden, von Stendal und Gardelegen kommenden Verkehrsstraße stand. Auf der gegenüberliegenden Seite ist in Verbindung mit den auf der Nordseite gelegenen Klostergebäuden ein breiterer Anbau dargestellt, der zweifellos die Treppe zum Turm enthalten hat. Unweit davon führte ein neuer Zugang zu dem Kreuzgang, der an dieser Stelle an die Kirche stieß. (Abbildung 17, 18, 19.)

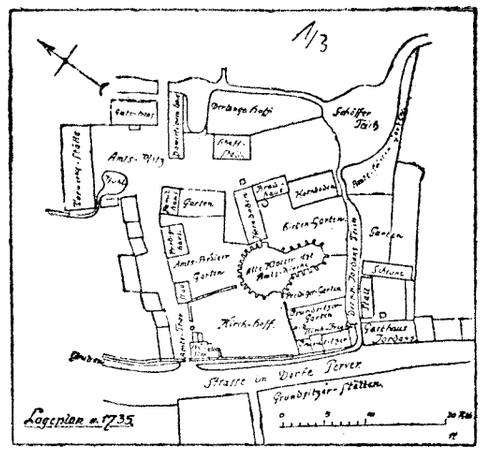


Abb. 16

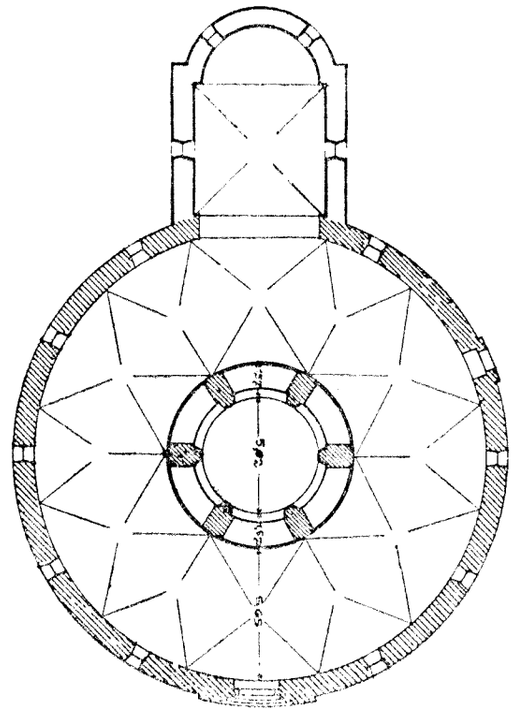


Abb 17

Eine Wiederherstellung der Kirche ist nach vorstehenden Angaben, den Bauresten und den Ansichten auf verschiedenen alten Stadtplänen mit einiger Zuverlässigkeit möglich. Die Einwölbung kann in der gleichen Weise ausgeführt sein wie in den Kirchen von St. Marien und St. Katharinen, die beide um 1450 mit neuen Kreuzgewölben versehen wurden.

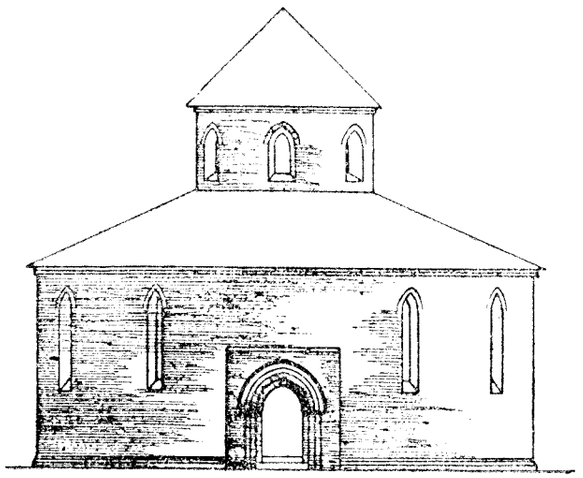


Abb. 18

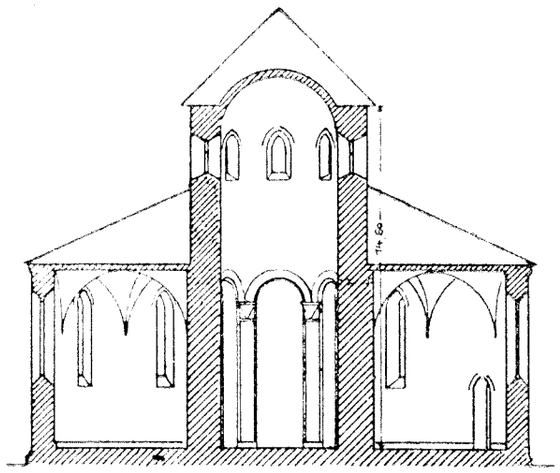


Abb. 19

D. Kunstgeschichtliche Einreihung.

Seit Kaiser Karl seinen Hochsitz auf der Empore seiner berühmten, zweigeschossigen Palastkapelle aufstellen ließ, wurde es in Deutschland üblich, den Kirchensitz der Herren auf solcher Empore unterzubringen. Die Doppelkapellen erscheinen nur als Reduktion der kaiserlichen Kapelle in Aachen, hervorgerufen durch die besonderen örtlichen Verhältnisse des Burghofes.

In der Pfalzkapelle zu Nymwegen ist das Schema von Aachen nur in den Abmessungen verkleinert angewendet. Die Vorhalle im Westen und der Choransatz im Osten entsprechen gleichfalls der Aachener Anlage. Von dem ursprünglichen Bau blieben der achteckige Kern und vier Außenmauern erhalten. Das übrige wurde im 11. und 12. Jahrhundert erneuert. Entstanden ist die Kapelle um das 10. Jahrhundert (19).

Die Doppelkapelle St. Ulrich auf der Kaiserpfalz in Goslar zeigt die eigenartige Verschmelzung zweier, verschiedener Grundrißtypen

miteinander. Auf den unteren kreuzförmigen Bau mit flachbogigem Apsiden ist ein achteckiger Oberraum aufgesetzt. Die Säulen — ehemals Pfeiler — des oberen, quadratischen Mittelraumes stehen auf den Ecken der unteren Vierung. Nach O. Schürer ist der alten Grundform des Unterbaues der fertige Typ der Doppelkapelle aufgezwungen, so organisch er sich scheinbar jenem auch aufbaut (20). Die Entstehungszeit von St. Ulrich wurde bisher mit 1038 angegeben, während neuere Forscher als Bauzeit der Kapelle das erste Viertel des 12. Jahrhunderts annehmen.

Demgegenüber zeigt die St. Godehardskapelle am Dom zu Mainz eine klarere und einfachere Durchbildung auf quadratischer Grundform. Um 1130 errichtete Erzbischof Adalbert sie als erzbischöfliche Hauskapelle (21).

Die Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf nimmt die kreuzförmige Grundrißform der Unterkapelle von St. Ulrich in Goslar wieder auf, führt aber den Aufbau konsequent durch. Erzbischof Arnold von Köln erbaute um 1150 diese Kapelle auf einem alten Familiengut. Der Zentralbau verlor später durch den Langhausanbau von 1173 seinen geschlossenen Charakter (22).

In der alten Hofhaltung von Bamberg sind noch Reste eines achteckigen, doppelgeschossigen Zentralbaues aus dem 12. Jahrhundert erhalten geblieben, die alte Andreaskapelle (23).

In Großkomburg in Württemberg befindet sich das Untergeschoß eines merkwürdigen, sechseckigen Zentralbaues, der leider durch spätere Einbauten sehr entstellt ist. Wahrscheinlich gehörte er zu einer Kapelle (24).

Neben dem Zentraltyp, der von Aachen ausging und in den Doppelkapellen seinen besonderen Ausdruck fand, war in einer Reihe von unscheinbaren, schlichten Bauten die alte Ueberlieferung des zentralen Raumes lebendig geblieben. Die kleine „heilige Kapelle“ zu Altötting ist ein einfacher Rundbau mit acht halbkreisförmigen, aus dem starken Mauerwerk ausgesparten Nischen. Sie stammt aus der Zeit um 830 und ist vielleicht als Kapelle des karolingischen Königshofs aufzufassen (25). Aehnlich wird die von Bonifatius geweihte (706) Liebfrauenkapelle auf der Feste Marienburg bei Würzburg die Kapelle der bischöflichen Burg gewesen sein. Der Grundriß ist ähnlich dem von Altötting (26).

Bei einer anderen Gruppe von Zentralbauten war die heilige Grabeskirche in Jerusalem das Vorbild. Niemals war im ganzen frühen Mittelalter die Sehnsucht nach der Form des Zentralbaues erloschen; sie erfuhr durch die Kreuzzüge neue Anregung und neue Nahrung. Die Grabeskirche Christi wurde das Vorbild aller Grabkapellen in Deutschland.

Die um 820 als Grabkapelle des Abtes Eigil errichtete St. Michaelskapelle in Fulda zeigt die typische Grundrißform für diese Anlagen. Es ist ein Rundbau mit Umgang von bescheidenen Abmessungen — Durchmesser des auf 8 Säulen ruhenden Umganges 5,80 m —; im Osten war eine außen rechteckig geschlossene, halbrunde Apsis angebaut (27). In dem Benediktinerkloster Mettlach wurde gegen Ende des 10. Jahrhunderts für den Heiligen Lintwinus eine ähnliche Grabkirche errichtet. Die ursprünglich beabsichtigte Wölbung

kam nicht zur Ausführung; die Anlage eines Emporengeschosses zwang bei einer Spannweite von 10,80 m bei der Schwächung des oberen Mauerwerks zur Herstellung einer horizontalen Holzdecke (28).

Die trotz ihren bescheidenen Abmessungen — von 3,50 m für den Mittelraum — wunderschöne Allerheiligenkapelle am Kreuzgange des Regensburger Domes ist um das Jahr 1130 als Grabkapelle erbaut. Von erheblichen Abmessungen dagegen war die Grabkirche der thebaischen Legion in Köln, St. Gereon; ursprünglich eine Zentralanlage von ovaler Grundform — 18,0 . 23,0 m — wurde sie erst durch den Umbau in den Jahren von 1212—1237 zu einer Langhauskirche erweitert und der alte Grundriß in ein Zehneck verändert (29).

Die Matthiaskapelle auf Burg Kobern, die um 1230 von Graf Heinrich II. von Isenburg als Nachbildung der Grabeskirche in Jerusalem erbaut wurde, ist ein eigenartiger Zentralbau mit sechseckigem Umgang. Der von 6 Säulenbündeln von je 5 Säulen umstellte Mittelraum erscheint mit 4,23 m Durchmesser gegenüber dem Gesamtdurchmesser von 10,50 m sehr eng. Diese Enge ist bei der Höhe von 13,60 m noch besonders auffallend (30).

In Drüggelte bei Soest steht eine kleine, unscheinbare Kapelle, die vom Grafen Gottfried von Arnsberg um 1226 als Sühne- und Heiliggrabkapelle errichtet wurde. Der zwölfeckige Zentralbau wird durch 2 konzentrische Säulenstellungen von 4 und 12 Säulen in einen Mittelraum mit 2 Umgängen geteilt. Die Einwölbung geschieht durch ringförmige Tonnen mit Stichkappen (31).

Ein späterer Bau ist die gotische Quirinus-Kapelle auf dem Friedhofe von St. Matthias in Trier, ein sechseckiger Zentralbau aus der Zeit um 1287 (32).

Weiterhin fand dann der Zentralbau als Taufkapelle Verwendung. Wie in Italien haben in ältester Zeit auch in Deutschland bei den großen Bischofskirchen sich besondere Taufkirchen befunden. Daß kein Bau in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommen ist, mag daran liegen, daß die Bischöfe in Deutschland schon frühzeitig im Interesse einer intensiveren Missionierung das Vorrecht der Taufe aufgaben und diese an die Pfarrgeistlichkeit übertrugen (33). Die bei den Domkirchen vorhandenen Baptisterien gingen entweder ein oder wurden in Stiftskirchen umgewandelt.

Die Taufkirche St. Martin am Dom zu Worms war ein zehneckiger Zentralbau mit innerem Umgang. Sie wurde 1810 abgebrochen (34). Die aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammende Martinskapelle am Bonner Münster war ein Rundbau mit Umgang. Im Jahre 1812 wurde sie auf Abbruch verkauft (35). Wahrscheinlich war auch die zum Dom gehörige Liebfrauenkirche zu Trier ursprünglich ein Baptisterium. Ihre zentrale Anlage bei dem gotischen Neubau wäre dann noch auf diese alte Ueberlieferung zurückzuführen (36). Am Münster zu Essen bestand an der Stelle der gotischen Johanniskirche ein frühromanisches Baptisterium, das dem Täufer Johannes geweiht war und durch den Kirchenneubau ersetzt wurde (37). Am Dom zu Metz wird die bischöfliche Taufkapelle St. Maria Rotunda wiederholt erwähnt. Gegründet ist sie um 1130 als Rundbau, wie der Name selbst besagt. Der Grundriß ist leider nicht überliefert (38). Die altehrwürdige Rundkirche St. Nikolaus am

Dome zu Magdeburg war nach Kunzes Untersuchungen wahrscheinlich die Taufkirche des ottonischen Domes und dem Täufer Johannes geweiht. Später, als die Ausübung des Taufrechts vom Bischof aufgegeben war, wurde sie in eine Stiftskirche umgewandelt und dem heiligen Nikolaus geweiht. Schon im Jahre 1012 wird die Kirche durch Erzbischof Walthard nach den Mitteilungen der Magdeburger Schöppenchronik von den Beschädigungen, die sie im Wendenaufstande erhalten hatte, wieder instandgesetzt. Im Jahre 1306 mußte sie dem Bau der Westtürme des Domes weichen. Die Nachgrabungen von Dr. Hans Kunze im Jahre 1920 zur Feststellung der Grundrißform haben leider kein Ergebnis gebracht, so daß die Frage nach dem Grundriß dieser interessanten ottonischen Rundkirche unbeantwortet bleiben wird. Die Ansicht, daß das Baptisterium zu Novara das Vorbild gewesen sei, ist lediglich eine Annahme ohne zwingenden Beweis (39).

Neben seiner Verwendung als Palastkapelle, Grabkirche und Baptisterium findet in der frühromanischen Zeit der Zentralbau auch als Predigt- und Wallfahrtskirche Verwendung.

In einem besonderen Zentrum religiöser Betätigung wurde im 10. Jahrhundert das St. Ulrichskirchlein zu Avolsheim im Elsaß erbaut. Ein mittlerer runder Kuppelraum von 3,75 m lichtem Durchmesser ist von 4 einander berührenden, hufeisenförmigen Apsiden umgeben (40). Aus der gleichen Zeit stammt die Marienkapelle in Ludwigstadt in Oberfranken, ein Rundbau mit 8 halbrunden Nischen (41), ähnlich wie die Heiligekapelle in Altötting. In Trier steht die um 1050 vom Domprobst Arnulf erbaute Heiligkreuz-Kapelle. Ueber kreuzförmigem Grundriß, dessen Arme mit Tonnengewölben versehen sind, erhebt sich ein achteckiger nicht gewölbter Turm, der mit seinen Fenstern in der Hauptsache das Innere belichtet (42).

Für das Chorherrenstift zu Wimpfen im Tal wurde um das Jahr 1000 eine neue Kirche erbaut. Der zentrale Grundriß ist im Innern sechseckig — bei 7,50 m Durchmesser —, der Umgang ist außen zwölfeckig; quadratische und dreieckige Gewölbefelder wechseln im Umgang miteinander, ähnlich wie in Aachen. Oestlich schließen sich 3 halbrunde Apsiden an, von denen die mittlere außen polygonal gestaltet ist. Ein zweites, oberes Geschoß über dem Umgang ist durch den Westbau und seine Treppenanlage bestimmt. Die Anklänge an die Palastkapelle in Aachen sind sehr groß (43). Auf das gleiche Vorbild geht auch die aus der Zeit um 1000 stammende St. Johanniskirche in Lüttich zurück, eine Gründung des baulustigen Bischofs Notker, von dessen umfangreicher Bautätigkeit wir uns leider keine rechte Vorstellung mehr machen können (44).

Im 12. Jahrhundert ist dann für das von Kaiser Konrad II. gegründete und 1128 geweihte Augustinerstift auf dem Georgenberge bei Goslar der Aachener Bau wahrscheinlich noch einmal das Vorbild gewesen. Von dem achteckigen Zentralbau sind nur noch die Grundmauern vorhanden. Der Mittelraum hatte eine lichte Weite von 12,30 m, der Umgang eine solche von 5,0 m. Im Osten schloß sich ein besonderer Choranbau an mit ähnlicher dreiteiliger Apsis wie in Wimpfen (45).

Die Kirche in Ottmarsheim im Elsaß ist in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut und 1049 geweiht. Sie ist eine fast genaue

Nachbildung der Aachener Pfalzkapelle. Der achteckige Mittelraum hat eine lichte Weite von 11 m, der Umgang von 3,60 m. Die Apsis ist quadratisch und geradlinig geschlossen. Der Westturm enthält außer einer quadratischen Vorhalle die zu der Empore führenden Treppen. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Kirche die Pfalzkapelle der habsburgischen Landgrafen gewesen sei (46). Sollte diese Annahme sich nicht bestätigen, dann ist der Bau von Anfang an als Kirche des Nonnenklosters geplant gewesen (47). Da in Deutschland die Nonnen abgesondert auf einer Empore untergebracht wurden, hätte man den Aachener Bau als Vorbild genommen und den örtlichen Verhältnissen angepaßt. Im 16. Jahrhundert ist dann den Elsässer Gepflogenheiten folgend zu ebener Erde für die Nonnen ein gestrecktes Presbyterium angebaut worden (48).

In Norddeutschland ist die Zahl der frühmittelalterlichen Zentralkirchen sehr gering gewesen und von dieser kleinen Zahl hat sich durch die Ungunst der Verhältnisse so gut wie nichts erhalten.

Der im Modell überlieferte Bau von St. Marien auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg (49), der im Jahre 1722 abgebrochen wurde, ist gegen Ende des 12. Jahrhunderts von Prämonstratenser Mönchen aus Leitzkau unter Verwendung älterer Bauteile aus dem Jahre 1000 durch Magdeburger Meister umgebaut worden. Die eindeutige Bestimmung als Wallfahrtskirche wird schon für die Planung maßgebend gewesen sein und zu der eigenartigen Emporenanlage geführt haben, auf der das berühmte Marienbild seine Aufstellung erhielt, um durch seinen hohen Aufstellungsort den die Kirche durchziehenden Gläubigen weithin sichtbar zu sein. Der Grundriß zeigt ein fast zum Quadrat ergänztes, griechisches Kreuz mit halbrunden Apsiden an den vier Kreuzarmen, von denen die Nord- und Südapsis durch Eingänge für den Pilgerzug durchbrochen sind. Ueber die vier Eckjoche des neunjochigen Baues sind — vielleicht rheinischen Einflüssen folgend, die damals auch am Magdeburger Dom maßgebend waren — mächtige Ecktürme gestellt, deren obere Sockelgeschosse als Emporen ausgebildet und in das Kircheninnere einbezogen wurden. Zwischen den beiden Ostturmemporen wurde über der Apsis eine Ostmittelempore gezogen, die zur Aufstellung des heiligen Bildes diente. Diese Emporen waren im Querhaus und Westarm durch Laufgänge verbunden, welche die starken Mauerpfeiler an den Apsidenecken durchschnitten (50). Nachahmungen hat dieser Bau wohl kaum gefunden. Manche Anklänge zeigt auch noch die von Esbern Snare um 1204 erbaute Kirche zu Kallundborg auf Seeland (51). Trotz mancher Uebereinstimmung ergeben sich aber sehr erhebliche Abweichungen, die in konstruktiver Hinsicht besonders schwerwiegend sind. Durch das Hinausschieben der nach einem halben Achteck geschlossenen Chorbauten durch Einschaltung eines tonnengewölbten Zwischenjoches wird die Kreuzform äußerlich stärker betont und dies durch die Errichtung der den mächtigen viereckigen Mittelturm begleitenden, achteckigen Nebentürme, die sich über den Apsiden selbst erheben, noch gesteigert. Durch die große Schlichtheit im Aeußeren und durch die Wucht der massigen Türme hat die auf der höchsten Erhebung des Ortes stehende Kirche den gleichen, trutzigen und festungsartigen Charakter wie alle Rundkirchen Dänemarks.

Vielleicht ist die kleine um 806 erbaute Kirche zu Germiny des Près in ihrer ursprünglichen Gestalt mit den 4 Rundapsiden für beide Bauten das Vorbild gewesen (52), das dann den besonderen örtlichen Verhältnissen angepaßt wurde.

Ein weiterer Zentralbau ist St. Georg zu Schlamersdorf in Holstein. Die Kirche stammt im wesentlichen aus der dänischen Zeit Knut Lawards und seiner Nachfolger (53) (Ende des 12. Jahrhunderts). Sie zeigt in der Grundrißlösung und im Aufbau ganz den Charakter der dänischen Kirchenburgen, die sich aus gleicher Zeit in Bjernede, Storehedding, Thorsager, Horne und Vallenberga erhalten haben (54) und die vielleicht mit dem schwerfälligen Zentralbau St. Croix in Quimperle in der Normandie verwandt sind (55). Sämtliche dänischen Kirchen sind aus Granit oder Kalkstein erbaut mit alleiniger Ausnahme des Obergeschosses der Bjerneder Kirche, das aus Ziegelsteinen hergestellt ist. Alle diesen Bauten sind in erster Linie Fliehburgen. Der Kern ist immer der runde, schmucklose, massige Mittelturm, der im Untergeschoß die Kapelle enthält, während die Obergeschosse zur Aufnahme der Bevölkerung und zur Verteidigung eingerichtet sind. Bestimmend bleibt der festungsartige Charakter; daran haben auch spätere Anbauten nichts geändert.

Aus den gleichen Verhältnissen sind die 4 Rundkirchen auf Bornholm entstanden, nämlich die Kirchen zu Osterlar, Oles, Nylar und Ny (56). Für ihre beherrschende Stellung im Lande waren in erster Linie strategische Gesichtspunkte maßgebend, die auch ihre Ausgestaltung bedingten. Wahrscheinlich war der Wehrturm, der Donjon das Vorbild, aus dem sie sich entwickelten.

Gleichzeitig mit St. Georg zu Schlamersdorf ist auch die aus Tuffstein und Granit erbaute, eigenartige Rundkirche St. Michael zu Schleswig entstanden (57). Leider ist der interessante Bau durch die Umbauten im Jahre 1643 und zuletzt im Jahre 1876 so stark verändert worden, daß der ursprüngliche Zustand kaum noch erkennbar ist. Der mittlere 9,0 m breite runde Innenraum war nicht eingewölbt, während der 3,0 m breite Umgang mit Kreuzgewölben versehen war. An den Innenraum schloß sich im Osten zwischen zwei Pfeilern direkt die halbrunde Apsis an, so daß an dieser Stelle der Umgang unterbrochen war, den vermutlich gleichfalls halbrunde Apsiden schlossen. Da St. Michael vor den Toren des alten Schleswig lag, können für ihn die gleichen Voraussetzungen vorgelegen haben wie bei den übrigen dänischen Rundkirchen.

Diesen schließt sich auch die helge Ans — die heilige Geistkirche — auf Wisby an. Sie ist ein zweigeschossiger Achteckbau, der an einem älteren, vielleicht ursprünglich als Kirche dienenden Chorbau errichtet ist. Vier quadratisch gestellte Achteckstützen schneiden einen Mittelraum heraus, der ähnlich wie in Schwarz-Rheindorf durch eine Oeffnung mit dem Oberraum verbunden ist. Die Entstehungszeit ist von Roosval auf die Mitte des 13. Jahrhunderts angegeben worden (58).

Die späteste Anlage in der Reihe dieser Rundbauten ist die Kirche zum Heiligen Geist vor Salzwedel. Sie stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß ihre Lage vor den Toren der wehrhaften Stadt auf die Wahl der Grundrißform

einen besonderen Einfluß hatte. Auffallend ist bei der Heiligen Geistkirche die Enge des mittleren Innenraumes, der 5,0 m im Lichten beträgt und durch die 1,57 m tiefen Pfeiler gegenüber dem 5,65 m breiten Umgang noch sehr beengt erscheint. Eine Aehnlichkeit ist mit der 1611 abgebrochenen Heiliggrabkapelle auf dem Weinmarkt in Augsburg (59) nicht zu verkennen. Dieser Rundbau, der um 1128 entstanden ist, hatte einen Gesamtdurchmesser von 18,0 m. Der Mittelraum, der das heilige Grab enthielt, maß 6,0 m mit dem Mauerwerk. Hier stand der Unterbau des Turmes, der nur durch eine Tür vom Umgang zugänglich war, ohne Verbindung im Kirchenraum. Diese Eigenart fand aber ihre Begründung in seiner Verwendung als heiliges Grab.

Die letzten mittelalterlichen Zentralbauten sind die in den Jahren von 1330 bis 1375 errichtete zwölfseitige Klosterkirche in Ettal in Bayern und die Augustinerchorherrenkirche Karlshof in Prag (60), die 1377 begonnen wurde und ein Achteck als Grundrißform hat. Die Abmessungen beider Bauten sind sehr erheblich. Ettel hat einen Durchmesser von 25,3 m (61), die Karlshofer Kirche einen solchen von 77,75 m. Letztere ist mit einem reichen Sterngewölbe überdeckt.

Von diesen Zentralbauten sind St. Peter zu Wimpfen im Tal, die Kirche auf dem Georgenberge bei Goslar, die zum Heiligen Geist vor Salzwedel, die Karlshofer Kirche zu Prag und vermutlich auch St. Nikolaus zu Magdeburg Stiftskirchen der regulierten Augustinerchorherren gewesen. Diese stammen wahrscheinlich aus Burgund oder den benachbarten Gebieten Frankreichs. Auf deutschem Boden sind sie zwischen 1074 und 1090 in Rottenburg in Bayern nachweisbar; 1100 sind sie in Marbach in Oberelsaß. Im Anfang des 12. Jahrhunderts finden sie sich dann auch am Rhein und in Niedersachsen (62).

Die Augustinerchorherren waren reformierte Weltgeistliche, wie die Kluniazenser reformierte Benedektiner Mönche waren. Die Chorherrenstifte waren einander völlig gleichgestellt. Sie hatten keinen gemeinsamen Mittelpunkt und keine Generalkapitel. Im Gebiet der mittleren Elbe und in Sachsen setzte die kirchliche Reformbewegung des 12. Jahrhunderts erst in dem Augenblick kräftiger ein, als das Kloster Berge in Magdeburg zum Mittelpunkt dieser Bewegung wurde. Dieser Umstand war deshalb so bedeutungsvoll, weil hier die kirchliche Reform im Bunde mit der Mission wieder die Rolle übernahm, die einst Otto der Große seinem Bistum in Magdeburg zugewiesen hatte (63).

Es ist natürlich, daß in der Folgezeit eine Reihe von Kirchenneugründungen entstand, auf die im einzelnen einzugehen es sich im Rahmen dieser Abhandlung erübrigen dürfte, die aber der Vollständigkeit wegen nicht unerwähnt bleiben sollen. Von Augustinerchorherrenstiften sind hier zu nennen Liebfrauen zu Halberstadt (und 1136), St. Pankratius zu Hamersleben (um 1111), St. Lorenz in Schöningen (um 1120) und St. Peter auf dem Lauterberge bei Halle (um 1150) (64).

In dieser Reihe typischer und zum Teil mustergültiger Langhauskirchen, welche den Baugewohnheiten der Kluniazenser folgten, denen die Augustinerchorherren nach ihrer Herkunft besonders nahestanden, fällt die Kirche zum Heiligen Geist vor Salzwedel als Zentralbau

völlig heraus. Sie schließt sich damit den bereits erwähnten Zentralkirchen der Chorherren an, auf die der berühmte Zentralbau von St. Bènigne in Dijon nicht ohne Einfluß gewesen sein dürfte (65). Lag er doch in der Heimat der Augustinerchorherren und wird schon dadurch eine gewisse Vorliebe für die Anlage von Zentralbauten erweckt haben; denn es ist eigenartig, daß sich bei ihnen immer wieder in den verschiedensten Gegenden ihres Ausbreitungsgebietes Zentralanlagen finden. Für ihre Stiftskirche in Salzwedel könnte unter Anpassung an die örtlichen Verhältnisse und unter Berücksichtigung der Eigenarten eines anderen Baustoffes — des Backsteines — St. Peter zu Wimpfen im Tal das Vorbild abgegeben haben.

Welche besonderen Gründe für die Errichtung der Zentralanlage in Salzwedel als des spätesten Baues im mittleren Elbegebiet maßgebend gewesen sind, ist bisher noch nicht festzustellen gewesen. Der fromme Eifer, die Klosterkirche als ein Abbild der heiligen Grabeskirche in Jerusalem zu erreichen, kann allein kaum der Grund für diesen eigenartigen Bau gewesen sein. Daß die Stifter, die Markgräfin Mechthild und ihre Söhne Johann I. und Otto III., die Absicht gehabt hätten, ihre Stiftung als Grablege für sich und ihre Nachkommen zu benutzen, findet in keiner gleichzeitigen Urkunde eine Stütze. Dieser Annahme steht vielmehr die Tatsache entgegen, daß die Markgräfin unmittelbar nach ihrem Ableben auf der Burg Salzwedel (1255) nach Lehnin überführt wurde, während Markgraf Johann I. in Kloster Marienfee beigesetzt und nach der Verlegung des Klosters nach Chorin dort bestattet wurde. Otto III. fand seine letzte Ruhestätte in dem von ihm begründeten Dominikanerkloster zu Straußberg in der Mark (66).

Anmerkungen

zu

„Die Heilige Geistkirche vor Salzwedel."

1. Gottfried Wentz. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Augustinerchorherrenstifts zum Heiligen Geist vor Salzwedel. Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaats Anhalt — Jahrgang 28 (1932) S. 64 u. 65.
2. Joh. Friedr. Danneil. Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel (Halle 1842) S. 79.
3. Derselbe a. O. S. 79.
4. Derselbe a. O. S. 80.
5. Derselbe a. O. S. 95.
6. Gottfried Wentz. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Augustinerchorherrenstiftes pp. S. 66.
7. Erbregister 1593. (Staats-Archiv Magdeburg Reg. A. 23 c. V. n. 21) Fol. 168.

8. Vergl. Buschs Bericht in seinem liber reformacione monasterium (ed. K. Grube in Geschichts-Quellen der Provinz Sachsen Bd. XIX. (Halle 1886) S. 500—504).
9. Joh. Friedr. Danneil. Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel S. 96—99.
10. Derselbe a. O. S. 159.
11. Nach den Berichten in den Amtsakten (Staatsarchiv Magdeburg Reg. A. 12. Spec. 24) beginnen schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Klagen der Amtspfarrer über den „desolaten" Zustand der Kirche. Die Wirren des 30jährigen Krieges und die wirtschaftliche Not der Folgezeit, sowie die geringen Einkünfte der Kirche, die kaum für die bescheidensten Bedürfnisse des Pfarrers und seiner Familie reichten. werden den allmählichen Verfall des Gotteshauses vorbereitet und beschleunigt haben. Bei der Armut der Kirchengemeinde, die fast nur aus armen Tagelöhnern bestand, waren durchgreifende Maßnahmen zur Erhaltung der Gebäude nicht zu erwarten, da auch der Domänenfiskus dafür keine Mittel verfügbar hatte. Schon 1734 war von dem Pfarrgarten Gelände abgegeben, um hierauf vier Kolonistenhäuser — Buden genannt — zu errichten und durch den jährlich aufkommenden Zins die Einkünfte der Pfarrei zu erhöhen. Im Jahre 1802 wurde auf dem Grund und Boden des Amtskirchhofes erneut die Errichtung von zwei Kolonistenhäusern genehmigt und im Jahre 1804 auf vier weitere Stellen erstreckt. Trotzdem erfuhren die Einkünfte der Pfarre keine wesentliche Besserung. Die Klagen hören nicht auf, bis im Jahre 1811 die Amtspfarre endgültig aufgehoben wurde, nachdem der letzte Stelleninhaber nach Gardelegen versetzt war.

Im Jahre 1716 mußte die baufällige Sakristei beseitigt werden. 1734 war der „Rondel" genannte Zentralbau bereits völlig Ruine, aus der allein der auf 6 Pfeilern ruhende Turm noch emporragte. Zwischen ihm und dem Chor schützte ein Notdach auf die dürftigste Weise den Kirchenraum gegen Regen und Schnee. Lange konnte dieser Zustand nicht dauern, da der Turm bereits starke Spuren des Verfalls zeigte, die im Juli 1768 zum Abbruch des oberen Turmhelmes und der Mauern des Rondels führten. Der Turm selbst wurde mit einem Notdach versehen. Aus den eingenommenen Geldern für den Verkauf der Bausteine konnten gerade die Abbruchskosten gedeckt werden. In der Folgezeit wurden mehrere Projekte für den Ausbau der Kirche ausgearbeitet, z. T. unter Wiederverwendung des Turmbaues und seiner Wiederherstellung im Zeitgeschmack des Barock. Der Vorschlag des Baubeamten Vatteri und die dazu gehörigen Zeichnungen sind uns erhalten geblieben. Das Projekt fand nicht die Zustimmung des Baudirektoriums in Berlin. Ausschlaggebend war die Kostenfrage, die nach dem Anschlage des Bauinspektors Vatteri vom Jahre 1767 einen Betrag von 3353 Thalern, 6 Groschen, 6 Pfennigen erfordert hätte. Diese Summe wurde von der kurmärkischen Domänenkammer unter dem 26. Januar 1768 auf 2617 Thaler, 5 Groschen, 6 Pfennige herabgesetzt. Man konnte sich trotzdem aber nicht entschließen, größere Geldmittel flüssig zu machen. Eine am 16. Februar 1786 vom Könige für die Instandsetzung der Amtskirche bewilligte General-Haus- und Kirchenkollekte brachte nur die bescheidene Summe von 399 Thalern, 23 Groschen, 5 Pfennigen. Dieses geringe Ergebnis und die Armut der Gemeinde, die außerstande war, irgendwelche Geldmittel für die Instandsetzung selbst aufzubringen, gaben Anlaß, das ursprünglich beabsichtigte Wiederherstellungsprojekt, das erhebliche Zuschüsse erfordert hätte, aufzugeben.. Ein neues Projekt, das im Jahre 1788 aufgestellt wurde, erforderte noch 1472 Thaler, 14 Groschen und 6 Pfennige Kosten. Diese wurden von dem Bauinspektor Lehmann in seinem Bericht vom 30. Juni 1790 auf 692 Thaler und 3 Groschen herabgesetzt. Die im Jahre 1791 durch den Bauinspektor Gartschow auf 664 Thaler und 13 Groschen verringerten Wiederherstellungskosten waren

aber noch zu hoch. Man entschloß sich daher, das noch stehende Türmauerwerk abzubrechen, den alten Chor in einfachster Weise mit den aus dem Abbruch gewonnenen Steinen zu schließen und das Chordach nach dem Giebel abzuwalmen. Der größte Teil der Fensteröffnungen wurde vermauert und die Kirche im Innern auf das notdürftigste für den Gottesdienst eingerichtet. Diese Arbeiten waren im Jahre 1792 von dem Maurermeister Goedecke mit einem Kostenaufwand von 219 Thalern, 6 Groschen, 2 Pfennigen ausgeführt worden. Alles irgend Entbehrliche wurde veräußert; selbst die Glocken sollten nicht der Kirche verbleiben. Die große, 380 Pfund schwere Glocke erwarb für 95 Thaler der Prediger Solbrig für die Kirche in Bombeck. Die nächstgrößte von 155 Pfund kaufte ein Privatmann in Salzwedel, und nur die kleinste von 120 Pfund blieb der Gemeinde für ihre Kirche erhalten.

12. Die Halbsäulenvorlage findet sich in St. Lorenz zu Salzwedel, in den Klosterkirchen zu Diesdorf, Arendsee und Jerichow u. a. m.
13. Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt (Magdeburg 1925) Bd. 1:
Dr. H. Kunze. Die kirchliche Reformbewegung des 12. Jahrhunderts im Gebiet der mittleren Elbe S. 388—476.
14. Chr. Beckmann, historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, Bd. 2, Berlin 1753, vergl. Anm. 16.
15. Joh. Dunker. Klostergeschichte der Altstadt Salzwedel 1781, vergl. Anm. 17.
16. Chr. Beckmann, historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, Bd. 2, Berlin 1753, berichtet von der heiligen Geistkirche:

„Die Kirche ist noch in einigem Stande und wird jetzo der Chor nur zum Gottesdienst gebraucht, welcher länglich ist; der übrige Teil aber ist in die Runde gebaut und befinden sich in der Mitte 6 Pfeiler, worauf der Turm steht, ringsherum an der Wand stehen runde Säulen zwischen derer zween allezeit ein Fenster ist; auswärts aber sieht man auf einer jedweden einen viereckigen Pfeiler, welche insgesamt weit herausgebaut sein, also daß zwischen deren zween allemahl ein klein Hüttgen können gebaut werden, wie man denn noch Anzeigungen von dergleichen Dächern hat, so allda vorhanden gewesen und wird erzählt, daß diese Kirche vor alters ein Freihaus oder sichere Zuflucht gewesen und die Flüchtigen hernach in solchen zwischen den Pfeilern gebauten Hüttgen sich aufgehalten. Inwendig ist die Kirche mit einem ganzen Gewölbe versehen gewesen, welches aber, weil man das Dach lange Zeit verwahrloset, endliche mürbe geworden und niedergeschlagen, daher auch die Kirche selbst ganz unbrauchbar worden und wüste steht."

17. Joh. Dunker, Klostergeschichte der Altstadt Salzwedel, 1781, sagt:

„Die Kirche, dieses in der Tat antique Gebäude, dessen besondere Struktur sonst die Aufmerksamkeit so vieler Bauverständiger auf sich zog, nähert sich seit 1769 ihrem völligen Untergange. Diese Kirche bestand aus einem Rondel und Oblongum. Das Oblongum, welches eigentlich die Kirche ausmacht und von außen mit 10 Strebepfeilern versehen ist, ist anjetzt noch zu sehen. Das Rondel aber, wodurch sich diese Kirche besonders auszeichnet, hatte von außen 18 Strebepfeiler, welche unten 7 Fuß in der Tiefe und meist 3 in der Breite hatten. In dem Innern dieses Rondels befanden sich 21 runde Säulen, welche mit der Mauer genau verbunden waren und in dieselbe einfielen; hierauf ruhte das ehemalige, weite Gewölbe, dessen Einsturz, so vor mehr als 100 Jahren geschah, viele Risse in der Mauer verursachte. Auf den Mauern dieses Rondels stützt sich ein ziemlich hohes Dach, welches oben an einem hölzernen Thurm anschloß, und theils mit

Pfannen, theils mit Hohlziegeln gedeckt war. In der Mitte dieses Rondels ragten 6 Pfeiler hervor, die oben mit einem Kreuzgewölbe geschlossen waren, und auf den Mauern, die etwas über diese sechs Pfeiler herausgeführt waren, ruhte die ganze Last des Thurmes, welcher aus nicht wenigem Holze und von ziemlicher Höhe erbaut war. Der Thurm selbst machte ein Achteck aus, und da, wo die Glocken hingen, war er mit Brettern bekleidet, die achteckige Spitze selbst aber mit eichenem Schindel gedeckt."

18. Joh. Fr. Danneil: Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel. (Halle 1842) berichtet ergänzend:

    „Im 17-ten Jahrhundert stürzte das Gewölbe ein und gegen Ende des 18-ten Jahrhunderts ward dieser Teil der Kirche ganz abgebrochen. Der zweite Teil der alten Kirche bildete ein Rechteck, ward immer instand gehalten und steht noch jetzt."

19. O. Schürer. Romanische Doppelkapellen Seite 12 (Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Bd. 5, 1929).
20. Derselbe Seite 25 bis 31.
21. G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 1926 Bd. 4 S. 211 u. Dr. P. Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Potsdam. S. 195/196.
22. G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 1928. Bd. 5 S. 448/449.
    O. Schürer. Romanische Doppelkapellen Seite 32—36. (Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft Bd. 5. 1929).
23. Derselbe 1905 Bd. 1 S. 29.
24. Derselbe 1908 Bd. 3 S. 160.
25. Derselbe 1908 Bd. 3 S. 14 und
    Fr. Ostendorf. Die Deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922) S. 22 und 24.
26. G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 1905, Bd. 1 S. 330.
27. Derselbe 1905, Bd. 1 S. 107 und
    Fr. Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter S. 19/20.
28. Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922) S. 35/36.
    Derselbe, S. 20/21 und
    Dr. Paul Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Potsdam S. 197.
29. G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1928, Bd. 5 S. 266, u. Dr. Paul Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Potsdam S. 271.
30. O. Schürer. Romanische Doppelkapellen (Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft Bd. 5 1929). Seite 88. Abbildungen daselbst.
    G. Dalmann. Das Grab Christi in Deutschland.
    Leipzig 1922. Seite 71/72.
    G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1926, Bd. 4 S. 161.
31. Derselbe 1928, Bd. 5, S. 104 und
    Ludorff. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest.
32. G. Dehio, 1928, Bad. 5, S. 344.
33. Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922), S. 21.
34. G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1926, Bd. 4 S. 377.
35. Derselbe 1928. Bd. 5 S. 54.
36. Derselbe 1926 Bd. 4 S. 366.
37. Derselbe 1928 Bd. 5 S. 122.

38. Derselbe 1926 Bd. 4 S. 426.
39. Zentralblatt der Bauverwaltung Jahrgang 43.
    H. Kunze, die ehemalige Nikolaikirche in Magdeburg S. 193 ff.
40. Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922) S. 6/7.
41. G. Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1905, Bd. 1 S. 187.
42. Derselbe 1926. Bd. 4 S. 340.
43. Derselbe 1926. Bd. 4 S. 367/368 und
    Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922), S. 23/24.
44. Ernst Gall. Karolingische u. ottonische Kirchen. Bd. 17. Deutsche Bauten. Herausgegeben von Hermann Giesau 1930 S. 44.
45. Friedrich Ostendorf. Die Deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922) S. 34/35 und
    G. Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler 1928 Bd. 5 S. 146.
46. Derselbe 1926 Bd. 4 S. 445/446.
47. Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter (Berlin 1922) S. 29/31.
48. Aehnlich lagen die Verhältnisse in dem von Altfried gestifteten Frauenkloster in Essen. Auch hier wurde zur Unterbringung der Nonnen an die älteste, basilikale Kirche um das Jahr 1000 ein Westbau in der Art eines halben sechseckigen Zentralbaues ähnlich der Aachener Pfalzkapelle angefügt (Friedrich Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter. 1922. S. 31/33).
49. Fr. Adler. Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates Berlin 1862—1869, desgl.
    G. Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1922, Bd. 2 S. 58.
    Dr. P. Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst Potsdams. Verlagsgesellschaft Athenaion S. 279.
50. Ein der Marienkirche verwandter Grundriß begegnet in der kleinen Kirche St. Maria del Tiglio in Gravedona bei Como.
    Die Ausgestaltung der Ostapsis als Konchenkleeblatt und die Stellung der Nebenapsiden klingt völlig an.
    Die Bestimmung der Marienkirche als Wallfahrtskirche verlangte dann eine abweichende Weiterentwicklung des gleichen Grundrisses.
    O. Schürer. Romanische Doppelkapellen (Marburger Jahrbuch Bd. 5. 1929) Seite 86.
51. Francis Beckett. Dannmarks Kunst, Bd. 1, Kopenhagen 1924.
52. A. Haupt. Die Baukunst der Germanen (Berlin 1923) S. 254 ff.
53. R. Haupt. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein, 1924, S. 96/98.
54. Francis Beckett. Dannmarks Kunst Bd. 1 Kopenhagen 1924.
    O. Stiehl. Backsteinbauten in Norddeutschland und
    Dänemark Stuttgart S. 7.
55. Julius Baum. Romanische Baukunst in Frankreich. 2. Aufl., 1928, S. VIII u. S. 290.
56. Zeitschrift für Bauwesen. Jahrgang 51. Berlin 1901.
    Laske. Die vier Rundkirchen auf Bornholm S. 481 ff.
    Francis Beckett. Dannmarks Kunst Bd. 1, Kopenhagen 1924.
57. R. Haupt. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein Bd. 1, Heide in Holstein, 1924, S. 145.
58. Johnny Roosval. Die Kirchen Gotlands.
    Leipzig 1911. Seite 134.
    O. Schürer. Romanische Doppelkapellen. Seite 90. Abbildung daselbst. (Marburger Jahrbuch Bd. 5. 1929).

59. G. Dalmann. Das Grab Christi in Deutschland. Leipzig 1922. S. 44/56.
60. Der Kirchenbau des Protestantismus. Herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1983 S. 17/18.
61. G. Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 1908, Bd. 3 S. 123.
62. Sachsen und Anhalt Bd. 1, 1925, Jahrbuch der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt.
Dr. H. Kunze. Die kirchliche Reformbewegung des 12. Jahrhunderts im Gebiete der mittleren Elbe. S. 388/476.
63. Derselbe a. O. S. 473.
64. Die Klosterkirchen zu Groß-Ammensleben (1129) und Königslutter (1135) wurden mit Mönchen aus dem Kloster Berge bei Magdeburg besetzt.

    Die gleichzeitigen Kirchen der Prämonstratenser, wie U. l. Frauen in Magdeburg (1129), St. Petri in Leitzkau (1155), St. Godehard in Brandenburg (1161), wohin zunächst das Stift von Leitzkau verlegt wurde und St. Marien in Jerichow (1144), folgen hauptsächlich den Hirsauischen Baunormen. In St. Marien in Havelberg (1137) und St. Wipert in Quedlinburg (1148) zeigen sich in der Chorbildung dagegen Anklänge an die Zisterzienser Bauten. Dies ergibt sich aus der Verbindung der Prämonstratenser mit den Zisterziensern.
65. Dr. P. Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Verlagsgesellschaft Athenaion Potsdam S. 99.
Julius Baum. Romanische Baukunst in Frankreich 2. Aufl., 1928, S. VII u. VIII.

    Hier erhebt sich in der Nähe der burgundischen Pforte und an der alten Handelsstraße, die von Südfrankreich, durch Mitteldeutschland an die Elbe nach dem Bernsteinlande führte, in Dijon die altberühmte Kirche von St. Benigne, die zu Anfang des 11. Jahrhunderts (1002 bis 1020) nach dem Vorbilde der Heiliggrabkirche in Jerusalem erbaut wurde. An eine flachgedeckte Emporenbasilika schloß sich im Osten ein dreigeschossiger Zentralbau mit doppelten Umgängen zu 6 und 16 Säulen im Untergeschoß und Hauptgeschoß an. Das oberste Geschoß hatte nur einen einfachen Umgang (I. Baum. S. 286). Abhängig von St. Bènigne ist vielleicht die 1042 begonnene Kirche zu Neuvy-Saint-Sèpulehre, gleichfalls ein dreigeschossiger Zentralbau mit 2 Umgängen und oberen Fenstergaden (I. Baum. S. 288). Von der 1096 geweihten Kirche zu Charroux, gleichfalls einer Nachbildung von St. Bènigne, ist nur der Mittelbau der Rotunde erhalten geblieben (I. Baum. S. 284).
66. G. Müller. Die Dominikanerklöster der ehemaligen Ordensnation „Mark Brandenburg", Berlin 1914, S. 74.
1. Riedel codex diplomaticus brandenburgensis Bd. XIV Berlin 1857.

Schrifttum.

2. Joh. Christoph Beckmann historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg Bd. 2 Berlin 1753.
3. Dan. Joh. Dunker. Die Klostergeschichte der Altstadt Salzwedel 1781.
4. Joh. Friedr. Danneil. Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel Halle 1842.
5. Fr. Adler. Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preußischen Staates Berlin 1862/69.

6. G. Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Bd.. 1 1905. Bd. 3. 1908. Bd. 4. 1926. Bd. 5. 1928.
7. Fr. Ostendorf. Die deutsche Baukunst im Mittelalter Berlin 1922.
8. Dr. P. Frankl. Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst. Verlagsgesellschaft Athenaion Potsdam.
9. Jul. Baum. Die romanische Baukunst in Frankreich. 2. Aufl. Stuttgart 1928.
10. Ernst Gall. Karolingische und ottonische Kirchen (Deutsche Bauten Bd. 17, herausgegeben von Herm. Giesau, Burg 1930).
11. G. Müller. Die Dominikanerklöster der ehemaligen Ordensnation Mark Brandenburg Berlin 1914.
12. G. Dalman. Das Grab Christi in Deutschland. Leipzig 1922.
13. A. Haupt. Die Baukunst der Germanen, Berlin 1923.
14. Francis Beckett. Danmarks Kunst Bd. 1 Kopenhagen 1924.
15. Johnny Roosval. Die Kirchen Gotlands. Leipzig 1911.
16. O. Stiel. Der Backsteinbau romanischer Zeit in Oberitalien und Norddeutschland. Leipzig 1898.
17. O. Stiel. Backsteinbauten in Norddeutschland und Dänemark. Stuttgart 1923.
18. Ludorff. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest. 1905.
19. R. Haupt. Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein Bd. 1 und 2. Heide in Holstein 1924.
20. Der Kirchenbau des Protestantismus, herausgegeben von der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1893.
21. Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, herausgegeben von R. Holtzmann und W. Möllenberg, Magdeburg 1925 Bd. 1.
Dr. H. Kunze. Die kirchliche Reformbewegung des 12. Jahrhunderts im Gebiete der mittleren Elbe.
22. Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft Bd. 5. 1929.
Oskar Schürer. Romanische Doppelkapellen.
23. Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaats Anhalt, Jahrgang 28 (1932).
    Dr. G. Wentz. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Augustinerchorherrenstiftes zum Heiligen Geist vor Salzwedel.
24. Zeitschrift für Bauwesen. Jahrgang 51. Berlin 1901.
Laske. Die vier Rundkirchen auf Bornholm.
25. Zentralblatt der Bauverwaltung. Jahrgang 43.
Dr. H. Kunze. Die ehemalige Nikolaikirche in Magdeburg.
26. Akten des Amtes Perver im preußischen Staatsarchiv in Magdeburg A 12 Spec. 24 u. ff.

Zur Geschichte der Familie von Kalben.

Von Rudolf von Kalben-Vienau.

XVII.

Der Volksaufstand in Stendal 1345 und die folgenden politischen Wirren.

1. Sein mutmaßlicher Verlauf vom 1. bis 11. September. 2. Die politischen Wirren nach dem 11. September 1345. 3. Untersuchungen über Zeit und Verlauf des Aufstandes als Begründung zu 1.

1.

Der mutmaßliche Verlauf des Aufstandes vom 1. bis 11. September 1345.

Unmittelbare Nachrichten liegen über den Anfang des Aufstandes nicht vor. Die Untersuchungen unter 3 machen es aber höchst wahrscheinlich, daß sich die Dinge etwa, wie folgt, abgespielt haben:

Am 31. August 1345 war die Masse der Bevölkerung Stendals am Tage des Mittwochmarktes auf dem Marktplatze und den Straßen der Stadt unterwegs. Die Gildeknechte gingen herum, um für den folgenden Tag die wichtigen jährlichen 3 großen Gildeversammlungen anzusagen. In Küche und Keller des der Gilde eigentümlich gehörenden vereinigten Kauf-, Rats-, Schöppen- und Gildehauses auf dem Markte, wo jetzt zwischen der Rolandssäule und der Marienkirche der Gebäudeblock des Rathauses steht, wurden die Vorbereitungen getroffen für das auf die „Morgensprache" folgende große Festessen derjenigen, gegen welche sich der Haß der Handwerker aufgehäuft hatte. Es war damit ein selten günstiger Agitationsstoff zur nochmaligen Aufhetzung der kleinen Leute gegen die hohen Herren gegeben.

Am Donnerstag, den 1. September, fand nach dem Gildeprotokoll die Gildeversammlung statt. In der „Morgensprache" wurden mit üblichem Umtrunk außer Verwaltungsgeschäften, welche ein Ackergrundstück betrafen, die Neuwahlen des Vorstandes vollzogen. Grund genug, daß deshalb die maßgebenden Vertreter des Stadtregiments: die zur Zeit regierenden, wie auch die abgetretenen Ratmannen und Gildemagister und die Schöppen fast vollzählig versammelt sein mußten. Der bisherige Gildemeister, der alte Gyso von Schadewachten, gab sein Amt ab an Johannes Buck.

Nach Erledigung der Geschäfte setzte man sich im großen Saale zu Tische. Aus verschiedenen Aufzeichnungen im Gildebuch wissen wir, daß besonders bestimmte Gildebrüder die an verschiedenen Tafeln

sitzenden Herren mit Speisen aus der Küche und Wein zu versorgen hatten, daß sich diese Festessen bei starkem Zechgelage bis zum Abend hinzogen und daß der große Saal dann wahrscheinlich mit Kerzen und Wachs, welches pfundweise als Strafe für Uebertretungen von Gildevorschriften und aus Mitgliedsbeiträgen eingezogen war, vermutlich nicht übermäßig hell erleuchtet sein konnte, weil der Saal für weit über 100 Personen Raum bieten mußte.

Wenn so die große Gesellschaft, nach mehrfachem Umtrunk bei der „Morgensprache" bis zum Abend tapfer weiter zechend, behaglich an ihren Tischen beim Mahle saß, dann war der für einen überraschenden Ueberfall der Aufständischen günstigste Augenblick gekommen. Ob eine völlige Ueberraschung glückte, steht dahin. Versucht wird sie sein. Wenn ein Staatsstreich gegen Gilde und Stadtregiment beschlossen war, dann hatte man hier die erst nach Jahresfrist wiederkehrende günstige Gelegenheit, die zur Gildevorstandswahl versammelten maßgebenden Persönlichkeiten zu überfallen und gleichzeitig die Verwaltungsräume des Rates und der Schöppenbank mit Kassen und Akten in Besitz zu nehmen. Denn auch diese Räume befanden sich ja im großen Gildehause auf dem Markte. An dieses konnte man, zumal in der Abenddämmerung, überraschend herankommen und Polizeiwachen, falls solche vorhanden, überrumpeln.

Der Marktplatz war damals mit seinen Fleischscharren und Krambuden recht unübersichtlich. Er lag inmitten des Handwerker- und Krämerviertels der Stadt. Er war also rings umgeben von den Wohnungen und den zur Versammlung von Sturmtrupps sehr geeigneten Innungshäusern der nach vielen hunderten zählenden Gewerksgenossen. So waren die Herren der Gilde während ihrer Tagung von vornherein von ihren Gegnern gewissermaßen umzingelt. Sie waren auch von ihrem Anhange abgeschlossen, denn die vornehmen Bürger wohnten hauptsächlich in dem Stadtteile der Domparochie im Süden, oder in dem der Petri- und Jakobiparochie im Norden des Marktviertels der Handwerker. Drei sumpfige Wasserläufe der Uchte begünstigten eine völlige Absperrung noch mehr. Heutige oder ehemalige Straßennamen lassen diese Lage klar erkennen.

Im Norden des von Wasserläufen rings umgebenen Marktes lag die Hookstraße und die Hohe Bude, genannt nach den Höker- oder Krämerbuden, sowie die „Schneiderbrücke", jetzt ein Teil der Breiten-Straße, im Süden: die Schmiede-Straße, jetzt ebenfalls zur Breiten Straße gehörig, ferner die Wurstmacherstraße der Schlachter, jetzt Poststraße, sowie die Hallstraße mit den Verkaufshallen der Schuster und der Kürschner und die Weberstraße mit dem Vereinshause der bei allen Aufständen tätigsten Innung der Tuchmacher.

Glückte ein überraschender Einbruch in den Gildesaal, so hätte sich für die Ueberfallenen eine verzweifelte Lage ergeben, wenn die zum Teil schon betagten Stadtväter, selbst unbewaffnet, in behaglicher Weinlaune beim Mahle saßen, während plötzlich bewaffnete fanatische Männer sich auf sie stürzten. Nehmen wir einen Sturm auf den Saal an, so wäre es leicht erklärlich, daß man nach vermutlich blutigen Tumulten drei alte Herren: den bisherigen Gildemagister und langjährigen Bürgermeister Gyso von Schadewachten-Senior, ferner den soeben neu erwählten Gildemeister Johann Buck, sowie den ehemaligen Gildemagister und langjährigen Schöppen Gottschalk von Jerichow

greifen und in Gefängnisse sperren konnte, die ja im Rathause selbst vorhanden sein mußten. Ohne grobe Gewalttätigkeiten war die Gefangennahme undenkbar. Da liegt es nahe anzunehmen, daß „die Morde", welche nach der Urkunde des Markgrafen Ludwig vom 13. November 1351 in der Stadt Stendal während des Aufruhrs „geschehen sind", in erster Linie bei einem solchen Ueberfall verübt waren. Versteht man doch unter Mord besonders die Tötung Unbewaffneter durch Bewaffnete. Mancher der Gildebrüder, welcher sich der Gefangennahme seiner Führer tätlich widersetzt haben wird, mag dabei gefallen sein. Die maßgebenden Persönlichkeiten aber werden am heftigsten in den Kampf verwickelt worden sein. Auf sie war der Angriff in erster Linie gerichtet.

Da entsteht nun die Frage: Ist dabei auch Reyner von Calve gefallen oder vielleicht, zu Tode verwundet, mit gefangen worden?

Nach seiner urkundlichen Erwähnung als Bürgermeister im Rate im Jahre 1343 fehlt jede Kunde von ihm. Eine namentliche Ratsliste während des Jahres des Aufruhrs 1345 ist nicht erhalten. Der gefangen gesetzte Gottschalk von Jerichow war Reyners Vorgänger im Amt des Gildemagisters gewesen. Reyner hatte als Gildemagister 1338 Beschlüsse durchgesetzt, welche der Festigung des Gildezusammenschlusses dienen sollten, wodurch aber ehemalige Handwerkerfamilien gegen ältere Familien in der Gilde benachteiligt wurden. Er war auch an der ganzen Ratspolitik seit 2 Jahrzehnten als Ratmann, seit 10 Jahren wiederholt als Bürgermeister und 1339, sowie in dem politisch so besonders folgenschweren Jahre 1343 als erster Bürgermeister beteiligt gewesen. Wie wir sahen, scheint diese Politik von 1343 bei den Kleinbürgern unpopulär gewesen zu sein. Wir können über sein Ende nichts Bestimmtes behaupten, weisen aber darauf hin, daß er zu denjenigen politischen Persönlichkeiten gehörte, deren Wirksamkiet die Aufständischen 1345 mit Gewalt beseitigen wollten. Wenn er der seit 1348 wütenden Pest zum Opfer gefallen wäre, dann wäre wohl auch für ihn — wie für die Verstorbenen aus den Familien v. Jerichow, v. Schadewachten und Günter — eine milde Stiftung erfolgt. Auch darüber liegt keine Nachricht vor. Auf jeden Fall war er während des Aufstandes in großer Gefahr, wenn er dessen Ausbruch erlebt hat.

Jüngere Gildebrüder waren damals Hoyger und Johannes Kalve, etwas älter wie diese jener Cone, welcher 1343 im Rate saß. den Aufruhr überlebte, 1349 zu den „Meistern" der Gewandschneidergilde zählte und als solcher nach den Bestimmungen der neuen Stadtverfassung zusammen mit den „Meistern" aller Gilden oder Innungen und mit allen Ratmannen eine Stadturkunde in Stendal ausgestellt hat, nachdem die blutigen Kämpfe in der Stadt vorüber, der endgültige Friede vor der Tür stand. Es können aber auch noch andere Familienmitglieder als Gildebrüder den Aufruhr erlebt haben, ohne daß ihre Aufnahme im Gildebuch protokolliert worden ist, denn dies ist bei der Familie von Calve nur ausnahmsweise geschehen.

Ein großer Teil der Gildebrüder muß aus dem Gildesaal am Abend des 1. September glücklich entkommen sein, denn wir wissen, daß die Gildepartei in der Folgezeit noch energische Kämpfe gegen ihre Feinde in und außerhalb der Stadt Stendal geführt hat.

Die folgenden Tage hindurch mag der Kampf zwischen beiden Parteien auf dem Markte und auf den Straßen heftig hin und her

gewogt sein. Es kann leicht sein, daß im ganzen an 1000 Straßenkämpfer auf die Beine gebracht worden sind. Betrug doch z. B. nach dem Gildebuch der Tuchmacher im Jahre 1458 allein die Zahl der oft mehrere Gesellen beschäftigenden Meister 170. Zahlenmäßig war natürlich die Gewandschneidergilde den gegen sie vereinigten Innungen weit unterlegen. Doch wissen wir nicht, wie groß ihr Anhang gewesen ist.

Der einzige in Stendal angestellte markgräfliche Beamte, der Stadtschulze Arnold Flasmenger, dessen Familie selbst zur Gildepartei zählte, konnte natürlich nicht Ordnung schaffen. Nachdem Markgraf Ludwig Kunde von dem Aufruhr erhalten, muß er einen größeren Heerbann nach Stendal entsandt oder selbst geführt haben. Als dieser in die Straßenkämpfe eingriff, um Ordnung zu erzwingen, haben die beiden streitenden Stendaler Parteien gegen dieses markgräfliche Aufgebot schwere Gewalttätigkeiten verübt.[1]) Nach mehrtägigen Auflehnungen und vermutlich blutigen Kämpfen gegen den Markgrafen gaben beide Parteien den Widerstand gegen den Landesherrn auf und entschlossen sich, um Gnade zu bitten, welche ihnen der Markgraf nach Maßgabe der Urkunde vom 11. September 1345 in Berlin für die von beiden Teilen gegen ihn begangenen Verbrechen (broke) in eigenartiger Weise zusicherte.

2.

Die politischen Wirren nach dem 11. September 1345.

Ein Teil der Gildebrüder, von welchen nur Claus von Bismarck mit Namen genannt wird, hat die Stadt verlassen, vielleicht schon zusammen mit den zur Gildeversammlung erschienenen rittermäßigen Mannen. Sie organisierten von außerhalb — vielleicht von ihren Lehngütern aus — den auswärtigen Kampf in Gemeinschaft mit einem Teil der altmärkischen Ritterschaft gegen die Stadt Stendal. Dabei spielte natürlich die Hauptrolle ein Auflauern reisender Bürger der Gegenpartei.

Markgraf Ludwig, für welchen die reichen Bürger einst so viel getan hatten, leistete diesen keinen Gegendienst. Schon in der Urkunde vom 11. September bevollmächtigte er ihre Gegner, rücksichtslos gegen die vorzugehen, welche außerhalb der Stadt Stendaler Bürger „schinden oder berauben" würden. Bald darauf entschied sich der Markgraf völlig zu Gunsten der Aufständischen. Anscheinend hatte er inzwischen die drei von den Aufständischen gefangen Gesetzten in Schutzhaft nehmen lassen. Am 7. November gelobten seine Vertreter der Stadt, keine Sonderverhandlungen mit den 3 Gefangenen einzugehen und diese nicht ohne Zustimmung des neuen Stendaler Stadtregiments aus den Gefängnissen zu entlassen.

Wahrscheinlich hatte der Markgraf Ludwig die Ansicht gewonnen, daß die Masse der Aufständischen stärker sei als ihre Gegner und sich danach eingestellt.

---

[1]) Markgraf Ludwig sagt in seiner Urkunde vom 11. Sept., daß diese Gewalttätigkeiten der Stendaler Parteien gegen ihn Tage lang verübt worden sind. Daraus muß geschlossen werden, daß ein markgräfliches Aufgebot in dem Aufruhr eingegriffen hat und auf Widerstand beider Parteien gestoßen ist.

Die neu gewählten Schöppen, Ratmannen und Gildemeister, sowohl aus der Gewandschneidergilde wie aus den jetzt ebenfalls als Gilden bezeichneten Innungen und der „borgher alghemeyne ryke onde arm" der Stadt Stendal wählten am 13. November Bevollmächtigte, von denen es heißt: „De schuln dedinghen van onser aller weghen oon den krich, umme den unmut unde um de twitracht unde de schelinghe, de under us is." Die Ergebnisse dieser Verhandlungen sollten „ewelike" gehalten werden. Da von den 14 Bevollmächtigten sich nur ein einziger (Vranke Goltbeck) aus der Gewandschneidergilde befand, der in dieser erst seit 3 Jahren als erster seines Namens nachgewiesen ist, so konnte hier nicht mehr von einer Verhandlung zwischen beiden Parteien, sondern nur von einer Auseinandersetzung der siegreichen Partei über die Errungenschaften der Revolution die Rede sein.

Die gewählten 14 Ausschußmitglieder der Stadt stellten ganz im Sinne der Aufständischen eine neue Stadtverfassung auf. Am 5. Dezember wurde diese von Markgraf Ludwig zu Spandau genehmigt.

Die wichtigsten Abänderungen der früher herrschenden Zustände waren danach folgende:

Die 12 Ratmannen werden gewählt aus den Gilden, d. h. aus der Gewandschneidergilde und aus den Gewerksinnungen. Es haben zu wählen: die Gilden der Gewandschneider, der Tuchmacher, der Krämer und die Gesamtheit der „gemeinen" Ackerbürger je zwei, die Gilden der Kürschner, der vereinigten Gerber und Schuhmacher, der Knochenhauer, der Bäcker je einen Ratmann. Jährlich scheiden zwei Drittel der Ratmannen aus. Alle Verordnungen des Rates haben unter Anhörung der Gildemeister zu erfolgen, welche vorher die entsprechenden Beschlüsse ihrer Gildebrüder einholen müssen. Die sämtlichen Gilden werden dem Rate untergeordnet. Damit hatte die Gewandschneidergilde ihre alte politische Ausnahmestellung verloren. Sie wurde genau wie jede andere Gewerkschaftsgilde dem Rate förmlich unterstellt. Während bis dahin der Markgraf ihre Satzungen bestätigt hatte, war auch dies nun Sache des nicht mehr von ihr abhängigen Rates geworden.

Ein bisher aristokratisches Regiment hatte einem solchen Platz gemacht, in welchem keineswegs die Masse des Volkes, sondern der umfangreiche selbständige Mittelstand der Meister in den Innungen der Handwerker und Krämer den maßgebenden Einfluß im Rate erhalten hatte. Auch in der Schöppenbank war dieser zunächst gesichert. Denn nach Sturz der alten Schöppen sollten nach der neuen Verfassung die neuen „bleiben".

Die Handwerker und Krämer hatten damit alle ihre politischen Wünsche durchgesetzt. Es war ihnen jedenfalls mit Hülfe der unteren Volksschichten gelungen, die über ihnen stehende Herrenschicht ihrer Macht zu entkleiden. Aber die Macht der „gemeinen" Bürger ließen sie nicht aufkommen. Trotzdem diese natürlich den bei weitem größeren Teil der Bürgerschaft bildeten, waren ihnen doch nur 2 von 12 Ratssitzen zugebilligt worden.

Auch aus diesen Ergebnissen der Revolution ergibt sich ein Rückschluß, welcher unser bisheriges Urteil bestätigt, daß die treibenden Kräfte des Aufruhrs die Innungen der Handwerker und Krämer gewesen sind. Es blieb in dem neuen Regiment ein kräftiger Mittelstand erhalten, so daß sich, wie wir später sehen werden, gesunde politische Verhältnisse aus den zunächst alles auf den Kopf stellenden Wirrnissen entwickeln konnten.

Nach den Zusätzen, welche Markgraf Ludwig der Verfassungsurkunde am 5. Dezember 1345 gab, war er zusammen mit den Aufständischen gegen den „alten Rat", d. h. also auch gegen die Partei der Gewandschneidergilde, in den „Krieg" getreten. Er sagt z. B.: „Wer ok jeman bynnen der stadt und bynnen der stadt gilden, oder buten der stad, hyndernde oder hyndern wolde unse vorbenomden börger umb de sake, de gecen is in dem Kryge, den wy und sie hat hebben gegin ore ratmanne, den scoln se anferdegen vor eynen onrechten man an liuve ond an gute bet an uns."

So war es kein Wunder, daß die Gildepartei in der Stadt Stendal schon Anfang Dezember 1345 völlig unterlegen war und blieb. Aber außerhalb der Stadt blieb ein Kriegszustand bestehen.

Danach hören wir ein ganzes Jahr hindurch von der ganzen Angelegenheit nichts weiter. Sodann ist in den erhalten gebliebenen Urkunden die Rede von denjenigen der Gildepartei, welche die Stadt Stendal verlassen hatten, und ihren auswärtigen Freunden.

Die von Stendal ausgezogenen Bürger hatten von Markgraf Ludwig eine zu Spandau am 17. Dezember 1346 ausgestellte Urkunde erwirkt, in welcher ihnen einige privatrechtliche Erleichterungen gewährt, sie selbst aber nach wie vor als Verbannte der Stadt behandelt wurden. Er gönne ihnen, daß sie wohnen mögen, wo sie wollen, in Städten oder in Dörfern, in der Mark, also lange, bis er nach seiner weisen Ratgeber Anweisung „sie möge weder inhelpen." Sie sollten all ihr Gut, das sie binnen der Stadt to Stendal haben, friedlich behalten mit dem bisherigen Rechte. Zu Unrecht entwendetes Gut solle ihnen wiedergegeben werden. Wollten sie Gut in Stendal verkaufen, so werden ihnen Sicherheit so lange versprochen, bis die Auflassung vor dem Richter erfolgt sei, und dann solle der Betreffende „veilich weder ut der stat tyen mit gudem heile."

Es mutet recht eigenartig an, daß der Landesherr am Schluß dieses Erlasses, wie ein richtiger Geschäftsmann quittiert: „hirum hebben sy uns betalet Souen hundert mark." (700 Mark). Er ließ sich also seine Verordnungen zu Wucherpreisen von seinen ins Unglück gekommenen Untertanen abkaufen.

Wir sehen überhaupt: Markgraf Ludwig war durchaus nicht jene Idealgestalt, welche uns Walther Flex vor Augen führt im Bühnenstück „Kanzlertragödie Klaus von Bismarck" und in der „Erzählung" „Der Kanzler Klaus von Bismarck". Flex gibt Phantasien, aber keine Geschichte. Eine seiner vielen Erfindungen müssen wir hier mit allem Nachdruck als völlig aus der Luft gegriffen zurückweisen: Er schildert zum Schluß, ein Hans von Calbe sei Geheimer Rat Kaiser Karl IV. gewesen. Er habe den Klaus von Bismarck durch andauernd wiederholte Morddrohungen dazu pressen wollen, in den Dienst des Kaisers zu treten, und da Klaus dies nicht tat, sei dieser neben der Rolandsäule zu Stendal von kaiserlichen Mördern überfallen und erstochen worden. In Wahrheit aber ist Klaus 1378 auf seinem Schlosse Burgstall friedlich verstorben, welches ihm Ludwig kurz vor der Revolution

(1. Juni 1345) verliehen hatte. Vermutlich hatte er dort seinen Wohnsitz, als ihm die Revolutionsmänner am 16. Dezember 1348 erklärten, daß er der Stadt nicht näher treten sollte, als es vorher gewesen sei.

Wir wissen nichts Bestimmtes darüber, wie er und die andern aus Stendal gezogenen Bürger ihre Beziehungen mit der altmärkischen Ritterschaft und auch mit den anderen altmärkischen Städten dazu benutzt haben, um die Feindseligkeiten gegen das neue Regiment in Stendal fortzuführen. Wir hören aber aus der Urkunde des Markgrafen Ludwig vom 13. November 1351, (Riedel A 15) daß die Stendaler Wirren umfangreiche kriegerische Verwicklungen nach sich gezogen haben. Alle „Upstote und Unmut", die in diesem Kriege bis zu dieser Zeit zwischen dem Markgrafen, Rittern, Mannen, Knechten oder Bürgern der Stadt zu Stendal und zwischen anderen Städten, Häusern, Schlössern und Festen und alle Geschichten, die in Stendal geschehen sind an Morde und an Eiden, wo und wie sie geschehen sind, sollten allzumal tot sein und vom Markgraf, Rittern, Mannen oder Bürgern, arme und reichen ungerichtet bleiben.

Vielleicht hatten die entsetzlichen Heimsuchungen durch die auch in Stendal von 1348—51 wütende Pest, wie Götze annimmt, beide Parteien zur Nachgiebigkeit veranlaßt. So ging es nicht wetter. Die politischen Verwicklungen wuchsen dem neuen Stendaler Regiment über den Kopf.

Am 17. Oktober 1347 war des Markgrafen Ludwig Vater, Kaiser Ludwig von Wittelsbach, gestorben. Seine welfische Gegenpartei hatte Karl IV., den König von Böhmen aus dem Hause Luxemburg zum Kaiser erkoren. Dieser suchte dem Markgraf Ludwig die Mark zu entreißen und belehnte zunächst am 5. November 1347 den Herzog Rudolf von Sachsen mit der Altmark. Die unselige Doppelherrschaft in der Altmark lebte wieder auf. Dann brachte Kaiser Karl die politischen Wirrnisse auf den Höhepunkt, als er 1348, wahrscheinlich auf Grund eines mit dem Erzbischof von Magdeburg vereinbarten Planes, den sogenannten „falschen Waldemar" auftreten ließ. Diesen belehnte er an Stelle des Markgrafen Ludwig im Oktober 1348 mit der Mark und forderte bei Androhung der Reichsacht von allen Untertanen Gehorsam gegen den „Markgrafen Waldemar". Willig fügten sich die märkischen Städte. Auch Stendal huldigte Waldemar am 26. Januar 1349. Doch mischte sich der Erzbischof ein, angeblich, um für Waldemar die Mark zu erobern, in Wahrheit in der Absicht, die alten magdeburgische Pläne wieder aufzunehmen und Teile des Landes für das Erzstift zu erwerben.

Im Frühjahr 1349 war ihm bereits die ganze Altmark nebst Sandau zur Bestreitung der Kriegskosten für Waldemars Krieg verpfändet.

Da erwachte in Stendal wieder ein über dem inneren Parteikampf stehender politischer Sinn. Schon stand wieder ein Vertreter des alten Geschlechts, Arnold Flasmenger, an der Spitze des seit dem Aufruhr und auch noch 1349 meist mit Handwerkern besetzten Stadtrates, und im Vorstand der Gewandschneidergilde waren 3 alte Geschlechter vertreten: Conrad Hidde, Cone Calve und Thilo — vermutlich von Schadewachten — neben einem Deneke Koge, dessen Vater bereits 1304 als Handwerker in die Gewandschneidergilde eingetreten war.

Der Rat und sämtliche Gildemeister wandten sich nach einer Urkunde im alten Stadtbuche am 23. April 1349 mit Erfolg an zehn der bisher verhaßten reichen Bürger, darunter auch Klaus und Rudolf von Bismarck, mit der Bitte um Stellung einer Bürgschaft von 100 Mark zur Lösung der Stadt und des militärisch so bedeutsamen Schlosses von Tangermünde aus der Gewalt des Erzstiftes. Mit diesem Ansuchen hatte die Handwerkerpartei in Stendal zugestanden, daß sie die Hülfe der Großbürger auf die Dauer im Interesse der Heimat doch nicht entbehren konnte.

Auch die „bederven Lüde, de ut der Stadt to Stendal ghewesen sin," gaben nach. Sie hatten am 1. März 1350 vor Markgraf Waldemar und Erzbischof Otto von Magdeburg zunächst zu Wolmirstedt die Neuordnung über Rat und Schöppenwahl beschworen. „Man solle den Rat jährlich aus den Gilden wählen, die „Wantsnider Ghilde" solle bleiben, also dat bequeme is und solle gleich anderen Gilden von der Stadt zu Lehne gehen, ihr Gut aber und das Schöppenhaus solle bei der Stadt bleiben usw. „Alle Upstat und Erringe, de van beydent halven gewesen sind, sollten dot sein." Diese „Sühne" ewig zu halten, beschworen beide Parteien bei den Heiligen. (Riedel A. XV, dieser nach Beckmann Beschr. d. Mark Br.)

Darauf gewährte Markgraf Ludwig, wie bereits erwähnt, am 13. November 1351 der Stadt Stendal Verzeihung und verwies sie, da er sich entschlossen hatte, der Regierung der Mark zu entsagen, am 22. November an seine Brüder Ludwig den Römer und Otto „wann diese zu Lande kommen." Diesen sollten dann huldigen alle borghere ryke und arm besunderlich oder en beiden med eynander."

Markgraf Ludwig der Römer hat 1352, Markgraf Otto nach seinem Regierungsantritt am 22. März 1360 noch einmal der Stadt Stendal völlige Verzeihung urkundlich ausgesprochen. Der Letztere hat seine Urkunde, welche Lenz abgedruckt hat, bevor sie Riedel im Stadtarchiv zu Stendal fast völlig von Mäusen zerfressen vorfand, in Stendal durch einen Albertus de Calve niederschreiben lassen. Sie schließt mit den Worten: „per Albertum de Calve scriptum." Es kann aber fraglich bleiben, ob dieser sowie ein 1342 erwähnter Ritter gleichen Namens der unseren oder der Lüderitzschen Familie angehörte, und ob die Erörterungen in Abschnitt I auch auf diesen Albertus zutreffen oder nicht.

In den 3 Urkunden steht unter anderem: „Ok wille wie, dat unse Borgere die ut der Stad to Stendal gewesen sin und die mit guden willen in dieselve Stat gekomen sin, in der Stat to Stendal bliven scolen, und wie willen noch en scolen sogedans krieges, Unmudes und Twydrachtes nimmermer ewiliken in unser Stat to Stendal gestaden." (Riedel A. 15).

Der Streit war vorüber. Die alte Stadtgilde war geschlagen. Ihre von den Aufständischen beschlagnahmten Güter aller Art hatte sie der Stadt überlassen müssen. Ihr altes Gewohnheitsrecht, allein das Stadtregiment zu bestimmen, hatte sie nach blutigem Kampfe für immer verloren. Die älteste Periode der Stendaler Stadtgeschichte hatte neuen Verhältnissen Platz machen müssen, weil die früheren Zustände nicht mehr in die Zeit paßten. Damit war die Bahn frei geworden für eine soziale Gesundung. An dieser haben die alten Ge-

schlechter der weiter bestehenden Gewandschneidergilde zusammen mit den Tüchtigsten der Handwerker weiter führenden Anteil genommen. Dies geschah aber nicht mehr auf der Grundlage des Zwanges, sondern auf der des Vertrauens. Nur so war es möglich, daß sich die Stadt durch die andauernd gesteigerten, von Götze näher beschriebenen Schwierigkeiten aller Art bei der völlig versagenden Landesherrschaft weiter hindurch winden konnte. Wie so der aufflammende deutsche Hansageist auch Stendal erfassen konnte, werden wir in den folgenden Abschnitten sehen. Ohne diesen Prozeß innerer Gesundung wäre der die ganze Bürgerschaft durchdringende Wehrwille und der Sieg 1372 an der Deetzer Landwehre wahrscheinlich nicht möglich gewesen.

3.

Untersuchungen über Zeit und Verlauf des Aufstandes als Begründung zu 1.

Sicher ist, daß vor Donnerstag den 1. September 1345, der Aufstand nicht begonnen haben kann.

„Feria V (quinta, d. h. am 5ten Wochentag oder Donnerstag), ante festum nativitatis beate virginis, oder am Donnerstag vor dem im Jahre 1345 ebenfalls auf einen Donnerstag fallenden Fest Mariae Geburt vom 8. September, also am 1. September dieses Jahres ist im alten Gildebuch zu Stendal das „colloquium" der Gilde ordnungsmäßig protokolliert und danach derselbe Johann Buch zum Magister gewählt worden, welcher während des Aufstandes gefangen gesetzt wurde.

Es ist danach völlig ausgeschlossen, daß diese große und feierliche Veranstaltung oder „Morgensprache" der Gilde, gegen welche der Aufruhr gerichtet war, erst nach dessen Ausbruch und während desselben stattgefunden haben kann.

Andererseits war nun am 11. September 1345, dem nächsten Sonntag nach dem Fest Mariae Geburt, wie aus der Urkunde des Markgrafen Ludwig hervorgeht, die erste und zugleich blutigste Periode des Aufstandes bereits vorüber und hatten bereits die folgenden Ereignisse stattgefunden:

Die Ratmannen und gemeinen Bürger, die armen und reichen, hatten zunächst Kämpfe gegeneinander und danach beiderseits schwere Auflehnungen gegen ihren Markgrafen unternommen. Die letzteren müssen mehrere Tage angedauert haben, weil der Markgraf in Berlin am 11. September beiden Parteien Vergebung verspricht gegen die sake und broke, welche sie „bis auf diesen Tag" wider ihn verübt hätten. Ferner ermächtigt der Markgraf in dieser Urkunde diejenigen Stendaler Bürger, welche wegen Schindens und Beraubens Stendaler Bürger auf frischer Tat ergriffen würden, zu richten und die rittermäßigen Mannen, welche außerhalb der Stadt dasselbe tun würden, ohne dabei auf frischer Tat ergriffen zu werden, in der Stadt und auch des Markgrafen Vestung zu bringen, d. h. als Verfestete oder Geächtete zu behandeln. Auch dies mußte bereits einige Tage zuvor von den Aufständischen in Stendal beantragt sein, und zwar schon in einer Zeit, als der Aufstand bereits Rückwirkungen über das Weichbild der Stadt hinaus gezeitigt hatte.

Die Urkunde Ludwigs lautet unter der Ausfertigung vom Jahre 1345 „tu dem Berlin an dem nehstin Suntag nah unse Frown tag als se geboren ward:", wie folgt: „Wy Lodowig . . . bekennen dat wy abgestan syn und gelaten hebben van allen unwillen unnd ungenaden, die wy hatten tu den Ratmannen und tu den gemeinen borgern armen und riken, in unse Stat tu Stendal und hebben in gnedicklich vorgeuen alle sake und broke, die sie

wedder uns gethan hatten, bet op dessen dagh. Also dat se derselbin broke vorbat nicht me gegen uns engelden süln. Und woln ok alle, die darinne derselbin Statt gesetin syn die Len guth van uns hebbin, die wollen wy by eren gutern laten beliuen unnd dar by beholdin in alle der wyse, also ihre redlich briue sprekin. Mer hebben wy en gnaden getan, dat se gegen den, de ere börouger schindet und bet und die mit der waren getat begrepen werdit, moghen richten nah recht. Wer ock, dat se jeniger unser Manne, die in unserm lande gesetin und wohnhaft sind, schundin oder roubetin und met der waren getat nicht begrepin worden, die moghen se mit recht in er Vestung bringen und ock vort in unse Vestung. Deser sake sind gethüge die edil here graue Johannes, Burggrane to Noxmberg[1]), Friedrich die Mutener, unse Hofmeister, her Johann van Buch, Swiker van Gundolfing, Friedrich van Lochin, Bertholdus von Ebenhuzin, unse Cokinmeister, Gericke Wolf unse hofrichter und andre erbare leuth genug. (Nach Riedel A. 15, dieser nach dem Original im Stendaler Ratsarchiv Nr. 86.)

Um alle Ereignisse möglich erscheinen zu lassen, welche sich aus dieser Urkunde ergeben, ist die Zeit zwischen dem 1. und 11. September gerade ausreichend auf Grund folgender Untersuchung:

Markgraf Ludwig scheint nach verschiedenen von ihm ausgestellten Urkunden zu schließen, wenn er um jene Zeit in der Mark war, meist von Berlin oder Spandau aus die Regierungsgewalt ausgeübt zu haben. Die Entfernung von Stendal über Tangermünde bis Berlin beträgt 105 Kilometer Luftlinie, die Länge der Marschstraße, wohl mindestens 120 Kilometer, bis Spandau nicht viel weniger. Ein reitender Bote brauchte 2, ein größeres bewaffnetes Aufgebot bei normalen Märschen 4 Tage. Ludwig hätte in Berlin oder Spandau den Aufstand, wenn dieser am Abend des 1. September ausgebrochen wäre, vermutlich nicht vor dem 3. September erfahren. Wenn ihm dort ein Kriegsaufgebot sofort zur Verfügung stand, so würde diese Truppe, deren Entsendung nach Stendal wir nach den in der Urkunde betonten schweren Gewalttätigkeiten Stendals gegen den Markgrafen annehmen müssen, bei normalen Märschen erst am 7. September — wohl nach Gewaltmärschen etwas früher — vor Stendal eingetroffen sein. Dann haben längere Widerstände und darauf Ueberlegungen der beiden in markgräfliche Ungnade gefallenen Parteien stattgefunden. Spätestens am 9. September müssen ihre Abgesandten von Stendal nach Berlin aufgebrochen sein, denn schon im Laufe des 11. September hat der Markgraf ihre Angelegenheiten zunächst mit sieben seiner Ratgeber geprüft und noch an demselben Tage die mitgeteilte Urkunde in Berlin aufsetzen lassen. Sollte Ludwig aber am 1. oder 2. September zufällig in der Nähe von Stendal gewesen sein, dann würde er vermutlich keine ausreichende marschbereite Streitmacht zur sofortigen Verfügung gehabt haben, weil dann der Aufstand wohl nicht gewagt worden wäre, und es hätte Zeit erfordert, um das Aufgebot zusammenzuziehen. So wäre dasselbe wahrscheinlich auch nicht früher vor Stendal eingetroffen.

Nach diesen Betrachtungen muß also der Aufstand alsbald nach Niederschrift des Gildeprotokolls am 1. September ausgebrochen sein, dann aber höchstwahrscheinlich durch einen Ueberfall auf die bei dem üblichen Festessen vereinte Gildegesellschaft. Eine so günstige Gelegenheit werden die Aufständischen nicht unbenutzt gelassen haben. Hierfür spricht auch, daß der fortlaufende Text des Gildebuches auf der Mitte der zwölften Seite nach der Protokollierung der Gildebeschlüsse vom 1. September 1345 plötzlich abbricht. Das Gildeprotokoll vom 20. August 1349 ist nicht in das Gildebuch eingetragen, obgleich in demselben noch 4½ Seiten frei geblieben waren. Es ist nachträglich auf einem besonderen Blatt dem Gildebuch angeklebt worden. Das Gildebuch war mit seinen leicht als handwerksfeindlich auszulegenden Beschlüssen nur ein wertvolles Aktenstück für die feindliche Partei und mag

[1]) Er ist der erste mit der Altmark in Beziehung gekommene Hohenzoller und Großvater des Kurfürsten Friedrich I.

dem Protokollführer entrissen worden sein. Wenn die Aufständischen sich am 1. September in den Besitz des Gildeprotokollbuches gesetzt haben, dann hätten sie das nötige Material in der Hand gehabt, um die gefangen gesetzten 3 Gildemagister für die früheren Gildebeschlüsse verantwortlich zu machen, welche zu Ungunsten der Handwerker erfolgt waren.

Endlich sei noch auf Folgendes hingewiesen: Es war nach Ausweis des Gildebuches von alters her üblich gewesen, die großen Gildewahlversammlungen an einem Sonntag abzuhalten. Diesem alten Brauch entgegen wurde die Wahlversammlung am 1. September auf einem Werktag (Donnerstag) angesetzt, und es stand dahin, ob dies jemals wieder geschehen würde. Bei dem kirchlichen Sinn der Bevölkerung war aber diese an einem Werktag viel leichter zu blutigen Kämpfen zu bewegen wie am heiligen Sonntag. Vielleicht hat also die überraschende Ansetzung der Gildeversammlung an einem Werktage den letzten Anstoß gegeben, um an diesem Tage den Beschluß zum Aufstand zur Ausführung zu bringen.

„Der Nutzen, den die Wissenschaft von den Ausgrabungen haben wird, kann erst allmählich sich zeigen; wir können nur Materialien zu dem von unsern Nachkommen aufzuführenden Gebäude zuführen, indem erst dann, wenn in allen deutschen Gauen und in den angrenzenden Ländern hinreichende Ausgrabungen mit genauer Beachtung aller näheren Umstände vorgenommen sind und die Resultate vorliegen, ein vollständiger Gewinn für die Geschichte daraus hervorgehen kann.

Lassen wir uns aber dadurch nicht abhalten, thätig zu sein, wenn wir auch das Ganze noch nicht überschauen können; wir arbeiten ja in so vielen Dingen für unsre Nachwelt und auch der Greis freut sich am Ende seiner Tage, wenn er ein junges Bäumchen pflanzt, an dem erst seine Kinder und Enkel die Frucht sehen werden."

J. Fr. Danneil (im 1. Jahresbericht des A. V.)

Das Pestjahr 1636 in der Altmark.

Von P. Pflanz in Kloster Neuendorf.

Eins der schwersten Jahre, das die Altmark im 30jährigen Krieg erlebt hat, ist das Jahr 1636 gewesen. Und wir haben im Jahre 1936 besondere Ursache, daran zu denken.

Als der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg im Friedensschluß von Prag i. J. 1635 sich in dem Kampf zwischen den kaiserlichen und schwedischen Streitkräften für neutral erklärt hatte, wurde die Mark Brandenburg zum dauernden Kriegsschauplatz der beiden feindlichen Parteien und wurde von beiden wie Feindesland behandelt.

Seitdem stieg die Kriegsnot in der Altmark lawinenartig an.

W. Zahn[1]) schreibt über das Jahr 1636 abschließend folgendes: „Durch den Aufmarsch und die Durchmärsche der feindlichen Parteien hat die Altmark schwer gelitten, am meisten die Landbevölkerung. Viele Bauern hatten Haus und Hof verlassen und sich in Sümpfen und Wäldern versteckt, sie wurden von der rohen Soldateska mit Hunden herausgehetzt und „ganz erbärmlich nach allem Mutwillen traktiert." Die leerstehenden Gehöfte wurden häufig von den weiterziehenden Truppen in Brand gesteckt. Selbst Kirchen und Friedhöfe wurden nicht geschont, in Arneburg wurde die Gruft des 1463 beigesetzten Markgrafen Friedrich des Jüngern von kaiserlichen Soldaten erbrochen und geplündert, an anderen Orten wurden zinnerne Särge von den Marketendern geleert und eingeschmolzen. Vermehrt wurden die Leiden der unglücklichen Bevölkerung durch den Ausbruch einer pestartigen Seuche, welche besonders in Stendal wütete, wohin viele Bauern aus der Umgegend und Bürger aus Osterburg, Werben und Seehausen geflohen waren. Die Gesamtzahl der Gestorbenen wird auf 5000 geschätzt, die Kirchenbücher geben allerdings nur 2000 an, aber das sind nur die mit kirchlichen Ehren Begrabenen, die meisten Toten wurden an beliebigen Orten, namentlich in den Gärten, eingescharrt. In Gardelegen starben 1700 Personen, darunter 195 schwedische Soldaten. Auch die Dörfer wurden durch die Seuche entvölkert. Dazu kam die Plage der Feldmäuse, die alles Getreide auf den Aeckern verzehrten. Auch die Wölfe hatten in dem verödeten Lande so überhand genommen, daß sie ungescheut in die Ortschaften einbrachen."

Wie die Pest im Jahre 1636 in den altmärkischen Ortschaften, besonders auf dem Lande, gewütet hat, darüber soll hier eingehend berichtet werden aufgrund von Quellen, die bisher noch wenig oder garnicht benutzt sind.

[1]) „Die Altmark im dreißigjährigen Kriege." Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 80, Verlag Niemeyer, Halle, 1904.

Fr. Kaphahn[2]) weist darauf hin: es müsse „der Vorstellung entgegengetreten werden, als seien die Seuchen eine spezifische Erscheinung der Zeit des 30jährigen Krieges; vielmehr das ganze 16. Jahrhundert hindurch haben sie die altmärkischen Städte heimgesucht: Stendal in den Jahren 1516, 1526, 1538, 1548, 1583, 1591, 1598 und 1611; Salzwedel 1484, 1548, 1581, 1598, 1610; Gardelegen 1516, 1548, 1566, 1598, 1607 und die übrigen Städte in ähnlicher Weise, nur daß bei ihnen die Ueberlieferungen nicht soweit zurückreichen."

Das ist ohne Zweifel richtig. Die Pest („Drüsen-, Beulen- oder Bubonenpest", im Volksmund: „Pestilenz" oder „Schwarzer Tod" genannt) ist eine Seuche, die von der Zeit der Kreuzzüge an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, also etwa 4 Jahrhunderte lang, in ganz Europa und auch in der Mark Brandenburg immer wieder aufgetreten ist, am schlimmsten in den Jahren 1348—50. Man nimmt an, daß diese Seuche durch die Kreuzzüge aus dem Morgenland, wo sie seit alters zu Hause ist, nach Europa eingeschleppt ist und daß die Ratten, die einzigen Tiere, die für die Pestbazillen empfänglich sind, bei der Uebertragung der Pest vom Morgen- zum Abendland eine Rolle gespielt haben.

Die märkischen Chronisten des 17. Jahrhunderts wissen von rund 30 besonders verheerenden Pestilenzen, welche die Mark Brandenburg heimgesucht haben, zu melden.

Wenn also auch die Pest im allgemeinen nicht als eine „spezifische Erscheinung der Zeit des 30jährigen Krieges" bezeichnet werden kann, so sind doch zwei besonders schwere Pestjahre über die Altmark gekommen, die nur aus der Not des 30jährigen Krieges zu verstehen sind: 1626 und 1636. Die durch die ständigen Durchzüge und Einquartierungen fremder Kriegsvölker und durch gleichzeitige Mißernten verursachte Verarmung und Unterernährung der einheimischen Bevölkerung bildete den Keimboden für die Seuche. Die hin- und herziehenden Truppen mit ihrem Troß und die vor ihnen in die Städte fliehenden Landbewohner breiteten die Seuche von einem Ort zum andern aus. Und so unterscheiden sich diese Kriegspestilenzen 1626 und 1636 von den Friedenspestilenzen vor allem dadurch, daß sie ziemlich gleichzeitig in einem größeren Gebiet auftraten, besonders viel Opfer fordern und daß die durch sie verursachten Verluste nicht so schnell durch höhere Geburtenziffern in den Folgejahren wieder ausgeglichen werden wie in Friedenszeiten.[3])

Das Pestjahr 1626 soll hier außer Betracht bleiben. Bei meinem Bericht über das Pestjahr 1636 beschränke ich mich auf die altmärkischen Landgemeinden (einschließlich der Flecken und neueren Städte).

---

[2]) „Die wirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges für die Altmark", Verl. Fr. A. Perthes Gotha, 1911.

[3]) Darauf weist auch Fr. Kaphahn (a. a. O., S. 42) hin.

Was die alten sieben altmärkischen Städte in dieser Pestilenz des Jahres 1636 erlitten haben, davon ist schon vielfach in den betreffenden Stadtchroniken und Stadtgeschichten berichtet.[4])

Bei den altmärkischen Dörfern habe ich die Dörfer des Kirchenkreises Weferlingen, die früher ja nicht zur Altmark gehörten, außer Betracht gelassen.

Als Quellen für meine Darstellung habe ich vor allem die Sterberegister der alten Kirchenbücher benutzt, daneben auch einige andere Nachrichten, die ich in altmärkischen Heimatbüchern und -zeitschriften fand.

Nach E. Machholz: Die Kirchenbücher der evangelischen Kirchen in der Provinz Sachsen (Zentralstelle f. dtsch. Pers.- u. Fam.-Gesch., Leipzig 1925) reichen die Sterberegister folgender altmärkischer Kirchenbücher bis über das Jahr 1636 zurück:

1. in der Diözese Apenburg-Beetzendorf: Beetzendorf (bis 1597), Groß-Gischau (1559), Jeeben (mit Peertz) (1626), Thüritz (1626);
2. in der (ehemaligen) Diözese Arendsee: Arendsee (1628), Klein-Gartz (1631), Rademin (mit Ladekath) (1613);
3. in der Diözese Gardelegen: Breitenfeld (1623), Groß-Engersen (1628), Kloster Neuendorf (mit Jävenitz u. Zienau) (1597), Mieste (mit Miesterhorst u. Sichau) (1634), Roxförde (1603), Wiepke im Kirchenbuch von Groß-Engersen (1627);
4. in der (ehemaligen) Diözese Klötze: Calbe a. M. (1627), Güssefeld (1616), Jeetze (1573), Jeggeleben (1617), Zethlingen (1605);
5. in der Diözese Osterburg: Schönebeck (1621), Uchtenhagen (1575);
6. in der Diözese Salzwedel: Mehmke (1628), Kuhfelde (1596);
7. in der Diözese Seehausen: —;
8. in der Diözese Stendal: Bismark (1581), Groß-Möringen (1633), Poritz (1628);
9. in der Diözese Tangermünde: —;
10. in der Diözese Werben: Berge (1632), Räbel (1601).

Das wären also 33 altmärkische Dörfer (oder Flecken, jetzt z. T. auch Städte), deren Kirchenbücher über die Pest des Jahres 1636 zu befragen waren.

Eine Anzahl davon scheidet nun freilich aus, entweder weil sie lückenhaft sind und für das Jahr 1636 keine Sterberegister enthalten oder weil sie mir aus verschiedenen Gründen nicht zugänglich waren. Es sei in der oben angeführten Reihenfolge im einzelnen davon berichtet.

---

[4]) Ueber Stendal: L. Götze, Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal, in der alten Ausgabe S. 477, der neuen S. 469; über Tangermünde: A. Ritner, Altm. Geschichtsbuch, Teil III, S. 53 u. 54; über Gardelegen: Chr. Schultze, Auf- und Abnehmen der löbl. Stadt Gardelegen S. 135; über Salzwedel: A. W. Pohlmann, Geschichte der Stadt Salzwedel (allerdings ohne genauere Angaben); über Osterburg, Seehausen, Werben scheinen keine genaueren Berichte über das Pestjahr 1936 bisher erschienen zu sein. Diese Angaben verdanke ich Herrn Gewerberat i. R. Kuchenbuch in Stendal.

1. Beetzendorf[5]): Das Sterberegister 1636 zeigt normale Eintragungen, also keine Pest.

2. Groß-Gischau[5]): In dem ältesten Kirchenbuch finden sich völlig unregelmäßige Eintragungen, mit Kirchenrechnungen und dgl. vermischt. Scheinbar sind fliegende Blätter einmal willkürlich gebunden worden ohne chronologische Reihenfolge. Eintragungen über die Zeit um 1636 waren nicht festzustellen.

3. Jeeben:[6]) Es finden sich in dem Kirchenbuch zwar Eintragungen über die Pest i. J. 1626 in Jeeben und 1629 in Peertz, aber nichts über Pesttodesfälle i. J. 1636. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß das Kirchenbuch erst später, wahrscheinlich i. J. 1643, angelegt ist und daß diese nachträglichen Eintragungen aus den früheren Jahren (wohl aufgrund von losen Blättern), wie viele leere Seiten beweisen, lückenhaft geblieben sind. Darum ist es nicht ausgeschlossen, daß auch i. J. 1636 die Pest in Jeeben und Peertz gehaust hat.

4. Thüritz:[7]) Hier sind i. J. 1636 keine Todesfälle vorgekommen, dagegen sind i. J. 1636 eine, 1637 zwei Personen an der Pest gestorben.

5. Arendsee:[8]) Es starben i. J. 1636 etwa 200 Personen im Pfarrbezirk Arendsee (einschließlich der Ortschaften Gestien, Ziessau und Schrampe). Sonst sind hier in den Jahren 1629—35 durchschnittlich nur etwa 19 Personen jährlich gestorben und in den Jahren 1637—46 durchschnittlich nur etwa 12 (obgleich i. J. 1639 u. 1640 wieder höhere Sterbeziffern infolge der Pest erscheinen). Als Ursache des großen Sterbens i. J. 1636 ist die Pest angegeben. Arendsee hat nach den Angaben von Felcke (Chronik der Stadt Arendsee i. d. Altmark, Gardelegen 1891—92, S. 121) im Jahre 1750 nur 727 Einwohner gehabt, im Jahre 1636 gewiß nicht mehr, sondern weniger, auch die eingepfarrten Dörfer Gestien, Ziessau und Schrampe sind damals nur sehr klein gewesen. 200 Sterbefälle in einem Jahr, das war also wohl der fünfte oder gar vierte Teil aller Einwohner!

6. Klein-Gartz (mit Könnigstedt u. Vissum)[9]). In Königstedt ist i. J. 1636 niemand gestorben, in Vissum nur eine Mutter mit ihrem zweijährigen Kind. In Klein-Gartz sind im Sterberegister 1636 zunächst 5 Todesfälle eingetragen, die nicht durch die Pest verursacht sind. Dann aber steht im Trauregister nach einer Eintragung vom 8. Oktober: „Nach dieser beiden Leute Hochzeit fing die Pest zu Klein-Gartz an und starben:"

Und nun folgen im Oktober und November 20 Todesfälle. Zuerst werden aus dem Haus des Krügers 3 Kinder begraben, dann die Magd und 3 Kinder von Jochim Behrens; „den 18. huius (Oktober) starb Hans Planken sein Sohn Hans, den 19. seiner Ehefrau zwei Schwestern, welche alle drei, doch in besonderem Sarg, beigesetzet wurden." Dann kommt die Pest in Jürgen Vetters Haus, rafft am 1. November die Hausfrau Anna Meyer und am 4. „ihre Mutter samt ihrer Tochter Kind" dahin und am 9. Hans Meyer, des Pastors Knecht, offenbar einen vorehelichen Sohn der Frau Vetter. Am 13. November starben auf des Krügers Hof noch „des Kuhhirten Frau und Merten Simons, Pferdejunge." Am 16. November „wurde hinausgetragen des Schäfers Frau, am 17. „ihr Sohn", am 20. „der Mann, ein frommer und gottesfürchtiger Mann, liegen alle drei hinter der Kirche begraben."

[5]) Nach Angaben von Pfr. Bierhub-Beetzendorf.

[6]) Nach Angaben von Pfr. Holzheuer-Jeeben.

[7]) Nach Angaben von Pfr. Fritze-Thüritz.

[8]) Nach Angaben von Pfr. Kannicht-Arendsee.

[9]) Nach den ausführlichen Angaben, die ich Pfr. Molsen-Klein-Gartz verdanke ebenso wie die Angaben über die Parochie Ladekath-Rademin.

Es sind sonst in Klein-Gartz in den Jahren 1634—1673 durchschnittlich nur 1—2 Personen jährlich gestorben. Das Dorf hatte damals nur etwa 12—14 Höfe und ein Hirtenhaus, also wohl nicht viel mehr als 100 Einwohner. Im Jahre 1636 ist dort also etwa der vierte Teil der Dorfbewohner gestorben.

In der benachbarten Parochie Ladekath—Rademin scheint die Pest nicht ganz so schlimm gehaust zu haben; sie ist hier auch nicht besonders als Todesursache angegeben. Es starben in Rademin i. J. 1636: 5 Personen, darunter aus der Familie Hartmann die Hausfrau und 2 Söhne. Rademin hat damals etwa 14 Höfe gehabt und ein Hirtenhaus. Es ist dort in den Jahren 1613—1653 durchschnittlich nur eine Person jährlich gestorben. So liegt also die Sterbeziffer des Jahres 1636 auch hier weit über dem Durchschnitt, und der Grund dafür ist sicherlich die Pest gewesen.

Schlimmer hat die Seuche in Ladekath gehaust. Das hatte damals nur etwa 8 Höfe und ein Hirtenhaus. Und in den Jahren 1613—1653 betrug der jährliche Durchschnitt der Todesfälle kaum 1. Aber i. J. 1636 starben 14 Personen, davon 13 aller Wahrscheinlichkeit nach an der Pest. Die Seuche scheint hier ebenso wie in Rademin schon im Juni oder Juli ausgebrochen zu sein und hat bis in den November hinein gedauert. Auch ins Pfarrhaus ist sie eingekehrt. Am 8. Oktober starb des Predigers Erdmann Schulze Sohn, am 12. seine Frau Ilsabe geb. Lange, am 14. seine Tochter Ilsabe.

7. Breitenfeld: Die Angabe Machholz', daß das Sterberegister von Breitenfeld i. J. 1623 beginne, ist falsch. Es findet sich im Breitenfelder Pfarrarchiv ein Sterberegister von Quarnebeck, das i. J. 1623 beginnt und in dem das Pestjahr 1626 deutlich erscheint, dann aber folgen Lücken. Ueber das Pestjahr 1636 fehlen Eintragungen.

8. Groß-Engersen:[10]) Das älteste Kirchenbuch enthält zugleich die Eintragungen von Groß- und Klein-Engersen und Wiepke. In dem Sterberegister ist in den Jahren 1628—40 der jährliche Durchschnitt der Todesfälle zwischen 6 und 7. Aber i. J. 1636 sind 67 Personen gestorben. Die Pest ist bei diesen sehr kurzen Eintragungen nicht besonders als Todesursache angegeben, aber sie ist sicher auch hier die Ursache der großen Sterblichkeit. Und man kann deutlich beobachten, wie sie in bestimmten Familien hauste. In der Zeit vom 13.—31. August starben aus der Familie des Levin Wernicke (in Wiepke?) 7 Kinder. In den folgenden Monaten werden vor allem die Familien Meier (5 Todesfälle), Wefer (4 Todesfälle), Krüger (7 Todesfälle) heimgesucht. Unter den Verstorbenen sind mehr als die Hälfte Kinder,

[10]) Nach den ausführlichen Angaben von Pfr. Schrader-Zichtau.

auch ein Sohn des Pfarrers ist darunter. Die letzte Eintragung im Sterberegister 1636 ist vom 10. Dezember. Da scheint die Pest endlich zum Stillstand gekommen zu sein.

Da die 3 Dörfer Wiepke, Groß- und Klein-Engersen damals zusammen wohl nicht viel mehr als 300 Einwohner gehabt haben, so hat auch hier die Pest i. J. 1636 fast den vierten Teil aller Einwohner dahingerafft.

9. Kloster Neuendorf mit Jävenitz und Zienau: Das älteste, ziemlich sorgfältig und lückenlos geführte Kirchenbuch, das mit dem Jahr 1597 beginnt, zeigt das Pestjahr 1636 mit grausiger Deutlichkeit und hat mir den ersten Anlaß zu dieser Arbeit gegeben.[11])

Kloster Neuendorf: Die durchschnittliche Sterbeziffer betrug in den Jahren 1627—1635: 4—5, in den Jahren 1637—1646: 2—3. Im Sterberegister des Jahres 1636 stehen 19 Personen, als erste am 4. August „Fraw Katharina von Rintorff, des Edlen u. Vesten Christoff Wollichen zu Polwitz vordem Erbsessen hinterlassene eheliche Witwe." „Sie ist, nachdem Sie aus noth in Gardelegen eine Zeit lang beigesetzet worden, hernach bei uns begraben, V. da damals wegen harter boser Einquartierung der 430 kranker pestilentzischer u. verwundeter Soldaten nicht hat können ihr ein Threugedechtniss aufgerichtet werden, Ists durch eine Leich Sermon geschehen 14. oct. Gott sei ihr ewig gnedig, nach ihrer vielfeltigen harten Trübsal v. sei gelobet u. gebenedeiet daß er sie aus dieser heilosen Welt heraus genommen. Er helff uns auch gnedig hernacher ums Chr. J. willen."

Dann folgt:

„28. Sept. ist an der Pest gestorben unsere gewesene 16jährige Kusterinne Anna Wernicken[12])

NB dis ist die erste Pest, die bei Menschengedenken auf unserm Kloster gehauset hatt. at in promptu causa est.

6. Oct. gestorben an der Pest Hans Hopffners Sohn Hans

6. Octob. ist zu Jebenitz wegen genommener Flucht selig an d. hauptkrankheit entschlaffen Gertrud Engels Peter Engels S. Tochter, vordem lang gewesene getrewe Magd der Brunnen Junffern. Gott sei ihr gnedig.

2. Nov. ist an der Pest gestorben unser Pförtner Jochim Loiche, unser Amptspförtner. er hat die pest aus Gardelegen mitgenommen. Gott sei ihm gnedig.

3. Nov. ist in Gardelegen selig entschlaffen nach langer Schwacheit und hernach bei uns begraben die Jochim Spechtische eine ziemlich betagte Person, die sehr viele Jahr dem Ampt in d. Schaffmeisterei und Hofemeisterei zu Tristet bedienet gewesen. Ihr Creutz'kelch ist ihr am

[11]) In der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Lieb' Heimatland", Monatsbeilage des Gardeleger Kreisanzeigers, 1926 (Nr. 10), habe ich schon das meiste daraus veröffentlicht.

[12]) Dieser Todesfall ist zuerst versehentlich im Zienauer Sterberegister eingetragen. Die Eintragung ist dort später durchstrichen, es wird darin aber erwähnt daß die 430 Mann sächsischer Soldaten 1½ Wochen hier im Quartier gelegen haben. Und zu Anna Wernickes Tod wird noch folgendes bemerkt: „Sie ist jemmerlich gestorben zu Jebenitz, und noch elender begraben. Der Man hat sie selbst müssen begraben, keiner nach hat sie begleitet. So gehts wen man nicht den Bauch anderer kan füllen."

und am heufigsten (?) volgeschenket. Gott gebe ihr sanffte ruhe u. froliche Auferstehung.

Item Der Ehrenvester Ehrenwolgeachtet G. Johan Schmidt Berolinensis, 18 Jahriger Korn Schreiber in unserm Ampt, nachdem er in den dritten Tag zu Gardelegen an der Pest gelegen und gestorben, die er auch böse Einquartierung wie auch Verlust aller guter empfunden. Gott erfrew ewig seine Seele, und helff uns andern auch in dieser bösen Welt, durch die Welt endlich aus der Welt.

Diese 3 sind zugleich (ohne Leichpredigt) begraben.

4. Nov. ist selig entschlafen unser getrewer Schweinemeister Hans, nachdem er lang theils mit Pest, theils mit überaus harter Dürftigkeit geplaget. Gott geb ihm ewig Freude, u. versorge gnedig seine armen hinterlassene.

5. Nov. ist in Gott entschlaffen an Pest und Hunger Lisabeth, unsers Küsters eltestes Kind. Gott hatts reichlich versorget, dessen Name sei gelobet.

15. Nov. ist in Gardelegen an der Pest gestorben und hie begraben Jochim Lists unsers Holtzvogdes Schwester Anna eine erwachsene magdt.

1. Advent begraben M. Christoff Banniers todtgeborenes Kind Item Christoff, unsers Küsters eltester Sohn.

2. Advent an der Pest gestorben nach der Widerkunft aus Gardelegen Trincke Koggen, Peter Koggen S. eheliche Tochter, irgend ein 11jehriges Megdlein.

Selig ist da auch in Gardelegen an der Pest gestorben und hie begraben M. Kersten Krause lang gewesener Schneider dieses Orts. Gott sei ihm gnedig.

4. Advent ist alhie entschlaffen Bastian von Jebenitz, der Tagelöhner, damals einwohner in des Kornschreibers Hofe, der auch noch wol were zu gebrauchen gewesen.

Am 3. Feiertage im h. Weihnachtsfest ist selig entschlaffen Stephanus Schultz unser gewesener 17 Jehriger Küster alhie, nach dem er gantz matt u. Stimmlos gewesen, eine lange Zeit, endlich darauff in der überaus elenden Zeit eine weile bei einsamkeit gesiechet. Er ist gewesen from und willig aber gar zu truncksliebend, und deswegen offt mit seinem grossen schaden seumig. Gott sei ihm ewig gnedig und helffe gnedig auch uns in und aus dieser elenden wunderlichen Welt. Gelobet sei auch Gott, der dieses ge(nann)? ten Steffens Seinigen all vorher abgefordert hatt und sie zur seligen ruhe gebracht. Er erweise auch uns andern solche gnade bei diesen jämmerlichen Zeiten.

(Nachtrag). Item bei heilosem Zustande aufm Lande in Gardelegen gestorben und auf S. Jürgens Gottes Acker begraben.

1. Sanna eine fromme feine Magd J. Hippol. Soph. von Rossow.

2. Jochim Meinickens Kind.

Item zu Tristedt eingescharrt aus noth Hein, d. Schweinejung doselbsten".

Jävenitz: Die durchschnittliche Sterbeziffer betrug in den Jahren 1627—1635: 3—4, in den Jahren 1637—1646 sind insgesamt nur 4 Personen gestorben. Aber im Sterberegister 1636 stehen 31 Personen, die meisten im Oktober und November. Als Todesursache ist nur einigemal die Pest besonders angegeben, aber wohl bei den meisten Verstorbenen anzunehmen. Einzelheiten:

„5. Sept. gestorben Paul Schaffmeisters Kind, welches vor lange gekrancket, Item des Schultz Kindt. Noch 1 Kind Paul Schaffmeistern. Noch 1 Kind dem Schultzen. Sind all 4 zugleich begraben". — 6. Nov. ist selig entschaffen Michel Wernicke Ackermann in Jebenitz, ein frommer stiller fleissiger bescheidener Man, Kranckheit ist gewesen Hauptplage, Hunger, Pest. Auch gestorben an der Pestilentz Kon Kochs Megdichen. — 8. Begraben Hans Herd, auch Ackermann in Jebenitz dem man sein Leben auch gerne lenger hätte gönnen mögen. Aber der Todt ist nunmehr nicht zu settigen. Gott helff uns durch umb Christi willen. — Item Michel Wernicken S. hinterlassenes kleines letzstes weiselein. Gott sei gepreiset der es nunmehr reichlich speiset." (Die Mutter war schon am 14. Oktober gestorben, der Vater am 6. November). — „18. Novemb. begraben 3 Kinder."

„4. Advent ist entschlaffen Pasch Gäde Schultze in Schultzen Ampt undienlicher schädlicher Man. Gott sei ihm gnedig und helffe weiter wie uns allen also auch dem Jevenichtischen Dorfe. Dis ist der 6. Hauswirth".

„Item in Gardelegen gestorben in der Flucht bei hohem Jammer an der Pest und abmattung Asmus seine Frav Item seine 3 Kinder. Sind aufs h. Geistes Gottes Acker begraben, weil ausser der Stadt lauter Teuffel waren. Item die alte fromme Schernikousche. Item Hans Müllers Kind, Sind auch da beerdigt. Item Mertens Mewes ein Ackermann und newer Hauswirth in Jebenitz" — „7 Hauswirthe gestorben in 1 Jahr, ist sehr viel. restans (= übrig) nur noch 4. ist sehr wenig".

11 Hauswirte, das heißt also wohl etwa 100 Einwohner. 31 Todesfälle, das heißt also: etwa der dritte Teil aller Dorfbewohner im Pestjahr 1636 gestorben!

Zienau: die durchschnittliche Sterbeziffer betrug in Zienau in den Jahren 1627—1635 nicht ganz 2, in den Jahren 1637—1646 etwas mehr als 1. Im Jahre 1636 aber starben hier 24 Personen, der Pfarrer zählt sie am Schluß des Sterberegisters zusammen: „4 Hauswirth, 3 Fraven, 2 Knecht, 1 Jung, 1 Magd, 1 Dirn, 12 Kinder". Das ist sicherlich ein Viertel sämtlicher Dorfbewohner gewesen, wahrscheinlich noch mehr. Die ersten 4 Todesfälle i. J. 1636 sind nicht durch die Pest verursacht. Aber am „10. Sept. ist an der Pest, wie es sich ansehen lasset, gestorben Jochim Perlbergs kleines Kind". Und dann geht es so weiter bis tief in den November hinein. Meist ist die Pest als Todesursache angegeben, einmal auch „Durchlauff und ander langwierige plage", einmal auch „Pocken". Aber das sind alles sicher nur Begleiterscheinungen der Pest. Einige Einzelbilder aus diesen „Sterbensläuften" in Zienau:

„Item (25. Sept.) die alte Listische eine Bettelfrav, die 14 tag unbegraben gelegen wegen der Nachtbaren bescheit".

„28. Oct. ist selig entschlaffen an der Pest Heinrich Weber Ackermann in Sinow, ein iunger 21jähriger Hauswirt, und sonst ein frommer wilfertiger Man, den zur Pest sehr geholffen der grosse Schrecken, auch schwere 3tagige kelte im raube, da er ohne Hembde 3 tage gelegen im walde".

Zum Schluß des Sterberegisters werden 4 Verstorbene genannt, 3 Kinder und 1 Mutter: „Diese sint wegen der gefahr ohne ceremonien begraben".

10. Mieste mit Miesterhorst und Sichau: — —

11. Roxförde: Das älteste Kirchenbuch beginnt zwar mit dem Jahr 1603, hört damals aber i. J. 1629 auf und fängt erst i. J. 1646 wieder an.

Ueber Wiepke siehe Groß-Engersen!

12. Calbe a. d. Milde:[13]) Im Jahre 1636 starben in Calbe 114 Personen, die namentlich aufgeführt sind. Eine Eintragung lautet aber ganz allgemein: „Viele Soldaten und Soldatenkinder begraben an der Pest", sodaß also erheblich mehr als 114 Menschen gestorben sein müssen. Nur bei 20 der Verstorbenen ist als Todesursache die Pest angegeben. Da von 1618 bis 1668 insgesamt 657 Personen, also im Durchschnitt der 50 Jahre 13 Personen pro Jahr gestorben sind, kann als bestimmt angenommen werden, daß von den im Jahre 1636 verstorbenen 114 Personen mindestens 100 an der Pest starben.

Als besondere Bemerkungen könnten außer der obigen von den vielen Soldaten auch noch der Hinweis gelten: „Arends der Stadtknecht, seine Frau und sein Kind starben an der Pest und wurden in einem Grab beigesetzt",

„. . . starb das Kind Joachim Klingebiel und seine Bademutter des Joachim Klingebiel Frau",

„. . . Joachim Philipps, seine Frau und ein Kind. Sie wurden im Hofe eingegraben, weil sie keiner beerdigen wollte".

Calbe a. d. M. hatte nach Angabe der Visitationsabschiede i. J. 1541 und auch i. J. 1600: 300 Communikanten, also wohl 4—500 Einwohner. Diese Zahl können wir auch für 1636 annehmen. Dann hat die Pest dieses Jahres auch hier etwa den vierten Teil der ganzen Einwohnerschaft dahingerafft.

13. Güssefeld: In der Chronik des Güssefelder Kirchenbuches aus dem 30jährigen Krieg, nach den Aufzeichnungen des damaligen Pastors Rodedöwel bearbeitet von Pastor Güssow-Güssefeld (abgedruckt in H. Sültmann: Der Calbesche Werder, S. 307 ff), heißt es vom Jahre 1636: „Das Kriegsunglück wurde vergrößert durch eine im gleichen Jahre auftretende Pest, woran in Güssefeld vom August bis November 40, in Jeetze und Siepe 35 Personen starben".

14. Jeetze:[14]) Die Pest hat hier viel schlimmer gehaust, als nach der obigen Angabe anzunehmen ist. Es sind i. J. 1636 in Jeetze 62 Personen gestorben, bei 50 von ihnen ist die Pest als Todesursache

[13]) Nach Mitteilung des Bez.-Schornsteinfegermeisters Stemmle in Calbe.

[14]) Nach Mitteilung von Pfr. Lic. Pfachler in Jeetze.

angegeben. Der jährliche Durchschnitt der Sterbeziffern betrug in den Jahren 1627—1648: 8—10. Nur i. J. 1628 starben — auch an der Pest — 65 Personen.

15. Jeggeleben:[15]) „Das Jahr 1636 weist im Kirchspiel Jeggeleben, auch abgesehen von der Pest, besonders viel Todesfälle auf, im ganzen 58. Dabei ist jedoch das Merkwürdige, daß hiervon 10 Fälle nach Salzwedel gehören, so daß die Betreffenden dort beerdigt oder auch dort gestorben und beerdigt sind. Im ganzen starben 1636 in

Jeggeleben:	6,	davon	an	der	Pest:	2;
Zierau:	5,	„	„	„	„	—;
Depekolk:	7,	„	„	„	„	—;
Liesten:	4,	„	„	„	„	—;
Benkendorf:	36,	„	„	„	„	16.

Bei 20 Todesfällen in Benkendorf ist nicht die Pest als Todesursache angegeben. Doch ist die Zahl derart hoch gegenüber den andern Dörfern, auch gegenüber anderen Jahren, daß ich vermute, daß auch hier noch Pestfälle anzunehmen sind. Die Pestfälle in Benkendorf haben folgende Daten: 7. Sept.: 1 Frau, 19. Sept.: 1 Mann, 20., 23., 29. Sept.: je 1 Kind, 30. Sept.: 1 Mann, 1 Kind, 2. Okt.: 1 Frau, 1 Knecht, 1 Kind, 4. Okt.: 1 Mann, 1 Mädchen, 1 Kind, 22. Okt.: 1 Junge, 28. Okt.: 1 Kind, 18. Nov.: 1 Junge.

Die Pestfälle in Jeggeleben sind: 11. Nov.: 1 Magd, 25. Nov.: der Schuster."

Die durchschnittliche Sterbeziffer betrug in den Jahren 1627—1635: 9—10, in den Jahren 1637—1648: 8.

16. Zethlingen: „Die Zethlinger Kirchenbücher berichten aus dem Jahre 1636 nichts von der Pest[16]).

17. Schönebeck: (Kr. Osterburg)[17]) In den Jahren 1627 bis 1635 betrug der jährliche Durchschnitt der Todesfälle 3—4, in den Jahren 1637—1646: 1—2. Aber i. J. 1636 sind 20 Personen in Schönebeck gestorben. Bei den ersten 6 Todesfällen im Juli bis September ist die Todesursache nicht angegeben. Aber bei den übrigen 14 von 7. September bis 27. Dezember steht wiederholt: „an der Pest gestorben." Schönebeck, heute noch ein Dörflein von etwa 150 Einwohnern, hat damals wohl kaum 100 Bewohner gehabt. Der fünfte Teil davon ist also i. J. 1636 gestorben.

18. Uchtenhagen:[18]) Von 1632 bis 1644 sind hier keine Todesfälle im Kirchenbuch angegeben.

19. Mehmke:[19]) Hier stehen im Sterberegister 1636 nur 3 Todesfälle, 2 davon aus Wüllmersen. Aber bei zweien sind „die Pocken" als Todesursache angegeben und bei dem dritten steht: „Den 23. Dezember, der Freytag vorm Christtage, ist Hans Schultze, Schultze

[15]) Nach Mitteilung von Pfr. Corsepius in Jeggeleben.

[16]) Nach Mitteilung von Pfr. Reichmann in Winterfeld.

[17]) Nach Mitteilung von Pfr. Goldmann in Schmersau.

[18]) Nach Mitteilung von Pfr. Kausch in Walsleben.

[19]) Nach Mitteilung von Pfr. Ehrke in Mehmke.

zu Wüllmersen, an der Pest, wie man meinet, gestorben." Also gespukt hat die Seuche auch hier Ende des Jahres 1636.

20. Kuhfelde:[20]) In dem alten Kirchenbuch fehlen von 1632 ab für die folgenden Jahre sämtliche Eintragungen, somit auch das Sterberegister 1636.

21. Bismark: Hier sind i. J. 1636 168 Personen gestorben und es wird bemerkt, daß „nicht alle haben verzeichnet werden können." Die Pest ist dabei nicht ausdrücklich als Todesursache angegeben. Aber die Zahlen sprechen deutlich dafür, denn in den Jahren 1627—1635 sind durchschnittlich nur 10, in den Jahren 1636—1646 nur 4 Menschen jährlich hier gestorben. Bismark hat noch i. J. 1800 nur 835 Einwohner gehabt, i. J. 1670, nach den schweren Leiden des 30jährigen Kriegs, hatte es nur noch 50 Bürger. Ums Jahr 1636 mag es also etwa 6—700 Einwohner gehabt haben. Also auch hier wird das Jahr 1636 etwa den 4.—5. Teil aller Bewohner ins Grab gebracht haben.

22. Groß-Möringen: Ueber das Pestjahr 1636 im Pfarrbezirk Groß-Möringen wird in dem „Lebenslauf Herrn Johannes Grubens, Pastors zu Großen und lütken Möringen, von ihm selber beschrieben anno 1668"[21]) folgendes berichtet: „Dieselbe (Pest) fing im April an, wehrete das gantze jahr hindurch, fraß viele leute, auch die meisten Priester und Edelleute im lande hinweg, dieses war eine elende Zeit, allenthalben Krieg, allenthalben Hunger und theure Zeit, allenthalben pest." — „In seinen beiden gemeinen hat der Pfarrer 62 Personen, als hier 50, zu lütken Möring 12 begraben, ohne die in Stendal und anderswo begraben worden oder weggekommen daß man nicht weiß wohin. Hier starben die leute so weg, daß keine mehr waren, die die todten hinwegtrugen, und endlich die weiber mußten tragen helfen." Der erste, der der furchtbaren Seuche erlag, war der Küster, Valentin Osthern, so daß der Pfarrer in dieser schweren Zeit auch dessen Hilfe entbehren mußte. Aus dem gutsherrlichen Hause derer von Metzdorf starben außer zwei Mägden zehn Familienglieder, darunter der Hausherr Hans von Metzdorf selbst. Auch im Pfarrhause forderte die Seuche ihre Opfer, des Pfarrers Schwiegermutter und eine Magd; ja zuletzt wurde auch die Pfarrerin von der furchtbaren Krankheit ergriffen und lag hart danieder. Doch genas sie durch Gottes Gnade wieder."

23. Poritz:[22]) Hier weist das Sterberegister 1636 69 Todesfälle auf. In den Jahren 1628—1635 beträgt der Jahresdurchschnitt der Todesfälle nur 6—7, in den Jahren 1637—1648 nur 1—2. Bei den ersten 6 Sterbefällen des Jahres 1636 ist die Pest nicht als Todesursache angegeben, aber dann bei den übrigen 63 meistens, zuweilen auch „papuli", d. h. Blattern. Man kann auch hier wieder deutlich beobachten, wie die Pest in einigen Häusern besonders wütete. Auch ins Pfarrhaus kehrte sie ein, rafft des Pfarrers „ancilla cephalica" (?), also die Magd, hinweg. Auch aus der adligen Familie von Runstedt starben 4 Personen, aus der Familie von Rossow 3. Es sind zwar bei den meisten dieser Todesfälle keine Daten an-

[20]) Nach Mitteilung von Pfr. Schulz in Kuhfelde.

[21]) Veröffentlicht im Altmärkischen Hausfreund-Kalender 1896, S. 22 ff., von Pfr. Rd. Schapper in Groß-Möringen.

[22]) Nach den dankenswerten ausführlichen Mitteilungen von Pfr. Arndt in Kremkau.

gegeben, aber aus den wenigen, die angegeben sind, kann man schließen, daß die Pest auch hier in den Herbstmonaten gewütet und etwa innerhalb 11 Wochen 63 Menschen dahingerafft hat. — Erstaunlich ist, wie der Pfarrer Johannes Falk alle diese Todesfälle in zierlichem Latein mit immer wechselnden Ausdrücken in das Sterberegister eingetragen hat. Jedenfalls ist Poritz sehr schwer von der Pest heimgesucht. Nach dem Visitationsabschied von 1540 hatte das Dorf „bei 100 Communikanten", also doch wohl höchstens 200 Einwohner. Dann ist also ein Drittel aller Dorfbewohner i. J. 1636 verstorben. Pfarrer Arndt-Kremkau weist noch auf eine Erscheinung hin, die man wohl als Folge dieses verheerenden Pestjahres ansehen muß: Das Poritzer Sterberegister führt in den Jahren 1637—40 viel Verstorbene aus Büste, Kakerbeck, Bismark, Jeetze und Arensberg auf, aber nicht einen mehr aus Poritz. „Es scheint doch so, als ob in diesen Dörfern kein Pfarrer gewesen ist und der Poritzer Pfarrer überall zu Beerdigungen geholt ist." Eine andere Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung wäre, daß Einwohner aus jenen benachbarten Ortschaften in die ausgestorbenen Häuser von Poritz gezogen und dort — vielleicht auch noch durch Pestbazillen angesteckt — bald gestorben sind.

24. Berge b. Werben und Räbel: — — —

Diese Mitteilungen über das Pestjahr 1636 in der Altmark beruhen zum weitaus größten Teil auf den Angaben, die mir meine altm. Amtsbrüder auf meine Bitte aus den Sterberegistern ihrer ältesten Kirchenbücher gemacht haben. Wenn man bedenkt, wieviel außerordentliche Arbeit jetzt gerade auf den altmärkischen Landpfarrern lastet durch die Verwaltung von vakanten Nachbarpfarrstellen und durch Nachforschungen in ihren Kirchenbüchern für „arische Nachweise" u. dgl., so muß man es sehr dankbar anerkennen, daß fast alle, an die ich mich mit dieser Anfrage über das Sterberegister 1636 gewendet habe, — viele von ihnen sogar sehr ausführlich — darauf geantwortet haben. Zugleich aber wird dabei auch wieder einmal deutlich, was für eine wertvolle Quelle — nicht nur für Familienforschung und Ortsgeschichte, sondern auch für altmärkische Heimatgeschichte — unsere Kirchenbücher sind.

Ueber das Pestjahr 1636 in der Altmark ergibt sich nun aus den oben mitgeteilten Angaben folgendes Gesamtbild:

1. In den Kirchenbüchern altmärkischer Landgemeinden, in denen sich Sterberegister des Jahres 1636 erhalten haben, erscheint in allen diesen Sterberegistern, soweit sie mir für diese Arbeit zugänglich waren, bis auf wenige Ausnahmen (Beetzendorf, Thüritz, Königstedt, Vissum) die Pest. Daraus kann man wohl schließen, daß diese Seuche im Jahre 1636 den weitaus größten Teil unserer altmärkischen Landgemeinden heimgesucht hat.

2. Unter den altmärkischen Landgemeinden, in denen nach Angabe des Sterberegisters i. J. 1636 die Pest gehaust hat, ist nur eine (Mehmke), in der die Zahl der Todesfälle ziemlich gering (3) geblieben ist. Aber es scheint in diesem Fall auch zweifelhaft zu sein, ob es wirklich die Pest gewesen ist. In all' den andern Gemeinden

liegt die Sterbeziffer des Jahres 1636 weit über dem Jahresdurchschnitt der Jahre vor und nach 1636. Ich habe dabei in der Regel die Jahre 1627—1635 und 1637—1646 in Betracht gezogen. Das Jahr 1626 ist, wie oben schon gesagt, auch ein großes Pestjahr in der Altmark gewesen, seine Sterbeziffer liegt also auch weit über dem Durchschnitt und mußte daher für die Berechnung der normalen Sterbeziffer außer Betracht bleiben. Den Jahresdurchschnitt der Sterbeziffer vor und nach 1636 habe ich in der Regel getrennt angegeben, weil nach dem großen Sterben des Jahres 1636 mit der Einwohnerzahl natürlich auch dieser Jahresdurchschnitt der Sterbefälle gesunken ist. Die oben angegebenen Sterbeziffern des Jahres 1636 sind etwa 9—10 mal so groß wie die durchschnittlichen Sterbeziffern der Jahre 1627—1646.

Es ist schwer, über die Einwohnerzahl der altmärkischen Dörfer in der Zeit um 1636 einigermaßen zuverlässige Angaben zu machen. Wo ich Anhaltspunkte dafür fand, ergab sich, daß die Pest des Jahres 1636 in der Regel den fünften, vierten oder gar dritten Teil der Einwohnerschaft „gefressen" hat.

3. Die Pest hat i. J. 1636 in den meisten altmärkischen Dörfern erst im September begonnen und im November oder Dezember aufgehört. Nur von Groß-Möringen wird berichtet, daß sie dort schon im April 1636 ausgebrochen sei. Auch in Ladekath und Rademin scheint sie schon im Juni oder Juli ihre ersten Opfer gefordert zu haben.

Aber — das geht aus den altmärkischen Sterberegistern deutlich hervor — ihren Höhepunkt hat diese Pestilenz im Herbst des Jahres 1636 erreicht: in den Monaten September, Oktober und November. Und, wie es z. B. im Sterberegister von Kloster Neuendorf[23]) besonders angegeben, wie es aber auch wohl für die meisten anderen altmärkischen Ortschaften anzunehmen ist, sind die „kranken pestilentzischen u. verwundeten Soldaten" der schwedischen und der sächsischen Armeen, die im Herbst des Jahres 1636 unter schweren Kämpfen und wechselvollen Geschicken in der Altmark hin und her zogen, die Hauptträger dieser Seuche gewesen.

4. Wie die Seuche in den altmärkischen Ortschaften gehaust hat, wie sie einzelne Familien besonders heimgesucht, wie viel Kinder sie hinwegraffte, wie sie auch Guts- und Pfarrhäuser nicht geschont hat und welche schauerlichen Einzelheiten sich dabei ergeben haben, das geht aus den oben mitgeteilten Kirchenbucheintragungen deutlich genug hervor.

Zum Schluß: auch dieses große Sterben des Jahres 1636 hat unser altmärkisches Landvolk überstanden. Wenn auch manches Haus dabei leer und wüst geworden ist, so ist doch keins von all' diesen alt-

[23]) Auch in der Gardeleger Chronik von Chr. Schultze heißt es über die Pest des Jahres 1936: „Endlich Anno 1936 ging es wieder scharff fort, damals, als Bannier mit dem gantzen Krieges-Heer hier passirte."

märkischen Dörfern, in denen die Pest den fünften oder vierten oder gar dritten Teil der Einwohnerschaft „gefressen“ hat, dadurch wüst geworden.

Es gibt zwar in der Altmark sehr viel „Wüstungen“[24]). Aber sie sind fast ausnahmslos im 10. bis 15. Jahrhundert entstanden, die meisten in dem Zeitraum zwischen 1250 und 1450, und zwar in der Regel durch wirtschaftlich ungünstige Verhältnisse (Wassermangel, Mißernten, Wildschaden u. dgl.) „Die früher geltende und noch heute überall im Volk verbreitete Ansicht, daß die Verödung der deutschen Ortschaften durch den Dreißigjährigen Krieg herbeigeführt sei, ist längst als irrtümlich nachgewiesen. Das gilt auch für die Altmark“ (Zahn, a. a. O. Einleitung, S. XXI).

Daß das altmärkische Landvolk auch diese schlimmste Zeit des 30jährigen Krieges von 1635—1640, auch dies grausige Pestjahr 1636 so überstanden hat, das ist auch ein Beweis für seine große Lebenskraft und für seine innere Gesundheit.

[24]) Vgl. dazu: W. Zahn Die Wüstungen der Altmark: Verl O. Hendel, Halle, 1909.

Es waltet ein wissenschaftlicher Zweck bei Sammlung dieser Alterthümer vor. Aber dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn von den gesammelten Denkmälern alle näheren Umstände bekannt sind, unter denen sie der Erde entnommen wurden. Hunderte von vollständigen Urnen und Kostbarkeiten aus dem edelsten Metall haben für den Forscher gar keinen Werth, wenn er von ihnen weiter nichts weiß, als daß sie da sind, während ein Stück verrostetes Eisen, eine einzige Gefäßscherbe, wenn die näheren Umstände, unter denen und die Art und Weise, wie es gefunden ist, bekannt sind, wichtige Resultate geben können.“

J. Fr. Danneil (im 1. Jahresbericht des A. V.)

Salzwedeler Zinngießer.

Von Franz Bohnstedt, Salzwedel.

In den Sommermonaten des Jahres 1935 hatte das Johann-Friedrich-Danneil-Museum eine Sonderausstellung von alten Zinngeräten zusammengestellt, die nicht nur in der Stadt Salzwedel, sondern darüber hinaus in der ganzen Altmark Beachtung fand. Dieser Sonderausstellung lag der Gedanke zu Grunde, den Besuchern des Museums in möglichst vielen Stücken die Erzeugnisse einer nachweisbar einheimischen Handwerkskunst zu zeigen. Es waren daher fast ausschließlich Arbeiten Salzwedeler Zinngießer ausgestellt, die zum Teil bereits im Besitze des Museums oder aber in dankenswerterweise von Salzwedeler Bürgern aus ihrem Privatbesitz zur Verfügung gestellt waren. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß erfreulicherweise trotz der großen Kriegsschmelze in Salzwedel noch zahlreiche schöne Zinngeräte erhalten geblieben sind. Es muß auch anerkannt werden, daß immer, besonders aber in der schlimmen Inflationszeit, verständnisvolle und kunstsinnige Sammler unter der Bürgerschaft Salzwedels waren, die die prächtigen Zinngefäße der alten Handwerkergilden erwarben, bevor sie in die Hände volksfremder Großstadthändler gerieten und für Salzwedel verlorengingen.

In den alten Zinngießerverordnungen wurde nur für ganz bestimmte Gefäße „klares“, d. h. Zinn ohne oder mit einem sehr geringen Zusatz von Blei vorgeschrieben. Um die Arbeit leichter und auch billiger zu gestalten, wurden meistens dem Zinn andere Metalle, am häufigsten Blei zugesetzt. In den Verordnungen, die im 16. und 17. Jahrhundert erlassen wurden, war das Mischungsverhältnis festgelegt. Eine zeitlich und räumlich für ganz Deutschland gültige Zinngießerverordnung hat es nicht gegeben. Vielmehr war das Mischungsverhältnis der Metalle in den Landschaften und sogar örtlich verschieden. In den späteren Jahren wurde das Verhältnis von Zinn zu Blei immer mehr herabgesetzt. In Lübeck zum Beispiel mußten nach der Verordnung von 1508 die Geräte aus „klarem“ Zinn, d. h. ohne jede Beimischung angefertigt werden. Im Jahre 1633 dagegen wurde bereits ein Verhältnis von 8 Teilen Zinn und 1 Teil Blei zugelassen. In Bremen, wo für Vollgut das Verhältnis 10:1 galt, ging die Zusammensetzung sogar auf 5:1 zurück.

Um den „Schaumeistern“, die die Innehaltung der Zinnordnung zu überwachen hatten, eine Handhabe zu geben, die Herkunft einer Zinnarbeit ermitteln zu können, waren die Zinngießer gehalten, auf allen Stücken, die aus ihren Werkstätten herausgingen und auf den öffentlichen Märkten und Messen verkauft werden sollten, Gießerzeichen anzubringen. Die Gießerzeichen oder Zinnmarken sind meist wappen- und hausmarkenähnliche Zeichen oder sinnbildliche und „redende“ Darstellungen in einem Kreise, Oval oder Schild. Die An-

fangsbuchstaben des Vor- und Zunamens stehen in den Ecken oder sind auch anderswo untergebracht. Die auf den Zinnmarken verzeichnete Jahreszahl gibt in den meisten Fällen an, in welchem Jahre der betreffende Zinngießer Meister geworden und ihm die Marke sozusagen verliehen worden ist. Die Zahlen könnten aber auch eine andere Bedeutung gehabt haben, wenn von einem Meister die gleiche Zinnmarke mit verschiedenen Zahlen vorkommt. Neben seiner Zinnmarke setzt der Zinngießer die Stadtmarke, auf der das Wappen der Stadt oder gelegentlich auch nur der Anfangsbuchstabe des Ortsnamens angebracht ist.

Bei der Ermittlung der nachstehend bekanntgegebenen Salzwedeler Zinngießer dienten neben den Zinnmarken als hauptsächlichste Quellen die Kirchenbücher der Marienkirche in der Altstadt und der Katharinenkirche der Neustadt Salzwedel. Die Bürgerrollen und Schoßregister beider Städte, die im allgemeinen sehr ergiebige Quellen sind, wurden leider bei dem verheerenden Rathausbrande im Jahre 1895 restlos vernichtet. In den Kirchenbüchern von St. Marien der Altstadt wurden bei den Eintragungen in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zunächst erst vereinzelt, dann fast regelmäßig der Beruf der betreffenden Person mit angegeben. Dabei scheinen anfangs bei den Zinngießern die „Leuchtermacher" von den „Kandelgießern" unterschieden worden zu sein. Später wird dann nur die allgemeine Bezeichnung Zinngießer angewendet. In den Kirchenbüchern der St. Katharinenkirche der Neustadt werden die Berufsbezeichnungen erst nach 1630 bei den Eintragungen hinzugesetzt. Es können daher in der Neustadt Salzwedel erst nach 1630 Zinngießer mit Sicherheit nachgewiesen werden, während in der Altstadt auf Grund einer Eintragung ein Kannengießer schon aus dem Jahre 1589 aufgeführt werden kann. Es ist aber anzunehmen, daß in der Altstadt sowohl als in der Neustadt Salzwedel Zinngießer ihr Gewerbe schon weit früher betrieben haben, als ihre Berufsbezeichnung in den Kirchenbüchern auftritt.

A. Zinngießer der Altstadt Salzwedel

1. Peter Schröder. 1589.
   1589 Febr. 26. „Peter Schröder, ein Kannengießer, sein Sohn getofft." Die Zinnmarke des P. S. ist nicht bekannt.

2. Andreas. 1595.
   Aus den folgenden Eintragungen scheint hervorzugehen, daß die Berufsbezeichnung zum Eigennamen geworden ist.
   1595. Aug. 24. „Andreas, der Kandelgießer in der Schuhstraten sein Tochter Elisabeth getaufft."
   1602. Juli 23. „Andreas Kannengießer in der Schuhstrate . . ."
   1607. Mai 10. „Andreas Kandelgießer . . ." Seine Zinnmarke ist nicht bekannt.

3. Kersten. 1597.
   1597 Nov. 23. „Kersten, der Leuchtemacher ufm Marcht Tochter Barbara getauft."

4. Andreas Lemke. 1611.
   1611 Sept. 1. „Andreas Lemke Kannengießer ein Sohn getauft."

5. Peter Meyer. 1622.
   1622. „Peter Meyer Luchtemacher auf dem Markte seine Tochter Lucie getauft."

6. Hans Schröder. 1637.
   1637 Juli 30. „Hans Schröder oder Kannengießer genannt seine Frau gestorben."

7. Claus Schröder. 1638.
   1638 Juli 15. „Claus Schröder Kannengießer Kind gestorben."

8. Claus Steinhart † 1667.
   1638 Sept. 25. „Claus Steinhart mit Jungfrau Anna Elisabeth Schröders, Herrn M. Johann Schröders gewesenen Rektors zu Lüchow eheliche Tochter cop."

1667 Dezemb. 29. wird Claus Steinhart, Kannengießer begraben. Seine Zinnmarke zeigt eine Kreuzblume oder stilisiertes dreiblättriges Kleeblatt*) auf einem Abendmahlskelch in der Kirche zu Röwitz, der im Jahre 1637 gestiftet wurde, trägt die Marke die Zahl 36 (d. h. 1636), während auf seinen Arbeiten, die er 1645 und 1647 für die Leinewebergilde der Altstadt machte, die Marke die Zahl 45 d. h. 1645 zeigt.

9. I. H. (Joh. oder Joach. Hildebrandt?) 1644. Ein formenschönes Trinkgefäß der Leinewebergilde der Altstadt Salzwedel trägt eine Zinnmarke mit einer stilisierten Doppellilie und den Buchstaben I. H. in den oberen Ecken. Der Name dieses Meisters konnte bisher nicht ermittelt werden.

10. Georg Kosse. 1635—1704.
Georg oder Jürgen Kosse wanderte von Stendal zu. 1662 Dezember 10. verheiratete sich Jürgen Kosse, Kannengießer, mit Frau Ilsabe Koepmann, des verstorb. Hinrich Bütepage Ww. Er starb 1704 März 9. Seine Zinnmarke zeigt ein von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz, aus dem drei Blumen herauswachsen.

11. Joachim Johann Kosse 1673—? (1724).
Joach. Joh. Kosse wurde 1673 Dezember 21. als Sohn des vorgenannten Georg Kosse geboren. Bei seiner Verheiratung 1702 Juni 29. mit Maria Dorothea Wolter, Tochter des Burgbesitzers wird J. J. K. Handelsmann und Zinngießer genannt. Nach dem Tode dieser Frau heiratete er in zweiter Ehe 1717 Oktober 21. Catharina Emerentia Cario, Tochter des verstorbenen Pastors in Winterfeld. Arbeiten von J. J. K. sind bisher nicht bekannt.

12. Jakob Christoph Kosse 1707—1778. Die alte Zinngießerwerkstatt der Kosse übernahm ein Neffe des vorgenannten J. J. Kosse, der als Sohn des Bürgers und Tuchmachers Jakob Christoph Kosse und seiner Ehefrau Catharina Lemmen 1707 Sept. 4. geborene Jakob Christoph Kosse.

*) Zinnmarken gezeichnet von E. Gräper, Salzwedel.

1733 Juli 10. verheiratete J. C. K. sich mit Anna Elisabeth Dünckler, Tochter des Bürgers und Schusters Albertus Dünckler. Er wohnte am Markt. Mit seinem Tode 1787 Febr. 5. beschloß er die Reihe der Zinngießer aus der Familie Kosse. Seine Zinnmarke zeigt ebenfalls ein Herz mit den drei Blumen, aber ohne Pfeile und dazu die Jahreszahl 1733. In diesem Jahre wurde er wahrscheinlich Meister.

Wie schon bei lfd. No. 10 erwähnt wurde, wanderte der Begründer der Salzwedeler Zinngießerfamilie Kosse von Stendal nach Salzwedel zu. Paul Kupka hat in den Stendaler Beiträgen Bd. VI, Heft 5 S. 395 von der Stendaler Linie der Kosse die Meister Werner Kosse (1663 Geselle u. 1686 Meister) und Joachim Kosse, der im Jahre 1675 Bürger und Zinngießer in Zerbst wurde, bekannt gemacht.

13. Christoph Geuthe 1658—1743.

Bisher konnte nicht ermittelt werden, daß C. G. in Salzwedel geboren wurde. 1693 Okt. 17. heiratete Chr. G., Bürger, Brauer und Zinngießer die Jungfr. Catharina Litte.

Nach dem frühen Tode seiner Frau vermählte er sich in zweiter Ehe mit Anna Wernicke 1697 April 13. Als angesehener Bürger, Brauer und Zinngießer, sowie Kirchenvorsteher zu St. Marien starb Chr. Geuthe am 10. März 1743 im Alter von 85 Jahren und wurde öffentlich in der Marienkirche begraben. Von C. G. konnten zwei verschiedenen Zinnmarken ermittelt werden. Die ältere, mit der Zahl 87 d. h. 1687, dem Jahre, in dem er Meister wurde, ähnelt mit dem Herz und den drei Blumen sehr den Kosse'schen Marken. Die jüngere Marke trägt das lateinisch geschriebene Monogramm C. G. in richtiger und in Spiegelschrift.

14. Christoph Dietrich Geuthe 1700 bis 1765.

C. D. G. wurde am 1700 Oktober 17. als Sohn des vorgenannten C. G. geboren. 1727 Juni 4. verheiratete er sich mit Anna Elisabeth Fricke, der Tochter des Sattlers Christoph Fricke. Im Jahre 1765 am 24. Mai starb C. D. G. an der Brustkrankheit und ward in aller Stille begraben. Seine Zinnmarke zeigt die Buchstaben C. D. G.

15. Johann Wilhelm Hildebrand 1707—1765.

J. W. H. scheint kein geb. Salzwedeler zu sein, da sein Geburtstag nicht zu ermitteln war. 1740 Oktob. 8. heiratete er die Jungfrau Anna Maria Wagener, die Tochter eines Schusters aus Danckerode. 1765 Dez. 2. verstarb er im Alter von 58 Jahren. Er wohnte in der Schuhstraße.

Auf der Zinnmarke J. W. Hildebrands sieht man in herzförmiger Umrahmung zwei sich kreuzende winklige Stäbe, die der Giebelzier an niedersächsischen Bauernhäusern sehr ähnlich sehen.

16. Johann Joachim Mewes 1722—1794.

1722 August 14. wurde J. J. M. als Sohn des Bürgers, Brauers und Bäckers Bernhard Dietrich Mewes geboren. 1760 März 4. verheiratete sich der „wohlehrbare und wohlgeachtete Joh. Joachim Mewes, Bürger, Brauer und Zinngießer hiesiger Altstadt mit der wohlehrbaren, vielehr- und tugendsamen Jungfrau Catharina Dorothea Müller, Tochter des Burg- und Erbmüllers in hiesiger Dammühle Joh. Heinr. Müller." Nach dieser prädikatreichen Eintragung zu urteilen, muß J. J. Mewes zu den vornehmen Patriziern der Altstadt Salzwedel gehört haben. Er starb 1794 Febr. 20. im Alter von 71 Jahren. Mit welcher Marke J. J. M. seine Arbeiten zeichnete, steht noch nicht mit Sicherheit fest. Auf Salzwedeler Zinngeschirr kommt gelegentlich die dargestellte Zinnmarke mit dem Engel, den Buchstaben I. H. M. und der Jahreszahl 1771 vor. Wenn man diese Marke J. J. M. zuweisen will, dann muß man annehmen, daß er seine Vornamen umgestellt und für Johann Hans gesetzt hat. Da mit dieser Zinnmarke aber bisher keine Stadtmarke beobachtet werden konnte, ist es nicht sicher, ob es sich überhaupt um die Marke eines Salzwedeler Zinngießers handelt.

17. Wilhelm Ferdinand Fröhlich 1824—1899.

W. F. Fröhlich stammte aus Oebisfelde, wo er 1825 August 22. als Sohn eines Schönfärbers geboren wurde. 1848 Oktober 31. heiratete er Sophie, Dorothea, Charlotte Brase, die Witwe des Neustädter Zinngießers Wilh. Daniel Schulze, der später wohl auf der Altstadt gewohnt haben muß. W. F. starb 1899 Jan. 9. Seine Arbeiten sind mit seinem vollen Namen und dem Wappen der Altstadt gezeichnet.

18. Wilhelm Fröhlich 1849—1927.

W. F. wurde 1849 Dez. 16. geb. Wie sein Vater, so zeichnete er seine Arbeiten ebenfalls mit seinem vollen Namen. Er starb 1927 April 30. Mit ihm starb das seit über 300 Jahre in Salzwedel blühende Zinngießergewerbe aus. Ein großer Teil seiner Werkstattsgeräte gelangte mit vielen Gußformen in den Besitz des Joh. Fr. Danneil-Museums.

B. Zinngießer der Neustadt Salzwedel.

19. Asmus Lemme 1606. 1638.

1638 Okt. 17. „Aßmus Lemmen, Kannengießers Wittwe begraben." Ob die 1606 Mai 27. eingetragene Verheiratung Asmus Lemmen u. Anna Henken, die Hochzeit unseres Kannengießers anzeigt, kann wohl angenommen werden, ohne jedoch völlig sicher zu sein. Nach der obigen Todesanzeige muß As. L. schon vor 1638 gestorben sein, da seine Frau als Wittwe bezeichnet wird.

20. Erasmus (Asmus) Lemme d. J. 1649, 1670.

Die Geburt As. L. ist aus den Kirchenbüchern bisher nicht ermittelt worden. Erasm. Lemme wird zuerst als Pate 1649 Dezember 23. genannt. 1666 Sept. 30. wird „Erasmus Lemmen sein Gesell in der Krahmstraße, Nahmens Jobst Bergemann bürtig aus Hameln" begraben. 1668 März 30. ist As. L.

eheliche Hausfrau gestorben. Noch im gleichen Jahre heiratete As. L. in zweiter Ehe Ilsabe Dorothea Ridders. 1670 Januar 2. wird ein totgeborenes Kind des A. L. begraben. Das Glück der zweiten Ehe sollte jedoch nicht lange dauern, denn 1670 Janurar 20. verzeichnet das Sterbebuch, daß As. Lemme in der Krahmstraße begraben wurde. Unter allen Salzwedeler Zinngießern des 17. Jahrhunderts scheint Asmus Lemme der begabteste gewesen zu sein. Seine Arbeiten zeichnen sich durch besondere Formenschönheit aus. Seine Zinnmarke mit dem Lamm und der Fahne könnte man geradezu als redendes Wappen ansprechen.

21. Hermann Struve 1642—11716.
H. S. wurde 1642 zu Braunschweig geb. Er war sicherlich Geselle bei dem vorgenannten Asmus Lemme als dieser starb. Schon im folgenden Jahre 1671 Oktob. 12. heiratete er die Witwe seines verstorbenen Meisters Ilsabe Dorothea Ridders. 1677 Juli 4. stirbt seine Frau I. D. Ridders. Schon am 24. 9. 1678 verheiratete sich H. S. in zweiter Ehe mit Jungfrau Elisabetha Schäfflers aus Lüchow. 1716 Dezember 8. starb H. S., „Bürger, Viertelsmann und Altermann der Brauer und Zinngießergilde — wie auch mit Vorsteher der Kirchen allhier, im Alter von 74 Jahren." Nach dieser Eintragung scheinen die Zinngießer in Salzwedel keine eigene Gilde gehabt zu haben, sondern sie hatten sich mit den Brauern zu einer gemeinsamen Gilde zusammengeschlossen. Die schöne Zinnmarke H. S. zeigt einen stilisierten Kesselhaken und in den oberen Ecken die Buchstaben H. S., dazwischen die Zahl 71. d. h. 1671, also auch das Jahr, in dem er Meister wurde und dann die Witwe seines verstorbenen Meisters heiratete.

22. Georg Wilhelm Struve 1687—1732.
G. W. S. wurde 1687 April 17. geboren. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Werkstatt und verheiratete sich 1717 April 1. mit Anna, Sophia Stecherin, der Tochter des bereits verstorbenen Bürgers, Kunstmalers und Brauers in der Stadt Stendal, Georg Stecher. Erst 45 Jahre alt starb 1732 Juni 8. Georg Wilhelm Struve als Bürger Brauer und Brandweinbrenner wie auch Zinngießer. In seiner Zinnmarke ist wohl in Hinblick auf seinen Vornamen der Georgsritter dargestellt.

23. Andreas Hinrich Grunge 1672 bis 1742.
A. H. G. wurde 1672 Juni 16. als Sohn des Simon Grunge geboren. Der Beruf des Vaters ist bei dieser Eintragung leider nicht mit angegeben. Am 26. 6. 1714. verheiratete sich A. H. G. mit Amalie Klöden, der Tochter des verstorbenen Predigers Joh. Klöden zu Jeeben. Im Alter von 70 Jahren ist A. H. G. am 14. 4. 1742 gestorben. Seine Zinnmarke zeigt die Buchstaben A. H. G. monogrammartig verbunden.

24. Georg Christoph Stampehl 1718—1786.
G. C. St. war der Sohn des Neustädter Bürgers, Brauers und Bäckers Danniel Asmus Stampehl. Seine Mutter war Catharina Geuthe, die Tochter des Altstädter Schön- und Schwarzfärbers Matthias Geuthe. 1749 April 23. heiratete G. C. St. die Witwe des Altstädter Bürgers und Brauers Matthias Stahl, Anna Dorothea Kühn, die jüngere Tochter des Altstädter Kellerwirts Christian Kühne. Mit Zustimmung zweier Schwestern verkaufte 1761 G. C. St. das väterliche Haus in der Reichestraße an seine dritte Schwester Elisabeth Sophia, die mit dem Seifensieder Joh. Joachim Sehler verheiratet war. G. C. St. scheint bald darauf zur Altstadt gezogen zu sein, denn 1768 wird er hier „im Haaken" wohnend genannt. Er starb 1786 Juli 12. an der Schwindsucht. Die Zinnmarke dieses Meisters zeigt einen Halbmond und die Buchstaben G. C. St. Auf der vorliegenden Zinnmarke auf einem Teller vom Jahre 1751 ist die Jahreszahl in der Marke nicht gut zu erkennen. Vermutlich ist es die Zahl 1746.

25. Johann Joachim (Dietrich) Schultze 1719—1791.
1719 März 8. wurde J. J. D. S. als Sohn des Bürgers, Brauers, auch Huf- u. Waffenschmiedes a. d. Altstadt Dtr. Schultze gb. 1745 Okt. 13. heiratete er „Frau Marie Elisabeth Stampehlen, Bernhard Olfermanns, weyl. Bürger, Brauer und Bäcker hiesiger Neustadt hinterbliebene Wittwe." Aus ihrer ersten Ehe brachte die Frau einen Sohn namens Georg Johann Christoph Olfermann mit, der bei seinem Stiefvater das Zinngießerhandwerk erlernte. 1791 April 4. starb J. J. S. im Alter von 72 Jahren. In seiner Zinnmarke stehen die Buchstaben I. I. S. über drei Aehren. Ferner eine Jahreszahl, von der auf der vorliegenden Zinnmarke mit Sicherheit nur die Zahlen 174 — zu lesen sind. Wahrscheinlich ist noch eine 5 zu ergänzen und es ergibt sich dann das Jahr 1745, in dem J. J. S. Meister wurde und heiratete.

27. Johann Danniel Schulz 1774—?
Die Reihe in der Neustädter Zinngießerfamilie Schulze setzt fort der 1774 Mai 28. kurz vor dem Tode seines Vaters geborene Joh. Daniel Schulze. 1799 Novbr. 13. verheiratete sich Joh. Dan. Schulz mit Joh. Sophia Wiecherts aus Lenzen. Sein Todestag war bisher in den Salzwedeler Kirchenbüchern nicht zu finden, vielleicht ist er in späteren Jahren von Salzwedel verzogen. Erhalten sind eine ganze Reihe von Zinngeräten, die seine Zinnmarke mit der schleierschwingenden Glücksgöttin, den Buchstaben J. D. S. und der Jahreszahl 1799 tragen.

28. Wilhelm Daniel Schulz 1802—?.
Der letzte Zinngießer aus der Familie Schulz ist der 1802 Sept. 20. geborene Wilheim Daniel Schulz. Er war verheiratet mit Sophie, Dorothea, Charlotte Brase. Nach seinem Tode, der Todestag konnte noch nicht er-

mittelt werden, heiratete seine Wittwe in zweiter Ehe den aus Oebisfelde stammenden Wilhelm Fröhlich. Siehe Nr. 18 der Altstädter Zinngießer.

Das Joh. Fr. Dannail-Museum besitzt den Schlagstempel der wiedergegebenen Zinnmarke mit dem Namen Schultz, die wahrscheinlich W. D. S. zugehört.

29. Johann Dietrich Stampehl 1721—1753.
Im Sterberegister von St. Katharinen ist 1753 Aug. 14. eingetragen, daß Joh. Dietr. Stampehl, Bürger, Brauer u. Zinngießer im Alter von 32 Jahren gestorben ist. 1749 Januar 31. hatte er sich mit der Wittwe des B., Br. und Lohgerbers Christoph Schulze Dorothea Elisabeth Riesebergin verheiratet. J. D. St. stammte von der Altstadt und war der Sohn des B., Br. und Bäckers Matthias Stampehl. Sein genauer Geburtstag konnte unter den vielen gleichnamigen Stampehls im Geburtsregister der Marienkirche nicht herausgefunden werden. Seine Zinnmarke ist nicht bekannt.

30. Wilhelm Beyendorf 1735—1792.
1735 Oktbr. 3. wurde Wilhelm Beyendorf als Sohn des Bürgers, Tuchmachers und Walkmüllers Friedrich Wilhelm Beyendorf und dessen Ehefrau Catharina Elisabeth Kosse geboren. Durch seine Mutter, die der Altstädter Zinngießerfamilie Kosse entstammte, wird er zum Zinngießerhandwerk gekommen sein. 1769 Sept. 12. verheiratete sich W. B. mit Elisabeth Kupfer, der Tochter des B. und Fleischers Michael Kupfer. 1792 April 14. ist W. Beyendorf, Bürger, Zinngießer und Branntweinbrenner gestorben. Seine Zinnmarke zeigt eine gewisse Aehnlichkeit mit der der Altstädter Zinngießer Kosse, aus einem Herz 3 Blumen, die Buchstaben W. B. und die Jahreszahl 1767.

31. Johann Friedrich Beyendorf 1826.
J. Fr. Beyendorf, Bürger und Zinngießer u. seine Ehefrau Catharine Kummert werden nur einmal 1826 Dezember 21. im Sterberegister der Katharinenkirche beim Begräbnis ihres totgeborenen Sohnes genannt.

32. Georg Johann Christoph Olfermann 1738—1803.
1738 Mai 4. wurde G. J. Chr. Olfermann als Sohn des Meisters Bernhard Olfermann, B., Bäcker und Brauer und seiner Ehefrau Marie Elisabeth Stampehl geboren. Wie unter Nr. 6 bereits angeführt, heiratete Marie Elisabeth Stampehl nach dem Tode ihres ersten Mannes in zweiter Ehe den Zinngießer Joh. Joachim Schultze. 1763 Juli 24. verheiratete sich G. J. Ch. O. mit Catharina Maria Elisabeto Stampehl, der Tochter des B., Br. und Gastwirts Georg Stampehl. Im Alter von 65 Jahren starb 1803 Febr. 18. der Bürger, Brauer, Zinngießer und Gastwirt G. Joh. Ch. Olfermann. Auf seiner Zinnmarke erkennt man in herzförmiger Umrahmung die Buchstaben G. O. und die Jahreszahl 1764.

33. Johann Heinrich Carl Plockhorst 1793.
J. H. C. Pl. wurde in Braunschweig als dritter Sohn des Br. u. Gastwirts Friedrich Julius Plockhorst geboren. 1793 Aug. 9. heiratete er die Jgfr Eleonora Margaretha Beyendorfin, Daniel Beydorfs, weyl. Bürgers und Brandtweinbrenners Tochter. Weitere Daten und auch seine Zinnmarke waren bisher nicht zu ermitteln.

„Der denkende Mensch strebt unaufhörlich nach Vergrößerung des Gebiets im Reiche des Wissenswürdigen und nimmt großen Theil an den Fortschritten, die der menschliche Geist macht. Daher vernimmt der Bebauer des Feldes gern den Gang, welchen die Gewerbsthätigkeit macht, den Gewerbsthätigen ist es nicht gleichgültig zu erfahren, wie die Kultur des Bodens fortschreitet und nicht ohne Interesse vernehmen beide die Leistungen der Geschichtsforscher und der Freunde des Alterthums, wenn ihnen die aus den bestäubten Archiven hervorgezogenen Nachrichten, wo sie Jahrhunderte hindurch unbenutzt liegen geblieben waren und die dem Schooße der Erde entnommenen Zeugen der vorgeschichtlichen Zeit vor Augen gestellt werden und er die Schlüsse vernimmt, welche man aus diesen stummen Zeugen der Vorwelt zieht, wohin keine geschriebene Geschichte reicht. Alle wissenschaftlichen Beschäftigungen haben ein gemeinschaftliches sie vereinigendes Band, und sind aufs Engste mit einander verwandt.“

J. Fr. Danneil (im 1. Jahresbericht des A. V.)

Museumsbericht.

Johann Friedrich Danneil stellte 1837 in seinem ersten Jahresbericht über die Tätigkeit des von ihm gegründeten Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie als Hauptaufgabe das Sammeln vorgeschichtlicher Grabaltertümer in den Vordergrund, auch wenn ihr Kunstwert geringer wäre, als bei den Geräten Italiens und Griechenlands. Jedoch sollten diese Altertümer nicht nur als Seltenheiten gesammelt werden, sondern eine höhere Absicht müsse dieses Streben leiten. Nach Joh. Fr. Danneil sollte die höhere Absicht sein, mit dem Sammeln von vorgeschichtlichen Altertümern die Belege zu sichern, aus denen die Wissenschaft die Gesittung unserer germanischen Vorfahren erforschen kann. Wörtlich sagte Joh. Fr. Danneil in seinem Bericht: „Was die Schriftsteller über unsere Vorfahren erzählen, ist mangelhaft, oft widersprechend. Lauter und besser als diese unvollkommenen Andeutungen der Alten reden die im Schoße der Erde verborgenen Gefäße, Hausgeräte, Waffen, Schmucksachen und dergleichen von den Sitten, Gewohnheiten und von der Stufe der Bildung, auf der sie standen. Es waltet daher ein wissenschaftlicher Zweck in der Sammlung dieser Altertümer vor."

In den vergangenen 100 Jahren hat sich der Altmärkische Geschichtsverein dieser hohen Aufgabe stets verpflichtet gefühlt. Die Männer des Vereins, die sich mit der Vorgeschichte der Altmark befaßten, haben Jahr für Jahr mit Bedacht und unermüdlich altmärkische Bodenaltertümer geborgen und in den Sammlungen zusammengetragen, in der höheren Absicht, der deutschen Vorgeschichtswissenschaft die Quellen zu sichern, aus denen wahres Wissen von der hohen Kultur unserer Vorfahren geschöpft werden kann. Auch fernerhin soll es die vornehmste Aufgabe des Altmärkischen Geschichtvereins und des Joh. Friedrich Danneil-Museums, des Kreismuseums Salzwedel, in dem heute die Sammlungen des Vereins vereinigt sind, bleiben, einmal durch Erforschung der Altmärkischen Vorgeschichte an bescheidener Stelle und im beschränkten Umfange mit zu helfen an der Aufweitung der Geschichte des deutschen Volkes, und zum anderen, durch weitgehendste Zugänglichmachung der Sammlungen und Veranschaulichung der Funde den altmärkischen Volksgenossen vor Augen zu führen, welche kulturelle Bedeutung der altmärkischen Landschaft im Rahmen unseres deutschen Vaterlandes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zukommt.

In dem Berichtszeitraum konnten dem Kreismuseum wieder eine Reihe wertvoller Bodenaltertümer zugeführt werden. Die durch die zielbewußten Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung und die bodenverbessernden Arbeiten des Reichsarbeitsdienstes vermehrten Erdarbeiten haben auch eine Vermehrung der vorgeschichtlichen Bodenfunde zur Folge gehabt. Im Folgenden seien einige bedeutungsvolle Fundstücke vorgelegt:

Steinzeit.

Von der Abteilung 133/3 des Reichsarbeitsdienstes in Beese wurden bei der Ausführung von Böschungsarbeiten an der Biese zwei Schäftungen aus Hirschgeweih gefunden. Bei beiden Stücken ist etwa 6 cm von der Rose entfernt die Hauptstange eingekerbt und aufgespalten, sodaß ein Lappen stehen geblieben ist, gegen den das Gerät (Spalter oder Kernbeil) gebunden werden konnte. Die Augensprosse diente als Stiel. (Abb. 1 und 2).

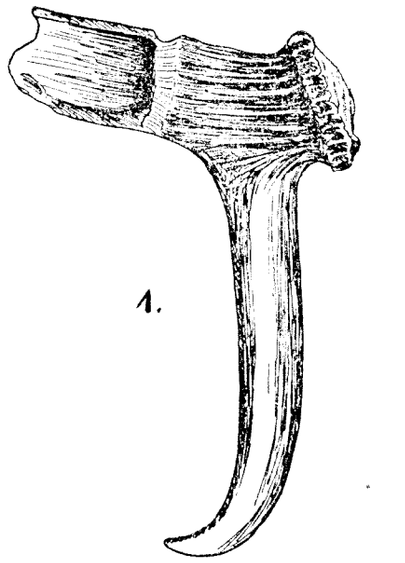
Von Arbeitsdienstmännern der Abtlg. 133/6 in Salzwedel wurde beim Ausschachten des Fundamentes zu einem Schützenwehr im Flußbett der östlichen Umflut der Jeetze in Salzwedel eine Axt aus Hirschhorn gefunden. In dem viereckigen Loch steckte noch ein Stück des Holzschaftes. Die Hirschhornaxt lag 2,38 m unter dem Gelände und 1 m unter der Sohle des Flußbettes auf der Grenze des Moorbodens und des mineralischen Bodens. Die guterhaltene Axt hat eine Länge von 15 cm. Sie ist entsprechend der Krümmung des Geweihs leicht gebogen. Das Loch ist viereckig, 16 mm breit und 22 mm lang. Bei dem hochovalen Querschnitt des Geweihstückes konnte nur ein länglich viereckiges Loch hineingearbeitet werden, da ein rundes Loch nur einen sehr kleinen Durchmesser hätte erhalten können, d. h. der Stiel wäre für die verhältnismäßig schwere Axt zu dünn gewesen. M. Erachtens richtete sich bei allen durchlochten Geweihgeräten die Form des Loches, ob rund oder eckig, nach dem Querschnitt des verwendeten Geweihstückes. Zur Zeitbestimmung können die Lochformen daher nicht herangezogen werden. (Abb. 3.)

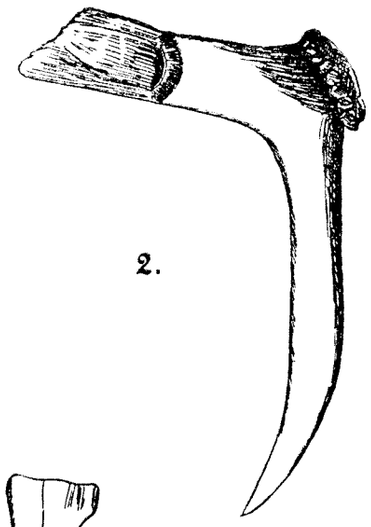
Von einem Arbeitsdienstmann der Abtlg. 133/2 in Calbe a. d. Milde wurde bei Böschungsarbeiten an der Milde ein bearbeiteter Röhrenknochen vom Rind gefunden, der dolchartig abgeschrägt worden ist. (Abb. 4.)

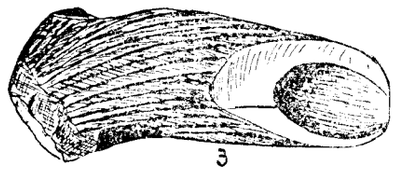
Der Jungbauer Walter Müller aus Andorf übergab dem Museum einen sehr gut gearbeiteten, zierlichen Feuersteindolch, der von ihm auf der Feldmark Andorf gefunden worden war. (Abb. 5.)

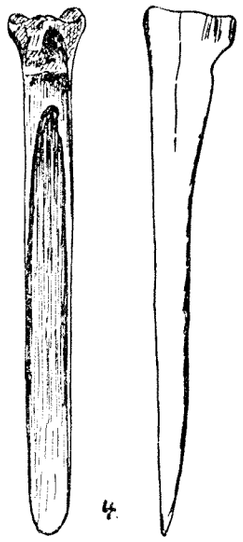
Auf der Feldmark Thüritz sind in den letzten zwei Jahren Funde gemacht worden, die für die Erforschung der zeitlichen und räumlichen Verbreitung jungsteinzeitlicher Kulturen in der Altmark von besonderer Bedeutung sind.

a) Kugelflaschengrab. Beim Kiesabfahren wurden in der Kiesgrube des Landwirts Udo Köhn in Thüritz ein dicknackiges Feuersteinbeil aus gebändertem Feuerstein, ein Feuersteinmesserchen und die Scherben von 2 Gefäßen gefunden. Aus den Scherben ließen sich eine Kugelflasche und ein weitmundiger Topf wiederherstellen. Von der Kugelflasche sind leider keine Randscherben erhalten geblieben, sodaß die Höhe des Gefäßes nicht genau mehr festgestellt werden konnte. Auf der Schulter der Kugelflasche sind die bezeichnenden, gehängeartig verteilten Strichgruppen angebracht. Diese Strichgruppen sind nach dem Halsansatz zu durch eine Doppelreihe von Halbbogenstichen abgegrenzt. Der Hals ist nicht mit dem sonst häufig bei den älteren Kugelflaschen verwendeten Dreiecken aus Bogenstichen verziert, sondern die ganze Halsfläche ist durch einfache sich kreuzende

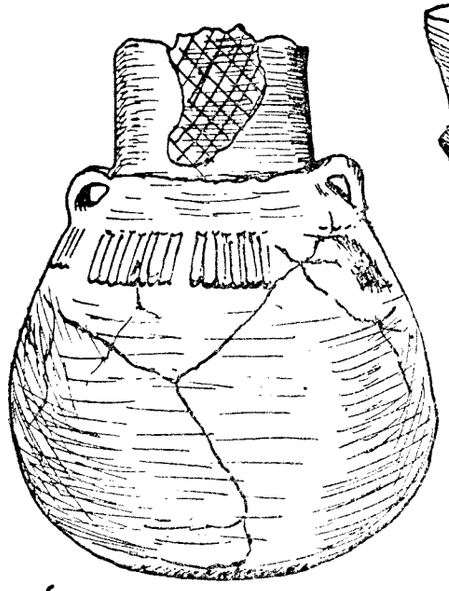

1.

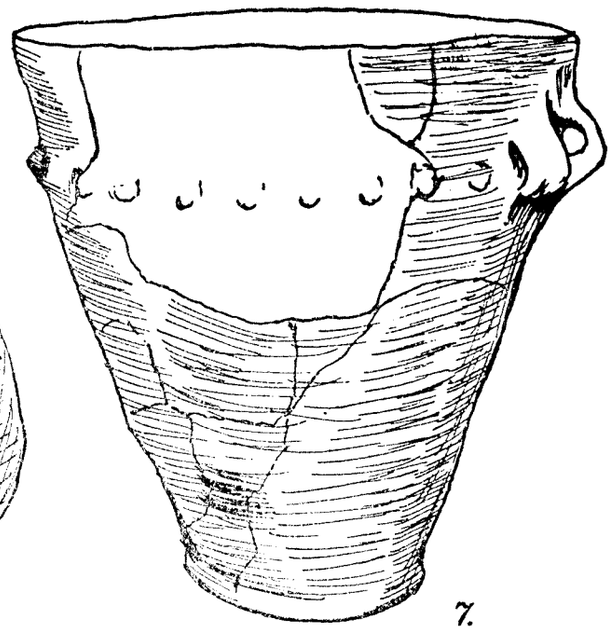

2.


3


4.

5.


6.


7.

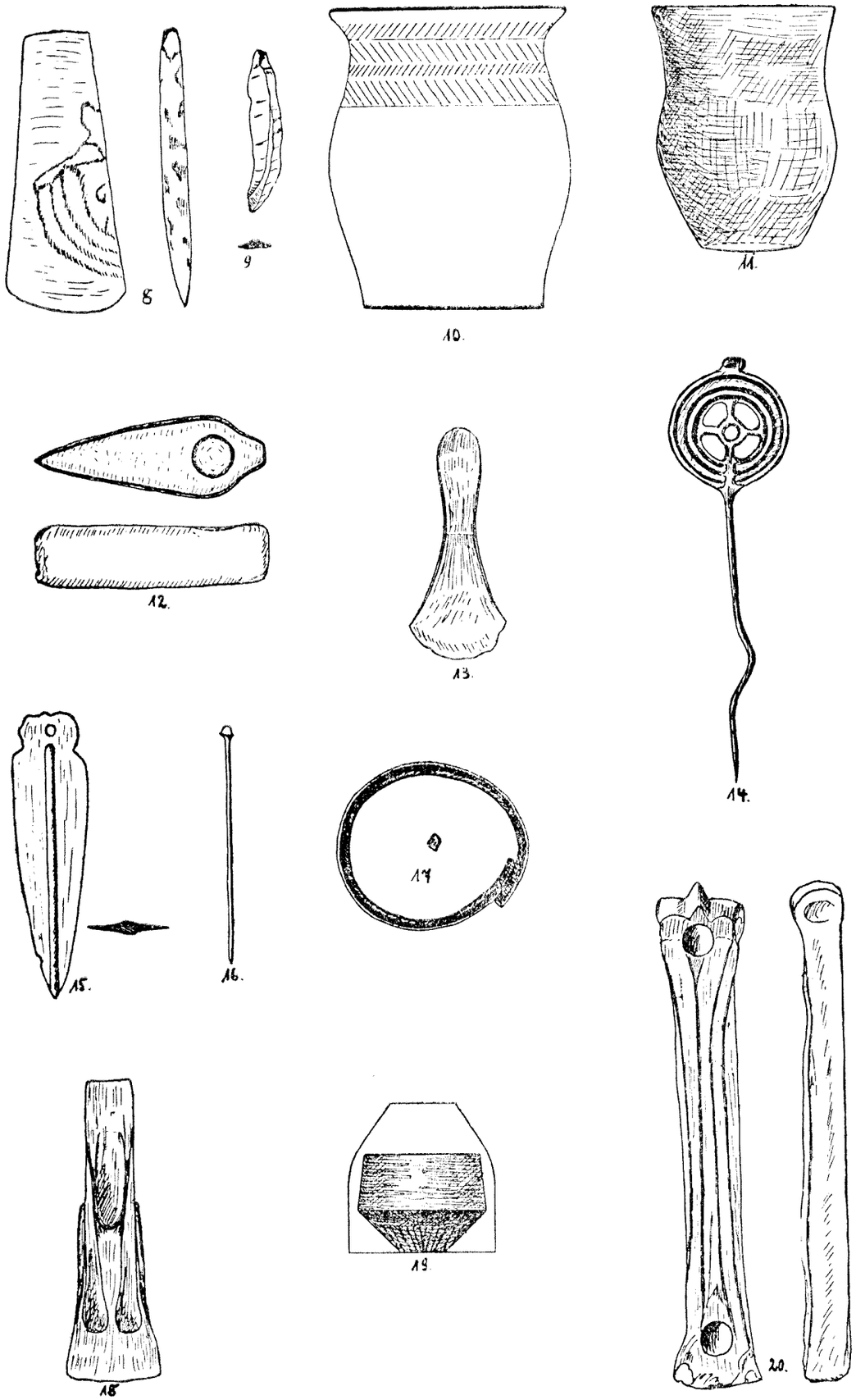
(Zeichnungen von 1—20: E. Gräper, Salzwedel.)

1 u. 2 Beese. 3 Salzwedel. 4 Calbe a. M. 5 Andorf. 6 u. 7 Thüritz.

Schrägstriche in ein Rautenmuster aufgeteilt. Die beiden Bandhenkel stehen sich gegenüber und sind zwischen Hals und Schulter angebracht. Unter jedem Henkel befindet sich auf der Schulter ein hängendes Dreieck aus Bogenstichen in der Anordnung 5. 5. 5. 4. 3. 2. 1. Das Beigefäß hat eine steilwandige, blumentopfähnliche Form. Die Höhe des Gefäßes beträgt 22 cm. Wohl infolge der außerordentlich dünnen Wandung ist die Form stark verdrückt, sodaß die weite Oeffnung nicht rund, sondern oval ist. Die beiden Durchmesser haben eine Länge von 20 und 18 cm. Der Topf ist mit Warzen verziert, die etwa 5 cm vom oberen Rande in einer Reihe das Gefäß umlaufen. Unterbrochen wird diese Warzenreihe von zwei bandförmigen Oesenhenkeln, die bis auf 8 cm zusammengerückt sind. Das gutgearbeitete, an den Breitseiten geschliffene Feuersteinbeil — man kann das Gerät wegen der einen nur wenig gewölbten Breitseite auch als Hacke bezeichnen — ist 14 cm lang, die Schneide 6,3 cm, der Nacken 3,5 cm breit und 1,1 cm dick. Das flache Feuersteinmesserchen ist 8 cm lang. (Abb. 6, 7, 8, 9.)

b) Jütländisches Einzelgrab. Etwa 12 m von der Fundstelle des vorgenannten Kugelflaschengrabes und der oberen Böschungskante der Kiesgrube entfernt, zeichnete sich auf dem Kiefernwaldboden ein flacher, runder Hügel ab. Die zunächst durchgeführte Probegrabung legte außerhalb einer größeren, pflasterartigen Steinsetzung unter einer kleineren Steinpackung einen geschweiften jütländischen Becher frei, der mit dem Boden nach oben über feinknochigem Leichenbrand stand. Der Becher ist im oberen Drittel mit einem doppelten Tannenzweigmuster verziert. Bei der im September 1935 von der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle und dem Verfasser durchgeführten Ausgrabung wurde unter dem flachen Hügel in etwa 80 cm Tiefe ein rund 3 m breiter Steinring freigelegt. Der Durchmesser dieses aus großen und kleineren Steinen zusammengesetzten Steinringes betrug etwa 12 m von außen zu außen. Dieser breite Steinring umschloß wiederum einen kleineren von etwa 6 m Durchmesser. In diesem Ring lag fast genau in der Mitte der Grabanlage eine sorgfältig gesetzte Steinpackung, die äußerlich den Eindruck einer Grabpackung machte. Diese steinkisten-ähnliche Packung enthielt jedoch nichts. Etwa einen Spatenstich unter dieser Packung fand sich dann, beinahe übersehen, ein Knochenbett. Ohne weiteren Steinschutz lagen hier die zerbrannten Knochen eines erwachsenen Menschen flach ausgebreitet. Als Beigaben lagen zwischen den Knochen ein Feuersteinbeil und 9 Feuersteinpfeilspitzen, die augenscheinlich mit durch Feuer gegangen waren. Am Rande des Knochenbettes lag ein kleiner, unverzierter, geschweifter Becher, ohne Inhalt. Das Bezeichnende bei dieser Bestattung ist, daß man es hier mit dem Uebergang von der Leichnambestattung zur Leichenverbrennung zu tun hat. Hier ist der Tote bereits verbrannt worden. Der Leichenbrand ist aber dann in der Art der Leichnambestattung in einer gewaltigen Grabanlage unter Beigabe eines Gefäßes und seiner Waffen beigesetzt worden. Eine eingehende Behandlung dieser Ausgrabung hat die Landesanstalt für Volkheitskunde in Aussicht gestellt. (Abb. 10, 11.)

Bauer Holz aus Salzwedel-Perver übergab dem Museum eine sehr fein gearbeitete jütländische Streitaxt mit zusammen-



8, 9, 10, 11 Thüritz. 12 Salzwedel. 13 Dambeck. 14 Salzwedel. 15 Vienau.

gedrücktem Nacken und angefangener Schaftlochbohrung, die er auf seinem Acker, „Am Siebeneichenfeld", beim Eggen gefunden hatte. (Abb. 12.)

Bronzezeit.

Schneidermeister Behne in Dambeck fand auf seiner Wiese „Im Holze" ein Bronzebeil vom sächsischen Typus der Per. M I und übergab es dem Museum. Das Beil ist an der Schneide wenig beschädigt und mit brauner Moorpatina überzogen. Länge 11,7 cm, Schneide 4,5 cm breit. (Abb. 13.)

Zu den wertvollsten Fundstücken, die dem Museum in dem Berichtszeitraum zugeführt wurden, gehört eine Bronzeradnadel, die von einem Obervormann der Arbeitsdienstabteilung 133/6 eingeliefert wurde. Die Radnadel wurde bei der Anlage eines Durchstiches zwischen den Teetzearmen am Kolk südlich von Salzwedel in einer Tiefe von 1,80 m auf der Grenze zwischen dem Moorboden und dem Tonboden gefunden. Die Nadel ist sehr gut erhalten und mit einer braunen Moorpatina überzogen. Sie hat eine Länge von 22 cm. Der vierspeichig durchbrochene Radkopf der Nadel hat einen Durchmesser von 6 cm. Die Oese am Kopfteil der Nadel steht nicht aufrecht, sondern ist rückwärts eingerollt. Zeit: Per. M II. (Abb. 14.)

Vom Unterfeldmeister Sültzner der Arbeitsdienst-Abteilung 133/2 in Calbe a./M. wurde bei der Ausführung von Erdarbeiten bei Vienau auf dem Calbischen Werder ein Dolchblatt aus Bronze gefunden. Die Klinge ist 14 cm lang und 3,7 cm breit. In der Mitte läuft eine flachabgerundete Rippe entlang. Am Griffende befinden sich zwei Einkerbungen und mittelständig ein Niet. Zeit: M II. (Abb. 15.)

Vor dem Kriege stieß der Bauer Otto Ritzmann aus Güssefeld auf seinem Acker südlich vom Dorfe, rechts am Wege nach Calbe a./M. mit dem Pflug auf eine Steinpackung, die zerstört wurde. Außer einigen Scherben wurde von ihm eine Bronzenadel mit doppelkegelförmigen Kopf geborgen und jetzt dem Museum übergeben. Zeit: M II. (Abb. 16.)

Beim Sandfahren aus der Sandgrube am Nordende des Dorfes wurde in Güssefeld ein bronzener Armring gefunden, der leider nachträglich zerbrochen wurde. Der Ring hat einen vollen Querschnitt, der nach vorn abgeschrägt ist. Die nebeneinander geschobenen Enden sind rund und mit Strichgruppen verziert. M II. (Abb. 17.)

In der Gemeinde-Kieskuhle von Güssefeld, 1 km nördlich von Güssefeld, am Wege nach Siepe, wurde beim Suchen nach Kiesschichten ein Absatzbeil aus Bronze gefunden. Der Schaftteil zeigt einen alten Bruch, sonst ist das Stück sehr gut erhalten. Länge: 15 cm, Schneide 5 cm breit. Ueber die reine Zweckgestaltung hinaus, ist das Beil durch flache Vertiefungen geschmackvoll verziert. Zeit: M II. (Abb. 18.)

In einer Sandentnahmestelle 1 km westlich von Darsekau, wo schon häufiger spätbronzezeitliche Bestattungen freigelegt wurden, entdeckte der Lehrer Kube in Darsekau mit seinen Schulkindern beim

Geländespiel eine vorgeschichtliche Steinpackung. Er meldete seine Entdeckung unverzüglich dem Museum, sodaß eine sachgemäße Bergung vorgenommen werden konnte. Die sorgfältig errichtete, steinkistenähnliche Packung enthielt ein spätbronzezeitliches Glockengrab, das erste seiner Art, das im Arbeitsbereich des Joh. Fr. Danneil-Museum bekannt geworden ist. Die „Glocke" war durch den Druck der daraufliegenden Steine im oberen Teile zerdrückt worden. In dem doppelkegelförmigen Grabgefäß fand sich der Leichenbrand eines erwachsenen Menschen ohne Beigaben. (Abb. 19.)

Frühmittelalterlich.

Bei den Bauarbeiten am Hause des Baumkuchenfabrikanten Fr. Kruse in der Holzmarktstraße zu Salzwedel wurde beim Ausschachten der Pfeilerfundamente in einer Tiefe von 3,20 m im Schlickboden ein bearbeiteter Rinderknochen gefunden, den ich als Schlittenkufe ansprechen möchte. Der Knochen ist 25,5 cm lang. An den Enden befindet sich je 1 Loch von 1,6 cm Durchmesser, das den Knochen aber etwa nur bis zur Hälfte durchbohrt. Die den Löchern entgegenliegende Unterseite ist fast bis zur halben Stärke des Knochens völlig glatt abgeschliffen. (Slawisch?) (Abb. 20.)

Die Ausschachtung der Pfeiler, die bis 4,0 m unter Straßenoberfläche erfolgen mußte, bot einen guten Einblick in den Aufbau der Siedlungsschichten der Innenstadt Salzwedels. Bis 1,10 m unter Straßenoberfläche reichte von unten der Kopf eines starken Eichenpfahls. In 1,60 m Tiefe wurde ein Knüppeldamm durchschnitten und 3,0 m unter der Straßenfläche war noch ein Rost aus behauenen, waagerecht liegenden Hölzern festzustellen.

Von den vorgenannten Fundorten liegen Beese, Calbe, Vienau, Güssefeld und Thüritz am oder auf dem „Calbischen Werder". Es bestätigt sich nach den vorgelegten Funden wieder, daß der Calbische Werder infolge seiner günstigen Wasser- und Bodenverhältnisse zu allen vorgeschichtlichen Zeitabschnitten, von der mittleren Steinzeit ab, besonders aber in der Bronzezeit, von den Bewohnern der altmärkischen Landschaft besonders als Siedlungsgebiet bevorzugt worden ist.

An dieser Stelle sei nochmals allen denen herzlichst gedankt, die es durch Aufmerksamkeit und umsichtiges Verhalten ermöglichten, die Funde dem Museum zuzuführen.

Bohnstedt.

Vereinsbericht.

Im 100. Jahre des Bestehens unseres „Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte" erscheint sein 50. Jahresbericht. Als Schriftführer des Vereins habe ich darin auch Bericht zu erstatten über das Vereinsleben in den letzten zwei Jahren.*)

Die wichtigsten Ereignisse unseres Vereinslebens sind die Jahresversammlungen.

Am 15. Oktober 1934 hielt der Verein seine Jahresversammlung in Diesdorf ab. Der Vorsitzende, Professor Dr. Fehse-Salzwedel, legte in seiner Eröffnungsansprache die Grundsätze dar, nach denen er den Verein zu leiten gedenke. Studienrat Kromphardt-Salzwedel wurde zum Bibliothekar, Rektor Borchers-Salzwedel zum Kassierer des Vereins gewählt. Der 2. Vorsitzende, Schulze-Stapen, regte an, daß der Verein mehr Mitgliederwerbung, besonders auch im altmärkischen Bauernstand, treiben möge.

Dann hielt Superintendent D. Alberts-Stendal einen Vortrag über die Klosterkirche in Diesdorf. Das Salzwedeler Wochenblatt schrieb in seinem Bericht darüber, daß der Vortragende damit „allen Besuchern einen wahren Gottesdienst bereitet" habe.

Bei dem gemeinsamen Mittagsmahl sprach der Vorsitzende den Dank des Vereins für diese vortreffliche Führung aus. Pfarrer Weiß-Diesdorf begrüßte im Namen seiner Gemeinde den Verein, und Sanitätsrat Dr. Schulze-Diesdorf berichtete im altmärkischen Plattdeutsch über sein Heimatmuseum.

Dann hielt Professor Dr. Fehse einen Vortrag über Indogermanen und Germanen auf dem Boden unserer Heimat. Sprachwissenschaft, Rassenkunde und Vorgeschichtsforschung zog der Vortragende in Betracht, um die viel umstrittene Frage zu beantworten, wann und wo und wie aus der großen Völkergruppe der Indogermanen die Völkerfamilie der Germanen entstanden ist. Er gab darauf die Antwort: „Durch die Vermischung der indogermanischen Schnurkeramiker mit den vorindogermanischen Leuten der Großsteinkultur und durch ihre gegenseitige Durchdringung ist nun die Völkerfamilie der Germanen entstanden", etwa beim Uebergang von der Jungstein- zur Bronzezeit und wahrscheinlich auf dem Boden Norddeutschlands. Diese gelehrten Ausführungen setzte der Vortragende in lebendige Beziehung zu dem großen zeitgeschichtlichen Geschehen in unserem deutschen Volk und zu unserer altmärkischen Heimat mit ihren Hünengräbern.

*) Im vorigen Jahr konnte kein Jahresbericht herausgegeben werden infolge der ungünstigen Finanzlage.

Dann besah man sich das „Heimatmuseum", das Sanitätsrat Dr. Schulze dicht bei Diesdorf aufgebaut hat. „Heimatmuseum" ist eigentlich nicht der richtige Name dafür: es ist ein altmärkisches Bauernhaus, so erbaut und so eingerichtet, wie früher alle Bauernhäuser dieser Gegend gewesen sind, ehe der große Strom der Allerwelts-Gleichmacherei aus der Großstadt und Industriegegend kam und auch hier im „Hans-Jochen-Winkel" der Altmark die alte, gute bodenständige Eigenart in Hausbau und -einrichtung hinwegschwemmte. — Mit rechter Heimatfreude sah man sich dies altmodische altmärkische Bauerngehöft und seine Einrichtung an und schied mit herzlichem Dank von diesem eigenartig schönen Stück altmärkischer Heimatarbeit und ihrem Begründer.

Eigentlich wollte man dann noch gemeinsam die Hünengräber der Umgegend besichtigen. Aber der Regen, der ja nun einmal eine besondere Vorliebe für die Jahresversammlungen unseres Vereins zu haben scheint, verhinderte das.

Der Regen rauschte auch vom grauen Himmel auf die nasse Erde hernieder, als am 25. September 1935 unser Verein seine Jahresversammlung in Gardelegen hielt. Trotzdem war der große Saal des „Tivoli" von Mitgliedern des Vereins und von Gästen aus Gardelegen und Umgegend gefüllt, als Professor Dr. Fehse die Versammlung eröffnete und die Vertreter der Behörden u. dgl. begrüßte und den Wunsch aussprach, daß der Altmärkische Verein f. v. Geschichte auch an seinem Teil zum Aufbau rechter deutscher Volksgemeinschaft beitragen möge.

Dann hielt Studienrat Schumacher-Gardelegen einen Vortrag über „Die Steinzeit im Kreise Gardelegen". Auch in diesem Vortrag stand die Frage nach der Entstehung der germanischen Völkerfamilie im Vordergrund und wurde aus den vorgeschichtlichen Funden folgendermaßen beantwortet: Die germanische Kultur ist am Ende der Jungsteinzeit entstanden aus einer Vermischung des sogen. Großsteingräber-, Einzelgräber (jütländischen)- und bandkeramischen Kulturkreises. Die typischen Fundstücke dieser 3 Kulturkreise wurden in Lichtbildern — meist nach Stücken des Gardeleger Heimatmuseums — gezeigt, und es wurde zugleich auf ihre eigenartige Schönheit als Beweis der hohen Kulturstufe dieser unserer Vorfahren hingewiesen.

Museumsleiter Bohnstedt-Salzwedel berichtete dann über die kürzlich durchgeführte Ausgrabung einer sehr merkwürdigen Begräbnisstätte bei Thüritz (Kr. Salzwedel), in welcher der Uebergang von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung erscheint.

Dann sprach R. v. Kalben-Vienau über die Frage: „Ist die Altmark niederdeutsch?" Er beantwortete diese Frage mit einem entschiedenen „Ja!" und begründete das aus dem Boden der Altmark, aus der Geschichte der deutschen Volksstämme und aus der ganzen Art des altmärkischen Landvolks, für die er allerlei Beispiele aus seiner persönlichen Erfahrung erzählte. Seine temperamentvollen Ausführungen fanden in der Versammlung großen Beifall. — Nach dem gemeinsamen Mittagsmahl besichtigte man die Nikolaikirche. Der Unterzeichnete wies dabei vor allem auf die hier erhaltenen

Denkmäler aus den schweren Pestzeiten der Stadt hin, und Pfarrer Franz-Gardelegen zeigte die große Kirchenbibliothek, die hier im 16. und 17. Jahrhundert vor allem durch Geschenke reicher Bürgerfamilien bei der Trauung entstanden ist, aber auch einige sehr wertvolle Handschriften und Frühdrucke aufzuweisen hat. — Bei der Kaffeetafel im „Deutschen Haus" saß man dann in angeregter Unterhaltung noch lange zusammen. Und beim Abschied hieß es: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr in Salzwedel!"

Von den Mitgliedern des Vereins sind, soweit es dem Vorstand bekannt geworden ist, in der Berichtszeit verstorben:

Justizrat Heyden in Gardelegen,
Dr. jur. Küntzel in Salzwedel,
Stadtbaurat Hartleb in Salzwedel,
Apotheker Zechlin in Salzwedel,
Brennereibesitzer Wande in Salzwedel,
Frau Kommerzienrat Bergmann in Salzwedel.

Unter diesen sind drei, die an der Arbeit unseres Vereins besonders tätigen Anteil genommen haben:

1. Franz Hartleb. Er ist am 13. Juli 1882 in einem Pfarrhaus in Salzwedel geboren, hat 1903 in seiner Vaterstadt die Reifeprüfung und 1907 an der Technischen Hochschule Charlottenburg die Diplomprüfung im Hochbaufach bestanden. Er wurde Regierungsbaumeister und technischer Hilfsarbeiter am Regierungspräsidium in Potsdam, 1915 in das Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten berufen und 1919 als Stadtbaurat und Magistratsmitglied in seiner Vaterstadt Salzwedel gewählt. Im Jahre 1920 übernahm er hier das Stadtbauamt. In diesem Amt hat er sich durch die Wiederherstellung der Mönskirche und durch seine Fürsorge für die anderen mittelalterlichen Bauten Salzwedels verdient gemacht. Daneben hat er auch wertvolle geschichtliche Arbeit auf diesem Gebiet geleistet, z. B. über das Salzwedeler Franziskanerkloster (im 46/7. Jahresbericht des Altmärk. Vereins), über Salzwedeler Familienwappen u. a. Seit April 1933 war er auch Schriftführer unseres Vereins. In den letzten Jahren hat er vor allem über die Klosterkirche zum Heiligen Geist vor Salzwedel gearbeitet. Die Arbeit ist als Doktor-Dissertation bei der technischen Hochschule Hannover eingereicht und angenommen. Aber noch ehe er das erfuhr, raffte ihn am 26. April 1935 der Tod hinweg. Wir freuen uns, daß wir in diesem Jahresbericht diese letzte größere Arbeit von seiner Hand ungekürzt veröffentlichen können. Die Kosten dafür hat die Stadt Salzwedel übernommen, um dadurch auch diesen ihren treuen Sohn zu ehren.

2. Konrad Zechlin. Er ist am 8. April 1854 in Salzwedel geboren als Sohn des Apothekenbesitzers Theodor Zechlin. Er studierte, vor allem in Göttingen, Pharmazeutik, Botanik, Biologie,

Geologie, Anthropologie und moderne Fremdsprachen und bekam nach seinem Staatsexamen eine Anstellung in Berlins größter Apotheke Unter den Linden. Dann machte er weite Reisen ins Ausland (Kleinasien, Palästina, Aegypten, Balkan, Italien, Frankreich, Norwegen und Schweden). Und dann i. J. 1882 übernahm er die väterliche Apotheke in Salzwedel. Und nun widmete er sich — mit seinem reichen Wissen und seinem weiten Blick — außer seinem Beruf ganz und gar seiner altmärkischen Heimat. Sein Vater war auch ein treues Mitglied des Altmärkischen Vereins und von 1857 bis 1895 Schriftführer dieses Vereins. Der Sohn schrieb nun viele heimatkundliche Abhandlungen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Er wurde einer der besten Kenner unserer altmärkischen Pflanzenwelt. Und er wurde vor allem ein eifriger, sachverständiger und erfolgreicher Sammler für das Museum des Vereins und hat demselben viele vorgeschichtliche Funde und andere Altertümer zugeführt. Leider fand sich damals kein besserer Raum für dies Museum als der Keller des heutigen Oberlyzeums. Und der Museumsleiter hat vielleicht mehr als alle anderen Vereinsmitglieder darunter geseufzt, daß die wertvollen Stücke des Museums dort nicht nur so ungünstig, sondern auch, mancherlei Schaden und Gefahr ausgesetzt, aufgestellt waren. Er hat aber dann im Alter noch die Freude erleben dürfen, daß sie in der Propstei einen würdigen Platz erhielten und nun durch ihre Reichhaltigkeit und Seltenheit auch Fachleute überraschten. Neben dieser Heimatarbeit und seiner Berufsarbeit war er noch in vielen städtischen und kirchlichen Aemtern tätig. Außer vielen anderen ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm dafür im Alter zuteil wurden, erhielt er für seine Verdienste um die altmärkische Heimatforschung i. J. 1930 die silberne Stadtmedaille Salzwedels und die Ehrenurkunde der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und bei der Einweihung des Friedrich-Danneil-Museums die Medaille des Kreises Salzwedel. Der Altmärkische Verein ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Am 3. April 1936 ist er heimgegangen. Uns allen im Altmärkischen Verein, die wir ihn gekannt haben, wird er als ein ehrwürdiger Vertreter unserer besten Vereinstradition in Erinnerung bleiben.

3. Albert Wande. Er entstammte einer alten Salzwedeler Bürgerfamilie, die schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts neben dem Ackerbau die Brauerei und Brennerei betrieben hat. Er war beseelt von der Liebe zur altmärkischen Heimat, zur Kunst, zum deutschen Volkstum und nicht zuletzt zur deutschen Muttersprache und hat viel auf diesen Gebieten gesammelt. In Verbindung mit Professor Gädcke und Apotheker Zechlin war er unermüdlich für die Heimatpflege tätig. Sein besonderes Arbeitsgebiet aber war die Lichtbilderei. Darin hat er Hervorragendes geleistet. Und bedeutende Zeitschriften, z. B. der „Kunstwart", haben gern Lichtbilder von ihm wiedergegeben. Eine wohlgeordnete und katalogisierte Sammlung von mehr als 1800 Negativ-Platten im Format 13×18 cm und eine wohl noch umfangreichere, aber noch nicht so gut geordnete Plattensammlung im Format 9×12 cm harren der Bearbeitung für unsere altmärkische Heimatkunde. Es wäre schön, wenn sie zum Grundstock für ein altmärkisches Lichtbildarchiv würden. Am 19. Juni 1936 ist Albert Wande im 74. Lebensjahre an einer Herzlähmung plötzlich verschieden.

Der Verein umfaßt jetzt etwa 130 Mitglieder. Vor 30 Jahren hatte er noch 342 Mitglieder. Sollte es nicht möglich sein, die Mitgliederzahl wieder zu heben? Auch unser altmärkisches Landvolk sollte doch in der heutigen Zeit für die schöne Arbeit des Altmärkischen Vereins mehr als früher zu haben sein. Möge die Hundertjahrfeier, die wir im Oktober dieses Jahres in Salzwedel zu feiern gedenken, auch darin der Beginn einer neuen Blütezeit dieses ältesten altmärkischen Heimatvereins werden!

P. Pflanz.

„Ueberblicken wir am Schlusse dieses Berichts das, was durch unsern Verein in der ersten Zeit seiner Dauer für die zwiefache Richtung desselben („vaterländische Geschichte" und „Industrie") geschehen ist, so müssen wir zugestehen, daß er für die Folge zu schönen Hoffnungen berechtigt, wenn seine Mitglieder im Geiste desselben immer mehr fortzuwirken suchen. Wirken so lange es Tag ist, müsse unser Wahlspruch sein, dann wird ein schönes Band des größten Vertrauens Stadt und Land immer inniger aneinander knüpfen, und der Segen für unsere Nachkommen wird nicht ausbleiben. Dazu gebe Gott seine Gnade und seinen Beistand."

J. Fr. Danneil (am Schluß des 1. Jahresberichts des A. V.)

Inhaltsverzeichnis:

Seite

1. Hundert Jahre Altmärkiſcher Verein für vaterländiſche Geſchichte.
   Von Wilhelm Fehſe. 3
2. Johann Friedrich Danneil: Lebenserinnerungen.
   Von Helmut Kromphardt. 11
3. Zwei bedeutſame Urteile über Danneils Arbeiten. 62
4. Die Kloſterkirche zum Heiligen Geiſt von Salzwedel.
   Von Friedrich Hartleb. 63
5. Zur Geſchichte der Familie v. Kalben.
   Von R. von Kalben-Vienau. 90
6. Das Peſtjahr 1636 in der Altmark.
   Von P. Pflanz-Kloſter Neuendorf. 101
7. Salzwedels Zinngießer.
   Von Franz Bohnſtedt. 115
8. Muſeumsbricht.
   Von Franz Bohnſtedt. 124
9. Vereinsbericht.
   Vom Herausgeber. 131